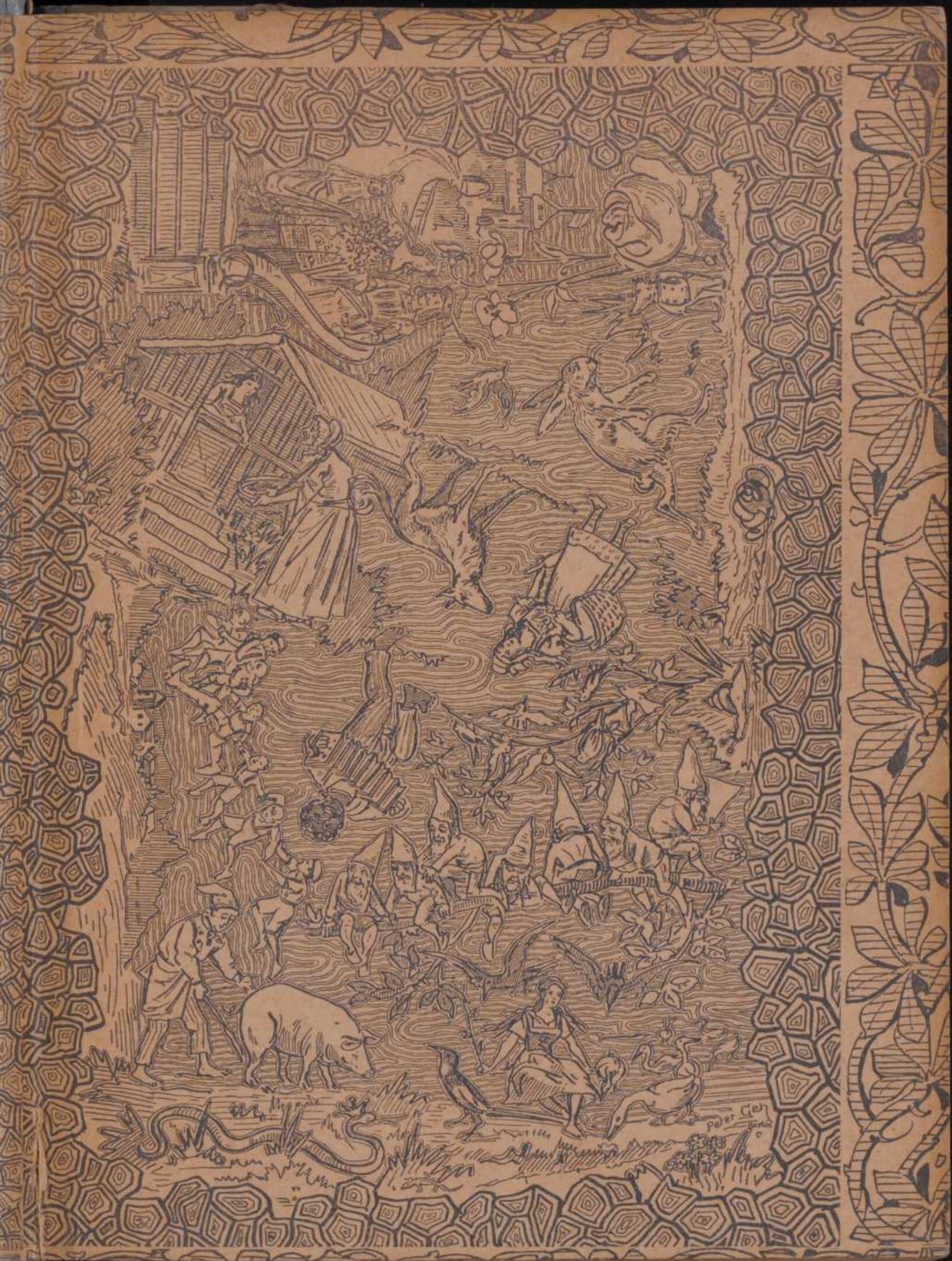




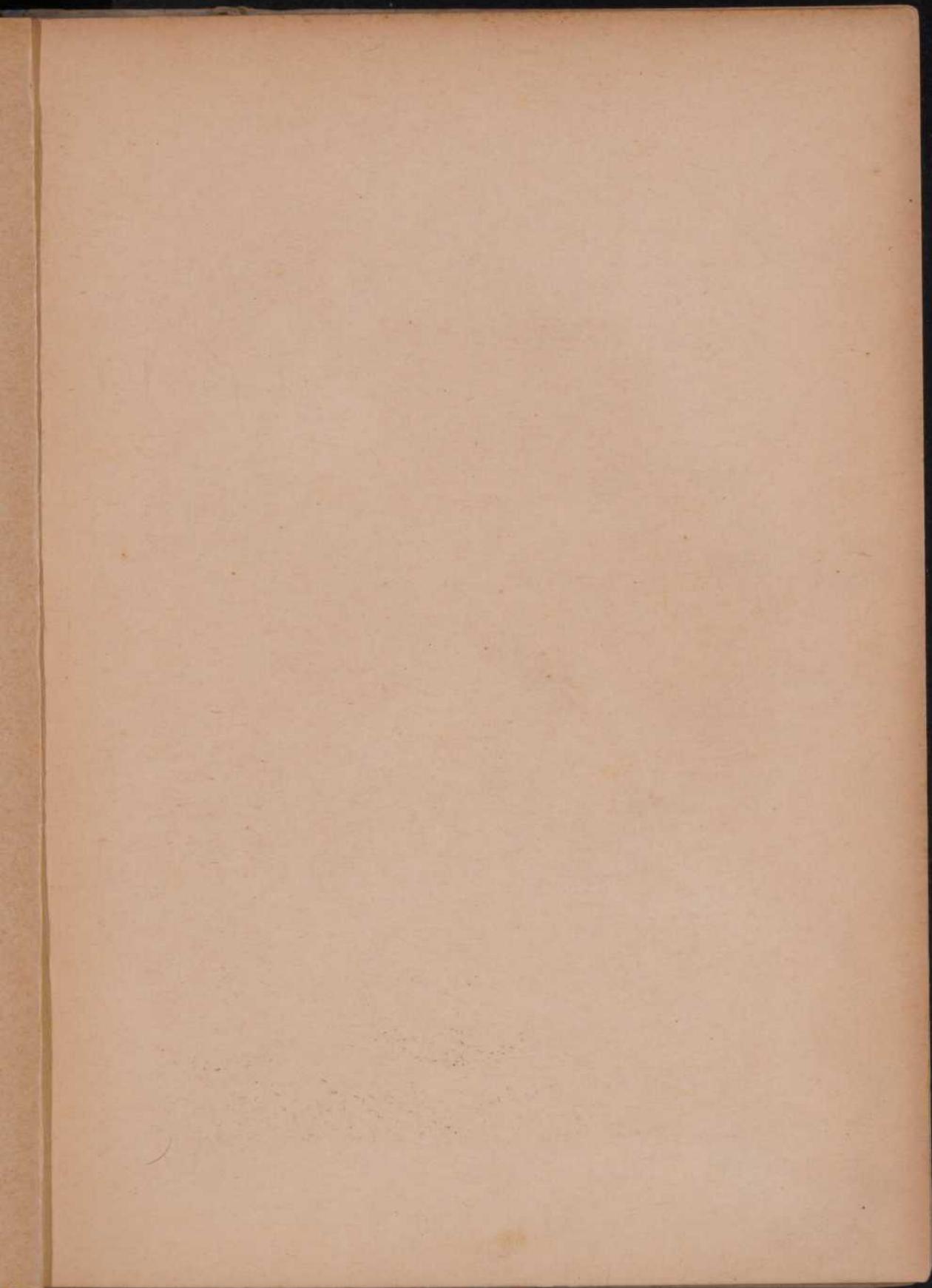
Sechs  
Erzählungen  
für die  
Mädchenwelt  
von  
Marie Nathusius





95







4229

Sechs  
Erzählungen

für die Mädchenwelt

von

Marie Nathusius.

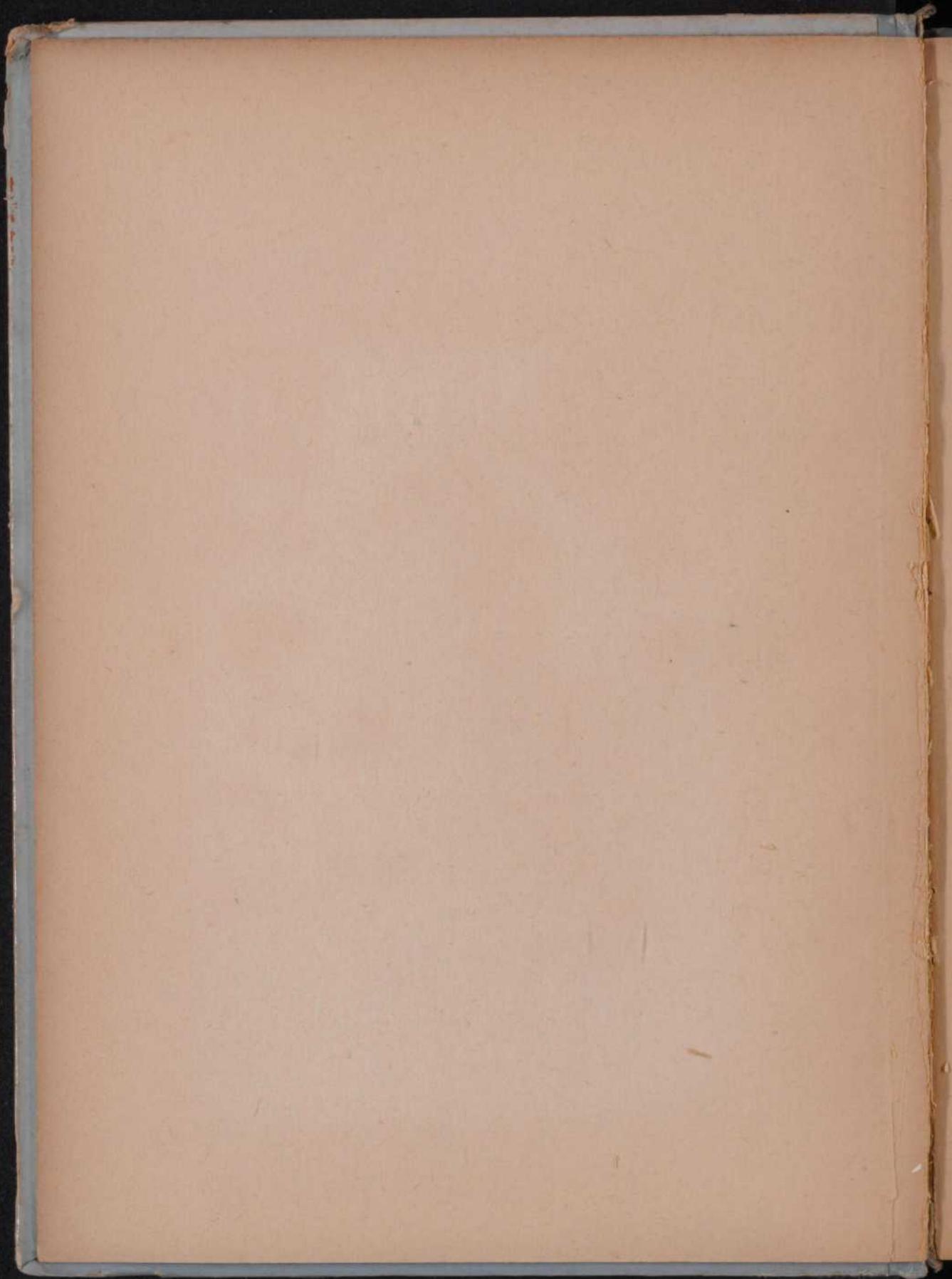
Illustriert von Peter Geh.

Unter Berücksichtigung der neuesten Rechtschreibung.



Verlag von Richard Gahl

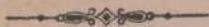
Berlin N. 4.

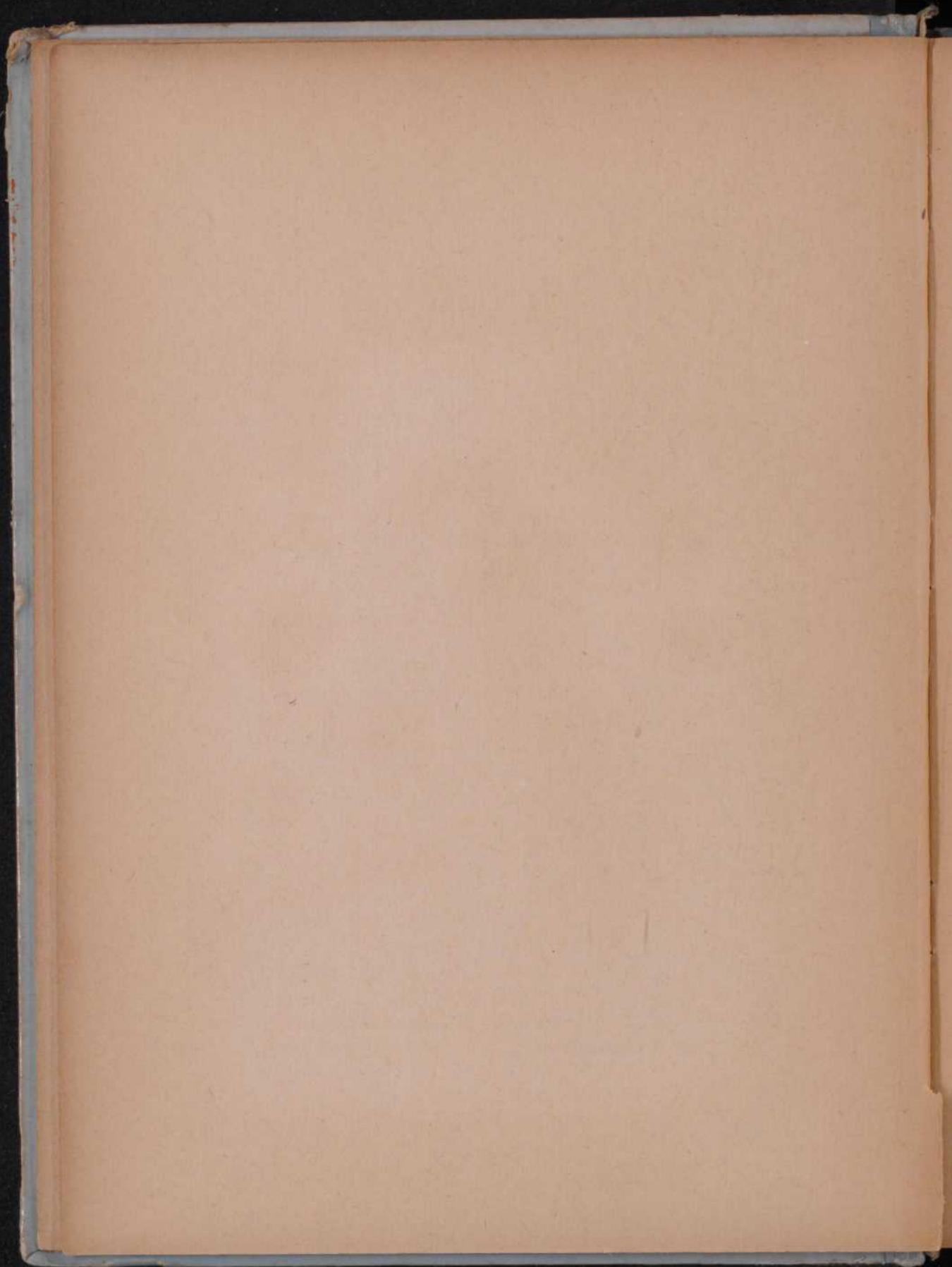


## Inhalts-Verzeichnis.

---

	Seite.
Der Turmwart zu Weislingen . . . . .	5
Tagebuch eines armen Fräuleins . . . . .	26
Tante Sofie . . . . .	147
David Blume . . . . .	163
Die beiden Tannenbäume . . . . .	183
Anna . . . . .	199





## Der Turmwart zu Weißlingen.

In Weißlingen bestand der Turmwart aus drei Personen, alle drei aber galten dem Magistrat nicht so viel, als eine Person, denn er hatte schon öfter mit Entsetzung gedroht. Das war jedoch unrecht, denn die Stadt war nie besser bewacht, als unter Peter Boppart. Hatte Peter auch nur ein Bein, und war dieses eine Bein auch noch lahm, und litt er auch öfter an blöden Augen, und war die alte Base auch stocktaub, und war Gretchen, das Enkelkind, auch erst dreizehn Jahr alt, so machten alle drei zusammen doch einen vortrefflichen Turmwart, und Peter Boppart wollte sich vom Gegenteil nichts einreden lassen, der Magistrat konnte das Ding drehen, wie er wollte.

Wenn Peter auch ein lahmes Bein und einen Stelzfuß hatte, so verwaltete er sein Amt doch mit vielem Eifer und getreuem Sinn. Er behütete die Stadt, wie ein Hirt seine Herde, wußte auch genau Bescheid dort unten in den Häusern und Gehöften und manchen guten Rat, manche wohlgemeinte Warnung holte man sich von Peter Boppart. Auch Mond und Sterne und Wolken und Wind hatte er studiert, darum ward keine große Wäsche und keine Lustreise vom Städtchen unternommen, ehe Peter Boppart nicht gutes Wetter prophezeit hatte.

Ohne Gretchen und die taube Base wäre Peter freilich eine verlorene Person gewesen, obgleich ihm das niemand sagen durfte.

Die Base hörte zwar keine Uhr schlagen, aber sie hatte die Uhr im Kopfe, ja wenn es keine Uhren in der Welt gegeben hätte, sie würde doch auf die Minute nach allen vier Weltgegenden die Viertelstunde geblasen haben. Auch verstand

sie es sehr gut, die große Uhr aufzuziehen und in Ordnung zu halten, denn Peter konnte nicht mehr die enge Treppe hinauf.

Die Seele von allem aber war Gretchen, Gretchen mit den schnellen Füßen, mit dem lebhaften Geiste und dem hellen Kopf. Sie half auch weit mehr, als die beiden Alten sich gestehen wollten. Sie lief die Treppen auf und ab, sie kannte weder Furcht noch Schwindel. Von der Base hatte sie die Pünktlichkeit und vom Großvater die Herrschsucht geerbt, und wenn es da hieß: Gretchen ist ein Kind, man darf ihr nichts anvertrauen, so war Gretchen doch Hans in allen Ecken und hatte ihre klugen Gedanken.

„Großvater, auf dem Stahlenkopf liegt ein dünner Nebel, und der Wind ist seit gestern von dem Morgen in den Mittag gegangen, es giebt bald Regen.“

„Ja, Kind, wenn das ist, wird sich das Wetter nur noch heute und morgen halten.“

Wenn die Base sagte: „Endlich wird das Schlackerwetter aufhören, der Wind ist aus dem Abend gegangen, die Frau Bürgermeisterin mag nur große Wäsche halten,“ so antwortete Gretchen:

„Das hilft uns noch nichts, ehe der Wind nicht nach dem Morgen geht, und ehe die Wolkenchichten nicht über den Rehenhag steigen, wird das Wetter nicht hell, laß nur die blaue Schürze hängen, Base, die Frau Bürgermeisterin ist eben in ihrer Wäschekammer und schaut nach uns.“

Die Base ließ die blaue Schürze, das verabredete Regenzeichen, hängen und dachte: Wo will es hinaus mit des Mädchens Klugheit? und Augen hat sie im Kopf zum Verwundern.

Ja, es war seltsam, es war gerade, als ob Gretchen einen Frauenhofer Sterngucker über der Nase sitzen hätte. Stundenweit konnte sie sehen, auf halbe Stunden weit erkannte sie die Menschen und konnte sehen, was ihr Thun und Treiben war.

„Schau, Großvater, gehört die große Kornbreite über der Kinderhütte nicht dem Kohlröse?“

„Ja, freilich,“ sprach der Großvater.

„Aber Schmüllers Diebe ist mitten darin und rauft.“

Ueber die gottlosen Menschen! — Der Großvater nahm sein Sprachrohr und rief mit gewaltiger Stimme: „Dieb! Dieb! willst du aus dem Kornfeld!“ Die Diebe sauk beinahe in Ohnmacht, als sie aus blauem Himmel die Stimme hörte. Sie hätte auch gewiß das Wunder in der Stadt bekannt gemacht, hätte es nicht ihrer Ehre Schaden gethan.

Ja, das Sprachrohr wäre eigentlich als vierte Person zu betrachten gewesen, es war dem Städtlein von großem Nutzen und hatte manche stehlustige Hand zurückgeschreckt. Peter hatte es im Kriege eingetauscht und als ein Geheimniß mit auf den Turm genommen, er gebrauchte es nie zum Schabernack, nur zum höchsten Ernst. Ja, eine Geschichte wurde lange als ein Wunder erzählt. Anna Mähringer, die Frau des Herrn Stadtschreibers, war die Tochter eines nahen Försters, sie ging gar oft an den Sieben Breiten entlang in den Hasenwinkel und so zum Forsthaus, und was sie im Walde eilte, ging sie im Felde langsam. Die Anna hatte nämlich drei Hühner, und da sie glaubte, daß die Eier weit billiger wären, wenn sie kein Futter kaufen müßte, nahm sie auf jedem Heimweg die Taschen voll Mehren mit. Oft war es geglückt, Peter sah wohl verwundert die Frau Stadtschreiberin im Felde weilen, dachte aber nicht daran, daß diese vornehme Frau auf unrechtlichen Wegen ginge. Endlich ward es ihm klar, er sah gar, wie sie daheim die Hühnerchen fütterte. Da ward ihm wahrlich die Zeit lang bis zum nächsten Diebesgang der Frau, und donnernd rief er ihr zu, als er sie wieder bei der Arbeit traf: „Anna Mähringer, du sollst nicht stehlen!“ Anna stürzte zur Erde und blieb ohne Bewußtsein liegen. Peter, der damals noch jung war, ward selbst bang und wollte schon Boten

abschieden nach dem Herrn Stadtschreiber, als der Eigentümer des Kornfeldes desselben Weges kam, die Frau zum Bewußtsein brachte und sie heimführte. Am Abend schon ging in der ganzen Stadt das Gespräch, wie die Frau Stadtschreiberin vom Herrjott selber vom Mehrenraufen abgehalten worden sei. Sie hatte alles gestanden, war auch lange nachher noch schwermüthig und hatte sich nie wieder getraut, den Weg allein zu gehen.

Eine lange Zeit hatte diese Begebenheit allem Feld- und Waldsrevell gesteuert, die junge Generation aber fing sachte wieder an, und da sie weniger schreckhaft war, als die Anna Mähringer, so wurde nichts laut von der Warnstimme und ein jeder, der Lust hatte, versuchte es wenigstens einmal, und Peter hatte nicht genug sein Sprachrohr zu loben und dem Magistrat eine schlimme Zukunft zu prophezeien, wenn er ihn seines Amtes entsetzen wollte.

Vor einigen Tagen hatte Peter erst ein großes Schreiben erhalten, worin man sich höflich nach seiner Gesundheit erkundigte, und ob er immer noch sein schweres Amt zu verwalten gedenke. Er hatte höflichst geantwortet, daß er mit Gottes Hilfe noch Turmwart zu bleiben gedenke.

So standen die Sachen an einem Himmelfahrtsheligenabend.

Peter hatte ein banges Gefühl, als ob er doch bald von seinem alten Paulsturme scheiden müsse, und Gretchen, die die Gedanken des Großvaters erriet, klopfte ihm auf die Schulter und sagte: „Großvater, kannst du fort von hier? sieh dich doch noch einmal um, ich kann nicht fort — und nun ist's gut, Herr Magistrat.“

Peter mußte lächeln. „Gretchen,“ sagte er, du weißt nicht, wie es da unten hergeht.“

„Ich weiß es wohl,“ entgegnete sie, „und gerade deshalb will ich nicht hinunter. Da ist es trübselig in den engen Straßen und dunkeln Häusern, ich bleibe oben.“

Der Alte ging kopschüttelnd in die Stube.

Gretchen aber ging hinaus auf die Galerie und schaute in die liebe weite Welt. Gretchen war oben geboren und erzogen, ihr seliger Vater war ein fleißiger Schneider, er starb samt der Mutter und Großmutter an einem bössartigen Fieber. In die Stadt war sie selten gekommen, die Base machte Einkäufe und sorgte für den Haushalt. Gretchen lernte vom Großvater lesen und singen, ließ sich viel von ihm erzählen, und war außerdem auch wohl unterhalten. Von der Galerie hinab schaute sie in einen Guckkasten, hier sah sie ein Käzlein promenieren und dort den Schornsteinfeger aus dem Schornstein kriechen. Auf einem Hof ward gewaschen, auf einem ein Schwein geschlachtet, auf einem wurden Waren verpackt, dort spielten Kinder, dort zankten sich große Leute. Wenn es ihr dort zu bunt war, ging sie nach der stillen Seite und schaute über den Kirchhof hinweg nach den Bergen. Sie sah Rehe aus den jungen Birken treten und die Kaninchen auf der Waldwiese spielen, und der Schäfer mit der Herde zog die grüne Trift entlang. Die Sonne senkte sich hinter den fernen Bergen hinab, die Schatten im Thale wurden länger und die Lichter auf den Höhen rosig, dort aus dem Thale kamen die Kühe häutend heim, sie verloren sich in den gewohnten Straßen und Gehöften, es ward dämmerig. Da steigt der Mond über die dunkeln Buchen auf, so voll und golden, sein helles Licht liegt auf der schlafenden Stadt und auf der ruhenden Welt. Der frische Duft von Thau und blühenden Bäumen und von jungen Tannen schwebt hinauf und kühlts Gretchens Stirn. Tut, tut, tut, tut! so ging sie nach allen vier Himmelsrichtungen und blies in das Horn. Dann saß sie wieder still, nichts regte sich. Doch, — die Wetterfahne ging leise hin und her, und ein Käuzchen rief im Turme. Gretchen schauerte nicht, das waren liebe, bekannte Töne. O wie schön, wie schön! Sie schaute unter sich und nach oben. Die Kirche lag in Form eines schlanen Kreuzes nach dem Morgen hin, sie ist dem

Herrn Christus zu Ehren erbaut, und er selbst sitzt oben zur rechten Hand Gottes in aller Herrlichkeit. Hier unten ist alles still, dort oben wacht unser lieber Vater, laß mich nur nie hinunter dort in die dunkle Welt! so hatte Gretchen oft gebetet, wenn sie halbe Nächte lang so allein über der Welt, dem Himmel nahe war. O du lieber Paul, du wirst mich doch nicht von dir lassen! und es war ihr, als ob der Herrgott selber zu ihr spräche: „Gretchen, du sollst nimmer dort unten in den dunkeln Straßen wohnen.“

Darum war sie getrost, wenn der Großvater seufzte, und war es auch heute zum Himmelfahrtsheiligabend. Sie tritt auf die Galerie und mustert ihren Garten, der in einigen Töpfen und Erdkästen besteht. Ihr Name ist in Kreuze herrlich aufgegangen, die Stocknelken haben dicke Knospen und die Goldweilchen blühen schon. Alle diese Sachen hat ihr Bürgermeisters Kornel geschenkt. Das ist ein unbändiger Junge, der da meint, weil er des Bürgermeisters Sohn sei, könne er nach Belieben im Turm hausen. Um den alten Turmwart nun gütig für sich zu stimmen, brachte er allerhand Sachen, und der Großvater, sowie Gretchen, nachdem sie ihn gewarnt, nahmen aus Gutmütigkeit seine Geschenke an. Nicht heimlich, nein, die gute Frau Bürgermeisterin wußte das, sie war Gretchens Pate und schickte selbst oft ansehnliche Geschenke. Sie kannte aber auch ihr einziges, verzogenes Söhnchen; sie so wenig, als ihr stattlicher Herr Gemahl hatten Gewalt über ihn, konnten ihn von seinen Turmabenteuern nicht abhalten; denn er war ganz wie veressen darauf, und es war ihm wenigstens lieb, daß der Turmwart ihn unter seine Obhut nahm.

Gretchen hatte nicht lange vor den Blumen geseffen, da hörte sie Stimmen unter sich. Das ist der Kornel mit seinen Kameraden, dachte sie und schaute hinab zum nächsten Schallloch, woher die Stimmen kamen. Jetzt ward ein Brett

herausgeschoben, der Kornel stellte sich auf das Brett und rief seinen Kameraden zu, festzuhalten, es seien da wohl vier Starnester und Eier und Junge darin.

„Kornel! Kornel! Bist du wahnwitzig? Steig herein!“ rief Gretchen starr vor Schrecken.

Gott erbarm's! Dort unten am Rehenhag stand die Frau Bürgermeisterin in ihrem Garten sammt dem Ehegemahl, beide rangen die Hände, sie sahen den Knaben dort schweben und dachten sogleich an ihr wildes Söhnlein.

Kornel reicht indessen die jungen Stare seinen Freunden zu. „Wir können's nicht mehr halten!“ riefen diese mit einem mal. Das Brett schwankte, — Kornel griff schnell nach einem wilden Strauch, der dort am Schallloch sein lustig Plätzchen gefunden, suchte die Füße in Steinritzgen zu klemmen und schwebte so zwischen Himmel und Erde.

Es kann nicht so schnell gelesen werden, als das alles passierte. Ebenso schnell war Gretchen auch die Treppen hinunter, sie nahm den Glockenstrang, schwang sich in das Schallloch, zog den Strang um Kornels Hüften, und dieser balancierte in das Schallloch hinein. Da aber fiel er zu Boden, Schrecken und Todesangst hatten ihm die Sinne geraukt. Die Base und Gretchen rieben ihn mit Essig und besprengten ihn mit Wasser, und eben als Bürgermeisters jammernd auf dem Kirchhof erschienen, konnte ihnen Gretchen zurufen, daß dem Kornel kein Leid geschehen sei.

Die zärtlichen Eltern kamen doch die Treppen hinan, um das Schmerzenskind zu sehen, zu schelten und zu lieblosen, und dem tapfern Gretchen Dank zu sagen. Bei dieser Gelegenheit ging der Herr Bürgermeister auch selbst zum Peter; der war durch den Lärm auf die Beine gekommen und konnte seinen Vorgesetzten an der Thür begrüßen. „Bist noch so rüstig?“ fragte dieser; Peter, was ich thun kann, soll geschehen, daß du hier in Ruhe bleibst.“

Leider konnte er nicht so viel thun, als er wollte; es war damals schon so, daß gutmütige Leute weniger ausrichten, als die schlauen. Der eine Ratsmann, der einem Verwandten die Turmwartstelle gönnte, stellte gar berebtsam vor, wie die Stadt in großer Gefahr schwebte, solange sie von einem Manne bewacht sei, der oft monatelang im Bette liege. Der Bürgermeister hatte ihn aber wohl aufgefunden, und der Bürgermeister hatte wenigstens ein Wörtlein zu sagen, und Peter wurde noch ein Jahr gefristet.

Peter seufzte, als er es hörte, Gretchen aber dachte: Kommt Zeit, kommt Rat! Und als sie wieder allein auf der Nachtwache stand, da streckte sie die Hände gen Himmel: „Du lieber Herr, ich danke dir für alle deine Güte, auch daß du den Kornel gerettet hast und wenn es dir recht ist, laß mich hier oben, hier nahe dir, und allein mit dir, bis ich dort ganz und gar oben bin, und ganz und gar bei dir.“

Für Gretchen war der Sommer so schön, wie jeder andere und noch unterhaltender, sie mußte zuweilen die Frau Pate besuchen, nicht unten im großen Markthaus, sondern außen im Hagengarten. Gretchen hatte die Frau Bürgermeisterin oft beobachtet, wie sie zwischen den zierlichen Beeten hin und her wandelte, frühmorgens die verblühten Rosen schnitt, abends Blumen goß, oder dem Kornel Kirschchen in die Taschen steckte, auch wohl andern Kindern, die vorüber gingen. Jetzt legte Gretchen an alles selbst Hand mit an und war voller Lust und Vergnügen darüber. Am liebsten aber ging sie zur Hinterpforte hinaus, den Berg hinan zu den jungen Birken, wo des Abends die Mehe ruhten. Sie erkannte fast jeden Baum und begrüßte ihn freudig, aber auch dem alten Paul schien sie hier oben wieder näher und hätte ihm die Hand reichen mögen.

Der Sommer verging, der Winter kam. Ein tüchtiger Winter! Der Schnee blieb liegen von Martini an bis Ende

Februar, und dick fiel der Schnee, oft konnte Gretchen des Morgens kaum die Thür nach der Galerie aufmachen. Der alte Paul hatte eine weiße Wintermütze aufgesetzt, und Kirche und Häuser und Bäume waren dick eingehüllt. Die Menschen konnten oft des Morgens nicht aus den Häusern heraus und mußten sich erst Wege schippen und graben und fegen. Da liefen dann kleine Wege zwischen den Schneewällen, und Gevattern und Nachbarn konnten zu einander trippeln. Gretchen hatte nichts weiter von oben zu schauen, aber Langeweile hatte sie dennoch nicht, sie spann und lernte fleißig in der Bibel und Katechismus und Gesangbuch; zu Ostern sollte sie zum heiligen Abendmal gehen.

Ende Februar schlug das Wetter plötzlich um; Südwind und Sonnenschein tauten Schnee und Eis. Sturm und Regengüsse machten in kurzer Zeit die Felder schwarz und die Flüsse brausend. Das Fließchen, welches sonst so still am untern Teile von Weißlingen hinabfloß, fuhr reißend daher und drang in Stadtteile, wohin es seit Menschengedenken nicht gedrungen war. Das war aber nicht die Hauptsorge, der Strom, eine halbe Stunde im Lande, mußte mächtig schwellen. Wenn die Eisdecke sich plötzlich hob, wenn von allen Seiten so heftiger Zuschuß kam, war es leicht möglich, daß die hohen Dämme diesmal nicht ausreichten.

Peter Boppart ließ seine Bedenken dem Herrn Bürgermeister sagen, und der kam selbst mit dem löblichen Magistrat auf den Paulsturm, um dort oben von der Sachlage genaue Kenntniß zu nehmen. Peter sprach seine Bedenken aus, daß vom Strom her der ganze Landstrich möchte unter Wasser gesetzt werden, und gab den Rat, wenigstens den Grundzapfen zu erhöhen, weil er einen halben Fuß niedriger als die Dämme sei, und an einem halben Fuß oft die Entscheidung hinge, auch riet er, die Sorgenhäusler, einen Trupp Häuser, zehn Minuten in das Feld hinein, zu warnen. Peter ward

jedoch von dem einen Ratsmann, seinem Widersacher, verlacht; der meinte, Peter beunruhige die Stadt ohne Not, könne es nicht beurteilen, die Dämme hätten immer geschützt, acht Tage wenigstens würde die Eisdecke noch halten, darüber hin könnte viel Wasser ablaufen.

„Es steigen aber schon einige Schollen,“ bemerkte Gretchen, die große Angst auf der Seele hatte und dadurch Mut bekam, diese bescheidene Bemerkung vor den großen Herren auszusprechen.

„Albernes Geschwätz!“ entgegnete der Ratsmann, „wie sollte man das von hier aus sehen. Sehen Sie etwas, Herr Gebatter?“

„Nein, — nein,“ — waren die Antworten, „wir sehen nur eine glatte Oberfläche.“

Gretchen schüttelte den Kopf, aber die Herren stiegen hinab mit der Bemerkung, bis morgen sei wenigstens Zeit genug zum Ueberlegen.

Der Abend war trüber und stürmischer, Gretchens Augen hingen unverwandt an der großen Wasserfläche, da sah sie plötzlich einen neuen Damm sich türmen. „Großvater, das Eis geht, es türmt sich unten am Grundzapfen, nun ist keine Rettung.“

Gretchen hörte gar nicht, was der Großvater ihr sagte, sie lief eiligst zum Bürgermeister. „Das Eis türmt sich auf, wie große Berge, diese Nacht wird das Wasser übergehen,“ sagte sie, „stellt Wache an den Grundzapfen, daß die Sorgenhäusler nicht umkommen.“

Die Ratsmänner waren gerade beim Bürgermeister. Der Widerspenstige konnte seine Thorheit nicht meistern; er fuhr Gretchen gewaltig an, Eistürme seien da von jeher gewesen und deswegen hier noch keine Gefahr. Er sprach von albernen Kindern und schwachsinigen Alten, und seine Kollegen ließen sich von dem Beredten einschüchtern.

Peter schüttelte den Kopf, er legte sich auch nicht zur Ruhe, obgleich Gretchen allein die Nachtwache halten wollte.

Es hatte eben elf geschlagen, der Wind hatte sich gelegt, die Nacht war still, Gretchen stand bange lauschend auf der Galerie, da hörte sie plötzlich ein lautes Brausen. „Großvater!“ rief sie erschrocken.

Er kam. — „Jetzt ist's geschehen,“ sagte er, „der Grundzapfen ist über, der Herr erbarme sich der armen Sorgenhäusler.“

„Ich laufe hin,“ rief Gretchen, „ich will sie warnen.“

„Kind, du bist kaum hin, so reicht die Wasserfläche vom Damm bis zur Stadt, zurück könnt ihr nicht,“ sagte der Großvater bedächtig, „die Leute von der Fischerei müssen mit den Rähnen retten.“

„Wenn sie aber nicht wollen?“

„Darum gehst du erst zum Bürgermeister, er muß es befehlen.“

Gretchen lief eilig die Treppen hinunter hin nach Bürgermeisters. Sie klopfte so heftig an die Hausthür, daß der Bürgermeister samt der Frau erschrocken aus den Betten fuhren.

„Was ist los?“ riefen die Stimmen durch den Schiebeladen.

„Der Grundzapfen ist über, die Sorgenhäusler müssen ertrinken,“ rief Gretchen.

Ja wirklich, man konnte, wenn man genau horchte, selbst hier das Brausen hören. Der gute Bürgermeister schrieb eiligst einen Befehl, die Fischer sollten mit so vielen Booten als möglich nach den Sorgenhäuslern fahren, die ohne Zweifel schon in einem See lägen. Bürgermeisters Mädchen sollte nun den Büttel wecken und der den Fischern diesen Befehl überbringen. Gretchen aber litt das nicht, sie nahm selbst den Zettel und lief damit nach der Fischerei. Ihr Fuß hatte hier noch nie gewandelt, aber ihre Augen wußten Bescheid im

kleinsten Winkelgäßchen, und auf dem kürzesten Wege erreichte sie ihr Ziel. Die Fischer aber waren wie vernarrt, als sie hörten, sie sollten mit den Rähnen nach den Sorgenhäuslern fahren. Gretchen erzählte in der Eile, was sich zugetragen, und überzeugte sie auch bald; denn beim bleichen Schein des Mondes sahen sie nach Norden hin über eine Wasserfläche, wo bisher nur der Pflug gegangen war. Ein Schauer ging durch die Herzen der Leute, ein alter Fischer erzählte, daß er sich aus seiner frühesten Jugend einer Gefahr entsinne, wo die ganze Stadt aufgeboten wurde, Dünger und Erde zu fahren, um den Damm zu erhöhen. Doch war jetzt nicht viel Zeit zum Erzählen, es mußte gehandelt werden. Durch die Nacht her drang das Brausen nicht mehr so heftig als im Anfang; ein Zeichen, daß das Wasser nicht mehr so hoch zu fallen brauche, die Gefahr also im schnellen Wachsen sei.

„Gefahr freilich!“ entgegnete ein Fischer auf diese Bemerkung Gretchens, „aber Gefahr auch für uns; wenn der Damm über ist, sind auch die Eisschollen über und der kühnste Fischer kann in keinem Eiszug fahren.“

Die Bemerkung war richtig, alt und jung riet hin und her und wußte keinen Rat, und Gretchens Angst stieg himmelan. — Da hörte man ein fernes Hilferufen.

„Das sind die Sorgenhäusler,“ rief Gretchen, „wollt ihr sie nicht retten, so rette ich sie, der Herr wird mir helfen.“ Sie bat um des Himmels willen, ihr einen Rahn und ein Ruder zu geben: „Drüben finde ich Männer und Hilfe.“

Man machte ihr Vorstellungen.

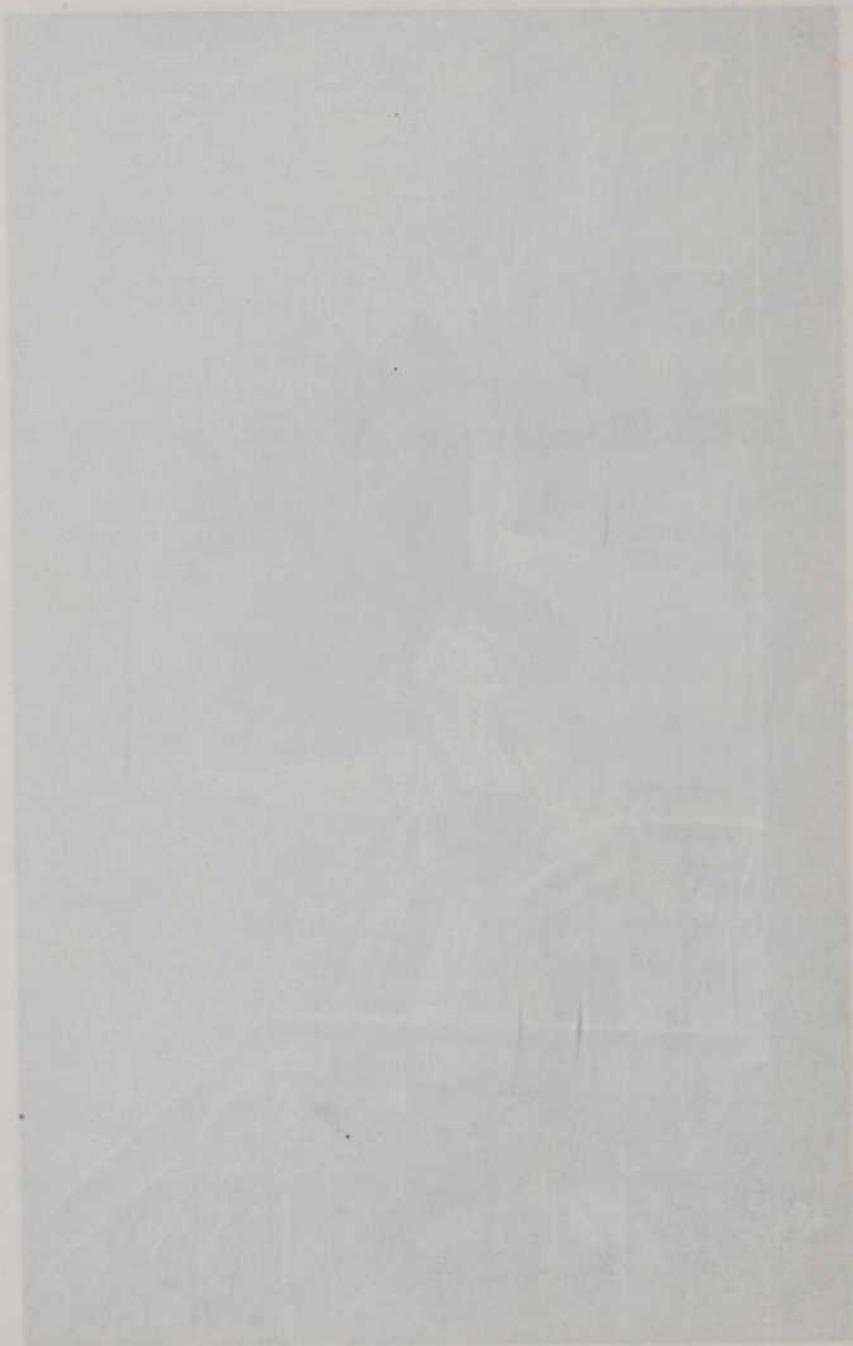
„Ich sehe aber keine Eisschollen.“

„Ja, hier ist's wie eine Bucht, es fehlt die Strömung.“

„So fahre ich hier an den Weingärten hin bis zum Bappelstrich, da halt ich mich an den Bäumen, die schützen mich, dann komme ich nach dem Grauen Höch und von da gewiß trocken zu den Häusern.“



Nathusius.



„Das Kind ist gescheiter als wir alle,“ sagte jetzt ein alter Fischer. „Frisch Hand angelegt! ich fahre mit, es ist Christenpflicht.“

Und alle fuhren mit, wenn auch manche mit schwerem Herzen. „Wenn nur die Eisschollen nicht kommen, unsere Rähne sind verloren!“

„Sie kommen nicht,“ sagte Gretchen entschieden.

Und sie kamen nicht, das Wasser war still und ruhig und wurde schnell durchfahren, und Gretchen, die im ersten Rähne saß, war eine treffliche Ratgeberin; es war, als ob sie mit den Falken Augen durch die Dunkelheit schauen könnte, so gut kannte sie das Terrain, auch war ihre Berechnung richtig. Hinter den Pappeln war eine geschützte Fahrt, die Schollen hatten sich dort hoch getürmt; auch war es richtig, daß vom Grauen Höch die Häuser trocken zu erreichen waren.

Das war eine Freude und ein Jubel und dazwischen ein Jammer zum Herzrühren! Gretchen half den Frauen, die Kinder besorgen, die kleinsten wurden in Betten gepackt, die größeren mußten kleine Habseligkeiten tragen. Der Rückweg aber war schon mit größerer Gefahr verknüpft; die Eisschollen hinter den Pappeln hatten sich höher geschoben, die Bäume konnten nicht lange solche Wucht ertragen. „Herr, Jesus Christus, hilf!“ flehete Gretchen. Bald ist der erste Rahn in der Bucht, — jetzt auch der letzte in Sicherheit, und jetzt begann das stockende Blut in den Adern wieder leichter zu fließen. Gretchen aber brach hervor: „Nun danket alle Gott!“ so fing sie mit bewegtem Herzen an zu singen, alle stimmten ein. O, das Klang schön und rührend über dem Wasser hin, und viele aus der Stadt, die sich bange harrend am Ufer gesammelt hatten, stimmten, als sie diese Töne hörten, gar freudig ein.

Kaum waren die Rähne gelandet, da stürzten prasselnd die Eismände über die Pappeln und das Wasser fuhr hoch

auf mit den Rähnen. Noch einmal entfuhr ein Schreckensruf den Zuschauern, doch ohne Not, die Menschen waren in Sicherheit, auch war die Wasserfläche bald wieder im Gleichgewicht, daß auch die Sachen konnten aus den Rähnen herausgenommen werden.

Die Magistratsherren hatten gar lange Zeit am Ufer geharrt, dreißig Menschenleben ruhten auf ihrer Seele, und sie stimmten wohl am freudigsten das Danklied an, ausgenommen der weiseste der Ratsherren, der so guten Rat gegeben, der hatte sich krank melden lassen.

„Wer ist nur das blonde Mädchen gewesen,“ hieß es, „die den Zug anführte?“ Niemand wußte es; weder die Fischer, noch die Sorgenhäusler hatten sie je gesehen. „So meine ich, es ist ein Engel gewesen,“ sagte der alte Fischer, „sie war so schön und klug, wie ein Engel, wußte Bescheid hier außen, wie der Herrgott selber, ein jedes Hügelein wußte sie anzugeben, daß wir es glücklich umschifften.“

„Gi, das ist das kluge Gretchen vom Paulsturme gewesen,“ sagte der Herr Bürgermeister; „wo ist sie nur hin? sie muß belobt werden von ihren Mitbürgern.“

Ja, wo war sie hin? Längst den alten Paul hinan. Dort auf der Galerie kniete sie nieder: „Herrgott, ich danke dir, du hast uns gerettet, ich will es nie vergessen.“ — Drei Uhr war es, da trat sie zum Großvater hinein, er hatte ja singen hören: „Nun danket alle Gott!“ er wußte die Hauptsache. Gretchen erzählte ihm noch den Hergang.

Als das Tageslicht die Nacht verdrängte, da gab es einen schaurigen Anblick oben vom Turm. Alt und jung kam hinauf, um das schreckliche Wunder zu sehen. Wasser, nichts als Wasser, einige Schornsteine der Sorgenhäusler schauten heraus, aber auch diese Ueberbleibsel wurden von den Eisschollen fortgerissen.

Der Herr Bürgermeister kam natürlich mit seinen Herren Kollegen auch hinauf, sie jammerten gehörig; was aber ihr

Herz fast brechen machte vor Beschämung, der schwarze Strich des Dammes war deutlich zu sehen, das Wasser war nur am Grundzapfen übergegangen; mit dem halben Fuß, von dem Peter vorsorglich gesprochen, hatte es seine Richtigkeit. Sie sagten es jetzt nicht, daß Peter ihnen so guten Rat gegeben, und der war klug genug, jetzt zu schweigen. Was half's auch, als alte und junge Bürger so herzlich bedauerten, den Grundzapfen nicht gesichert zu haben! Seit heute morgen war scharfer Ostwind, der das Wasser hinabführte; es war anzunehmen, daß es jetzt eher fallen als steigen würde. Peter aber bekam die stille Zusicherung, daß er Turmwart bleiben sollte, so lange es ihm beliebe.

„Und Gretchen, wie belohnen wir die?“ schlossen die Herren. „Sprich, Kind, bitte dir eine Gnade aus.“

„Daß ich einst möchte Turmwart werden, so lange es mir beliebt,“ sagte sie ohne Zögern.

Die Herren lachten. „Wenn es weiter nichts ist,“ sagten sie, „kommt Zeit, kommt Rat; besinn dich fürs erste auf etwas anderes.“

Gretchen schüttelte den Kopf; sie wußte keinen andern Nutzen von ihrem Heldennut zu ziehen.

Das Wasser floß ab, und mit fleißiger Hand ward gearbeitet, um das Land wieder urbar zu machen. Es gelang so ziemlich; freilich blieben einige versandete Stellen liegen, doch nahm die Kämmereikasse den armen Leuten den Schaden ab, auch wurden durch Hilfe der reicheren Leute den Sorgenhäuslern die Hütten wieder aufgebaut.

Nun ist noch ein drittes Stückchen vom klugen Gretchen zu berichten. Frühling und Sommer hatten indessen die Erde wieder herrlich geschmückt. Gretchen meinte, noch nie so viel der prächtigen Wunder gesehen zu haben. Am St. Johannis-tag stand sie früher als gewöhnlich auf; sie wollte die kühle

Morgenluft genießen, es war seit lange drückend heiß gewesen, und Regen hatte ganz und gar gesehlt.

„Gretchen,“ sagte die Base, „ich habe diese Nacht einen schweren Traum gehabt, ich habe dich in Lebensgefahr gesehen, große Wasserfluten stürzten sich über dich. Zähme deine Tollkühnheit, du stürzest dich noch ins Unglück!“

Gretchen lachte. „Träume sind Schäume,“ rief sie der Base zu, „und ich wage nur, wenn es sein muß.“

Diese ward ärgerlich und erzählte, wie hie und da ihre Träume eingetroffen und wie damit gar nicht zu spaßen sei.

„Meinetwegen denn,“ entgegnete Gretchen, „mein Glück und Unglück steht in Gottes Hand und hängt nicht an Euren Träumen. Ich habe diese Nacht auch geträumt, ich wollte den Paul hinan und alle Treppen waren eingestürzt, da dachte ich, kammst ja außen an der Wand hinauf; ich versuchte es, und ich hatte nicht nötig, mich zu halten; ich schwebte immer höher und höher; da dachte ich: Ach, lieber Gott, ich danke dir, daß ich nun doch fliegen kann, ich habe es mir gar zu lange schon gewünscht. Vor Freuden bin ich aufgewacht und so früh aufgestanden. Was sagst du, Base, zu dem Traum? er ist gerade das Gegentheil von deinem. Wenn es sein muß, der Herr trägt uns auf Adlerflügeln.“

Der Großvater mischte sich in das Gespräch. „Wenn eine Sache für Gott und mit Gott ist, so muß man Gut und Leben wagen, sollten einem dabei auch Flügel wachsen und man in den Himmel fliegen,“ sagte er.

Der Tag ward sehr heiß, auf dem Schieferdach der Kirche schwebte die Hitze zitternd hin und her; auf den Straßen war es so still, wie um Mitternacht, und im Feld ließen die Leute schlaff die Arme sinken. Erst gegen Abend lebte alles auf, die Menschen traten vor die Thüren, um sich zu verpusten, und im Feld fuhren die Wasserwagen, um den Pohlpflanzen ein wenig auf die Beine zu helfen.

Das Gießen wird nicht nötig sein," sagte Gretchen, "es bleibt ein Wölkchen am Kahlenkopf hängen."

Der Großvater hatte es in jüngeren Jahren wohl beobachtet, wenn bei reinem Himmel nur ein Wölkchen an dem hohen Kopfe hängen blieb, da war es wie ein Magnet, der in kurzer Zeit alle Dünste heranzog. "Der Kahlenkopf brauet," hieß es dann, und in kurzer Zeit wälzten sich mächtige Wolken von ihm hinab in das Land.

Heute war es ebenso; schnell türmten sich Wolken auf Wolken, die Weißlinger schauten sehrend auf nach dem Himmel, ja, heute giebt es was. "Aber, was giebt es?" sagten ängstliche Leute. "Die Luft ist schwül und riecht nach Schwefel, und die Wolken dort über dem Rehenhag sehen sicher wie Hagel aus."

Gretchen stand auf der Galerie und sah dem herrlichen Schauspiel zu. Wie der Blitz die dunkeln Massen teilte, wie der Donner so fernhin rollte, wie die Wolken immer neu sich gestalteten, so mächtig, so gewaltig, in allen Farben. Unheimlich und bange harret die Erde unter so drohendem Himmel, die Vögel schweigen, kein Zweiglein regt sich, die Kinder Gottes aber jauchzen ob der Herrlichkeit ihres Herrn und der gewaltigen Macht seiner Stärke.

"Schau, wie der Himmel im Feuer glüht, sagte der Großvater zu seinem Gretchen.

"Und wie der Donner rollt," fügte sie hinzu. "Sieh, wie die goldenen Wolken sich am Rehenhag senken, wie die dunkelblauen sich darüber stürzen! — Das war ein Blitz und ein Schlag! Es knittert und knattert, und hat eingeschlagen, drüben im Buchenhang schlägt die Flamme auf."

"Gottes Erbarmen! Das wird ein Wetter," seufzte die Base, "es ist ja beinahe, als ob es Feuer regnete."

"Blitz auf Schlag! Jetzt ist's gerade über uns," sagte

der Großvater, „jetzt, Gretchen, komm herein, und nun sei der Herr unserer lieben Stadt gnädig.“

Da prasselt es vom Himmel nieder, eine große Feuerkugel.

„Es brennt, es brennt!“ ruft die Base; „hinten im Grauen Hof.“

Peter bläst Feuerlärm nach allen vier Seiten, die Base trägt die Laterne, das Feuerzeichen, nach dem Norden, Gretchen beginnt zu stürmen. Da wird es lebendig in den Straßen, Menschen schreien, Pferde trappeln, die Wasserfässer rattern über das Steinpflaster, auch kommt der Glöckner und löst Gretchen ab. Ein Wirbelwind hat jetzt die Wolkenmassen erfaßt, er treibt sie auseinander, aber auch die Feuerflammen im trockenen Heuboden haben in wenigen Minuten um sich gegriffen; die einzelnen schweren Regentropfen, die sich lösen, werden von den Flammen schnell verzehrt, und wenn auch später ein erquickender Regen niederströmt, so ist es doch nicht hinreichend, die Gewalt des Feuers zu hemmen.

„Wenn sie dort die Zwischenscheune nicht niederreißen, kann es sehr gefährlich werden, der Sturm treibt gerade auf die Böttchereien los,“ sagte Peter, „die Böden sind voller Hobelspäne und Tannenholz.“

Niemand schien es zu bedenken, daß war ein Schwirren und Wirren unten und Durcheinanderrufen, die oben auf dem Turm konnten fast jedes Wort verstehen, und Gretchen erkannte beim hellen Feuerlicht gar deutlich die Personen, die auf den Dächern und Feuerleitern saßen.

Jetzt schien der Hergott selber die Gefahr von der Stadt zu leiten; der Wind warf sich nach der andern Seite und trieb die Flammen von der Stadt ab. Der „Graue Hof“ bestand aus einer Anzahl Wirtschaftsgebäude der herrschaftlichen Domäne, meistens Scheunen und Ställe, nur wenige Wohnungen von Arbeitsleuten dazwischen. Es schien, als ob das Feuer sich auf diesen Stadtteil beschränken wolle.

„Das Schäferhaus ist abgesperrt!“ rief Gretchen. „Es brennt die Lange Scheune und auch die Meierei. Die Menschen können nicht mehr heraus; auf der Mauer entlang können sie nur noch entkommen, und, Großvater, ich sehe sie deutlich in den offenen Fenstern und an den Bodenlufen; die Menschen jammern und ringen die Hände.“

„Gottes Erbarmen!“ rief die Base; „die sind verloren, wer könnte auf der haushohen Mauer gehen?“

„Jetzt sehen die von den Dächern die Gefahr, wie soll aber geholfen werden?“

„Ich weiß es, mit einem Seil; Großvater, gib mir ein Bankeisen, einen Hammer, da unten ist Wirrwarr, ich aber weiß Bescheid.“ — Sie hatte währenddessen schon ein langes Seil um ihre Hüften geschlungen, nahm Hammer und Bankeisen und eilte fort.

„Gretchen, mein Traum!“ rief die Base.

„Und meiner auch,“ entgegnete Gretchen mutig; „wenn es sein muß, hilft der Herr die Wände hinan.“

Gretchen kam unten an, hohe Leitern standen am Plage der Gefahr, aber wer wagte den auf der schwindelhohen Quermauer die Strecke bis zum Haus zu gehen? Gretchen flog fast die Leiter hinan, dort stand sie einen Augenblick, beide Arme streckte sie zum Himmel auf. Ihr war das Herz voll Mut und Freudigkeit, sie fühlte weder Angst noch Schwindel. Sie schlang das eine Ende des Seils um die Leiter und trug das andere mit festem, sicheren Schritt hinüber zu dem Haus. Sie schlug das Bankeisen in das Fachwerk des Giebels, knüpfte das Seil daran und nahm aus der Bodenlufe das kleinste Kind in Empfang, um es hinüber zur Leiter zu tragen. Das Haus selbst war noch nicht vom Feuer ergriffen. Als die beiden Mütter, Schäferfrauen, deren Männer außen auf dem Felde waren, sahen, daß die Rettung sicher sei, wurden sie ruhiger. Sechs kleinere Kinder trug

Gretchen so hinüber, zwei größere geleitete sie, indem sie sich an dem Seil festhielten. Die Frauen waren die letzten, und bald nachher leckten die Flammen aus derselben Bodenkluft, woraus die Menschen alle glücklich entkommen waren. In der ersten Unruhe noch, wo die Umstehenden mit den Geretteten zu thun hatten, entfernte sich Gretchen; ihr war so froh um das Herz, sie wäre gern den Paulsturm hinangeflogen, wie die Nacht im Traum.

„Ich bin vor Angst fast gestorben!“ sagte die Base. — Der Großvater sagte nichts; er war freilich voller Sorge gewesen, konnte das Mädchen aber nicht tadeln.

Das Feuer war bald in der Gewalt der Spritzen und nach einigen Stunden in sich zusammengesunken; nur dicke Qualmwolken zogen aus den dunkelglühenden Balken; es ward stille an der Brandstätte. Gretchen legte sich zur Ruhe und schlief einen festen Schlaf.

Am andern Morgen war der wohlweife Magistrat zusammen; es ward beschlossen, das kühne Gretchen vom Paulsturm sollte sich im wahren Ernste eine Gnade ausbitten. Man mußte sich dankbar erweisen, und der Herr Bürgermeister sagte, solcher Heldennut müsse belohnt werden zur Ermahnung und Anfeuerung anderer.

Gretchen lachte, als ihr die Weisung ward, zur Belohnung sich vom Herrn Magistrat eine Gnade auszubitten. „Dem Herrn Magistrat zuliebe habe ich es nicht gethan,“ sagte sie; „wenn es aber so sein soll mit der Gnade, so will ich Turmwart werden, und wenn der Herr Magistrat nun endlich nicht bloß von Gnaden reden will, soll er mir das schriftlich geben.“

Der Herr Bürgermeister schüttelte den Kopf und die anderen Herren auch; solange Weisklingen stand, hatte es noch nie so einen Turmwart gegeben. Der Bürgermeister aber sprach so: „Geben wir Brief und Siegel, daß Gretchen

Boppart Turmwart wird, jetzt lebt der Großvater noch, später wird das Mädchen freien, da mag der Mann dann Brief und Siegel als Brautschatz kriegen."

Gretchen wäre beinahe vom Paulsturm gesprungen, so freute sie sich über den herrlichen Brief. Die Base ärgerte sich und sagte: „Nun wird mit dem Mädel gar nicht mehr umzuspringen sein.“ Peter aber war sehr glücklich, dachte: Der Herr hat es so wohl gemacht.

So dachte Peter. Aber der Mensch denkt, Gott lenkt. Gretchen sollte nicht auf dem Paulsturm, sondern im Sommerhäuslein leben. Aus dem wilden Kornel ward ein verständiger Mann und ein ehrenfester Bürgermeister, und aus dem tollkühnen Gretchen ward eine ehrenwerte Frau Bürgermeisterin. Drüben in der alten Linde über dem Sommerhäuslein, da mußte ihr Kornel einen hohen Sitz machen lassen, da hat sie oft gefessen und geliebängelt mit ihrem lieben Paulsturm. Man sagte ihr auch nach, sie sei zuweilen, besonders solange der Großvater noch lebte, auf den Turm gestiegen, um droben die Stunden zu blasen, um zu schauen in die herrliche weite Welt und um dem Himmel näher zu sein und ihrem lieben treuen Herrn.



## Tagebuch eines armen Fräuleins.

Plettenhaus, den 2. April.

Liebes Kind, sagte heute meine Tante zu mir, bilde dir nie etwas darauf ein, daß du ein Fräulein von Plettenhaus bist; vergiß es aber auch nie! Trinchen in ihrer Nähecke räusperte sich, die Tante warf ihr einen strengen Blick zu und fuhr fort: Dein seliger Großvater war erster Minister, und wenn dein seliger Vater — nicht den Engel geheiratet hätte, — plakte Trinchen dazwischen. Jungfer Katharine, Sie schweigen! sagte die Tante. Trinchen weiß, was die „Jungfer Katharine“ zu bedeuten hat, und begnügte sich mit einigen Seufzern. Die Gute! Je höher die Tante thut und in die Luft wächst, je mehr beugt und fügt sie sich, bis sich plötzlich ihre Zunge teilt und sie mit Flammenworten redet. Wie dann der Tante Größe verschwindet, ihre Worte verwehen, wie Nebel vor den reinen Sonnenstrahlen. Ich dachte darüber nach und hörte nicht, was die Tante sprach, sie ward böse und sehr feierlich; — Rang und Stand sind Gottes Ordnung. Die Rose muß ihm als Rose blühen, das Gänseblümchen als Gänseblümchen. Es würde der Rose schlecht anstehen, sich hinabzubeugen zum Schmutz des Angers, und das Gänseblümchen wird sich vergebens bemühen, als eine Rose zu strahlen. So sprach die Tante und noch mehr; als sie schwieg, sang Trinchen leise ein Kirchenlied.

Dabei rannen der Tante die Thränen über die Wangen. Sie griff nach dem Taschentuch, ihre Finger waren so steif, sie konnte sich kaum die Thränen trocknen. Ich kniete vor sie hin und mußte weinen, und Trinchen verließ schnell das Zimmer. Die arme gute Tante! Schmerzen quälen sie Tag und Nacht.

Dazu die Sorge um meine Zukunft. Ich weiß nicht, was sie aus mir machen will. O du lieber Herr, sei auch ihr ein treuer Hirt, nimm die vielen Schmerzen von ihr und die Sorgen.

6. April.

Ich war schon früh auf, stand am offenen Fenster, die Luft so lau, und Duft und Thau und Frühling unter mir. Alles war noch still, nur Jakob stand unten im Garten am frischen, braunen Grabeland. Ich lief ihm zu helfen, sein Rücken scheint mir seit einiger Zeit sehr steif und der Spaten schwer in der Hand; wenn es ihm nur nicht wie der Tante geht. Jakob wollte meine Hilfe nicht annehmen, er sah oben nach dem Fenster. Sie schlief noch, und Sünde ist es nicht, wenn ich ihm helfe; habe ich als Kind meinen Garten graben dürfen, darf ich jetzt ein größeres Stück. Er litt es aber nicht eher, als bis ich Handschuh angezogen und den großen Hut aufgesetzt hatte. Das war eine Lust! ich habe zweimal so flink gegraben als Jakob, dazu sangen die Amseln und Finken im Fliederbusch und die Lerchen hoch in der Luft, und am Himmel zogen lichte Wölkchen. Die Beilchen sahen dunkel aus dem frischen Grün, und die Bergißmeinnicht lichtblau und rosenrot im schimmernden Thau. Den Kastanienbaum aber über uns haben wir wachsen sehen; erst leuchteten die dicken braunen Knospen gegen den tiefblauen Himmel, es war uns, als hörten wir die Käpslein springen und fünf goldene Blättchen entfalteteten sich im warmen Sonnenschein. Wenn ich nur wüßte, warum Trinchen jetzt trauriger ist als im Winter, sagte ich zu Jakob; ich kann mich vor Lust nicht lassen; kann es irgendwo schöner sein, als bei uns? Jakob schüttelte traurig den Kopf. Unser Haus ist nicht zu groß und nicht zu klein, fuhr ich fort, es liegt auf einem Hügel, und ist doch nicht viel daran zu klettern. Dort oben ist Schatten und Buchenwald und hier sind Wiesen und Sonnenschein. Es ist einsam

hier, man hört nur Mücken und Bienen summen, und doch sieht man vom Dorf dort die Schornsteine rauchen und hört in der Nacht den Wächter singen.

Das ist gerade, unterbrach mich Jakob, wir hängen nur gar zu sehr an diesem Stücklein Land! Aber unser kleines Kapital schmilzt, liebes gnädiges Fräulein, der Garten aber wird nicht größer, und, Kindchen, du gebrauchst immer mehr. — Nahrungsjorgen? stotterte ich erschrocken. — Haben wir! ja, fuhr Jakob fort, das alte Fräulein darf es nicht wissen. Meine Meinung ist nun die: — Jakob! rief Trinchen am Küchenfenster. Er wischte sich über den Mund und schwieg. Ich werde es aber noch erfahren.

8. April.

Ich saß mit der Tante am offenen Fenster, es war dämmerig, der Abendstern stand am lichten Himmel, der Mond stieg voll und golden über dem feinen Buchengezweig hinauf, der Kinder Lärmen tönte vom Dorf herüber, mir war zumut, ich weiß nicht wie. Ich hatte nicht Ruhe in der Stube, ich hätte mögen in den Frühlingsabend hinaus, mit den Kindern lärmern, oder allein unter der Buche sitzen und nach dem Abendstern schauen. Die Tante war erst schweigsam. Du wirst wahrlich dem Trinchen ähnlich, sagte sie dann. Das freut mich! entgegnete ich. Die Tante aber sah wehmütig aus, mir fiel ein, wie sie vor einiger Zeit erzählte, Trinchen hätte es nie weiter als zu einer Zofenschönheit gebracht. Die Tante träumt wachend und schlafend von ihrer Vergangenheit, vom Leben am Hof. Sie ward bewundert und gefeiert, alles ist vorbei. Sie möchte in mir eine zweite Louise von Plettenhaus sehen, sie erzieht daran so lange. Bewege dich nicht so schnell, sagt sie oder: Sage nicht immer, was du denkst, oder: Wünsche nicht immer etwas vorzunehmen. Nachdem sie mich jetzt eine Zeit lang sinnend betrachtet hatte, sagte sie ganz leise: Das

wäre die einzige Rettung! Ich merkte, daß es nur laut gedacht war, sie thut das seit einiger Zeit, besonders wenn sie den Tag viel Schmerzen hatte, und müde und abgespannt ist. Liebe Lulu, sagte sie dann laut, faltete die Hände und schaute nach dem Himmel: ich wünsche und bete jetzt nur, daß du Hofdame wirst. Ich küßte ihr die Hand. Wenn die Liebe zu mir ihr nur nicht so viel Sorge machte. Und warum sorgt sie sich? Ich bin so zufrieden, ich möchte nichts, nichts weiter, als leben, wie ich jetzt lebe. Nur eines möchte ich, dem alten Jakob eine neue Livree schenken. Ich verschwieg ihr, daß mir Trinchen erst gestern sagte, ihr einziges Gebet sei, daß ich nicht Hofdame würde, und auch dem Onkel Hofmarschall nicht in die Hände fiel. So beten sie beide für mich, was wird der liebe Gott wohl thun?

9. April.

So schöne Frühlingstage lassen mich nicht ruhen im Haus. Trinchen klagt über mein Zeitverthun. Doch stehe ich früh auf; Trinchen hatte heute zu plätten, Jakob war bei dem Kartoffellegen, ich half ihm die Stücke in die Löcher werfen. Wir säen jetzt, wer weiß, wie es aussieht zur Erntel sagte er seufzend. Der Himmel wird wie jetzt über uns sein, und der liebe Gott auch, entgegnete ich. Der Alte wird mich bald mit seinen Seufzern ärgerlich machen. Er wischte sich mit der Hand über den Mund, ein Zeichen daß er schweigen will. Es that mir fast leid, es wäre jetzt gute Gelegenheit gewesen, seine Geheimnisthuerei zu erforschen. Doch war der Morgen zu schön und ich zu fröhlich. Ich ging, für die Ziege Futter zu holen. Oben an der Weißdornhecke standen die blauen Veronika fußhoch, ich machte mir eine hohe blaue Krone und die Diefse hat sich mit meinem Kopfsputz ein Gütchen gethan, sie geriet so in Eifer, daß mir fast um meine Locken bange wurde.

10. April.

Ich war gestern sehr traurig, auch heute morgen. Trinchen fragte mich, ob mir so ein Sommerleben gefallen könnte? Was soll ich aber thun? Die Tante versichert, ich habe so viel gelernt, um den höchsten Ansprüchen zu genügen. Ich machte gern zuweilen eine englische oder französische Ausarbeitung oder eine Tapissierarbeit, es fehlt mir an Papier und an Wolle und an Kammevas. Die Tante findet beides unnütz, Trinchen auch. Was verlangt sie nur? Ich übe täglich zwei Stunden auf dem Klavier, und zeichne auch, außerdem weiß ich nichts vorzunehmen, die Tante versichert, in unserem Stande sei das nicht anders. Trinchen schüttelte den Kopf. Sollte ich mit an Trinchens Chemisettes nähen? Für wen sind die? Für irgend einen Better? — das würde sich nicht schicken.

11. April.

Ich ging mit dem Strickzeug am Bach entlang. Unten auf dem Ager war Gänseriekchen mit ihrer ganzen Gesellschaft. Wie die weißen stattlichen Mamas so eifrig mit einander parlierten, und wie die weichen goldenen Gisselchen so geschäftig an den weißen Blümchen und grünen Gräslein herumputzten. Gänseriekchens Aufen und Schreien klang recht häßlich dazwischen. Sie beklagte sich, wie die Tiere so unartig seien, seitdem ihr Hund gestohlen ist, sie lief von einem Ende zum andern, bald sollten sie dort nicht fressen, bald nicht in den Schmutz gehen, und während sie für ihre Gänsekinder so große Sorge hatte, kümmerte sie sich nicht um die eigenen, die gar schmutzig am Bache lagen. Warum hast du deine Zöpfe nicht glatt gekämmt und warum hast du dich nicht gewaschen? fragte ich das älteste Mädchen. Sie sah mich sehr dumm an, und ich glaube, in ihrem Gesichte war zu lesen: warum soll ich mich waschen und kämmen? Ich ärgerte mich über das Mädchen, denn das kleine Schwesterchen, das neben ihr auf dem

Rücken lag, sich nicht allein aufrichten konnte, ließ sie ruhig weinen und plätscherte gleichgiltig mit den Füßen im Bach. Ich richtete das Kleine auf, es sah entsetzlich schmutzig aus, ich wusch ihm Hände und Gesicht und strich ihm das Haar glatt, da wurde es allerliebste. Das Große mußte sich in dem Bach sehen, wie es zottelig aussah, es mußte sich auch waschen und die Zöpfe glatt streichen, und dann wieder sehen, wie es nun hübsch aussah. Es lachte mich jetzt freundlich an. Weißt du nun, warum man sich waschen und kämmen muß? fragte ich wieder. Wenn es nicht blöde war, hätte es gewiß gesagt: weil es gut aussieht. Ich freute mich, aber ich muß gestehen, daß es mich ekelte bei der Arbeit, auch konnte ich mich nicht entschließen, mein Taschenkämmchen dazu zu nehmen. Das Mädchen hat mir versprochen, sich und das Schwesterlein morgen früh zu waschen und zu kämmen.

12. April.

Sie hat es doch nicht gethan und sah so schlimm als gestern aus. Ich hielt ihm eine Strafpredigt und fragte auch Niece, warum sie die Kinder mehr verwildern lasse als die Gänse. Niece sang ein Klage lied, wie die Kinder sich so beschmutzen und das Zeug vom Leibe reißen, und sie gar nicht Zeit genug habe, ihre Wildheit zu bändigen. Die Große könnte schon stricken, sagte ich, sie thut den ganzen Tag nichts, und Müßiggang ist aller Laster Anfang. O, dazu ist das Mädchen zu dumm, entgegnete Niece, sie begreifts im Leben nicht, es steckt gar kein Menschenverstand in ihr, Gott seis geklagt, die Kinder sind dummer wie die Tiere. Ja Fräulein, die Tiere sind nicht dumm, die Große mit den schwarzen Flügeln kennt mich und versteht jedes Wort. So ähnlich sprach Niece mehr, ich ließ sie ausreden und machte die Menschenkinder rein und glatt, und nahm heute auch meinen Taschenkamm. Dann habe ich zwei Nadeln aus dem Strick-

zeug gezogen und machte mit dem Mädchen einen Versuch zum Stricken, ich glaube gewiß, sie würde es lernen. Das sollte mich gar zu sehr freuen. Als ich nach Hause kam, war die Tante sehr ungehalten über meine langen Wanderungen. Trinchen hat für mich: Wandern durch Wiese und Wald ist ihre Jugendfreude, sie hat sonst wenig hier. Die Tante schwieg und gab damit die Erlaubnis zu ferneren Wanderungen. Aus Liebe zu mir thut sie es, sonst möchte sie mir gern vornehmere Zerstreuungen anbieten.

18. April.

Hinter dem alten Gewächshaus habe ich jetzt meine Schule eingerichtet. O, es ist sehr hübsch. Dortchen lernt stricken und die kleine Biese lernt artig sein, und dazu lernen sie beide schöne Verse. „Ich bin klein, mein Herz ist rein, niemand soll drin wohnen, als Herr Jesus allein.“ Das haben sie beide heute gelernt. Dem Dortchen erkläre ich, was ein reines Herz sei, sowie die Hände und das Gesicht könnten rein und schmutzig sein, so könnte es auch das Herz. Vor den einfältigen Kindern darf ich auch in meiner Einfalt reden. O, wenn ich doch den Kindern helfen könnte.

20. April.

Meine Schule ist bis zu sechsen angewachsen. Zwei Mütter brachten mir selbst ihre Kinder. Die Tante findet es sehr herablassend von mir, Trinchen lobt mich. Aber nicht deswegen freut es mich allein, ich fühlte mich nie so wohl und freudig. Die Kinder waren zwei Stunden bei mir, zugleich nähte ich an Trinchens Chemisettes. Nachmittag habe ich geübt, gezeichnet, im Hause geholfen, und kam erst spät zu meinen Wanderungen. Trinchen, das Sommerleben soll aufhören, sagte ich. Mit Gottes Hilfe, Amen, entgegnete sie. Die Tante ging früh zu Bett, Trinchen saß mit mir unter der Buche.

Liebe Lulu, du hast bis jetzt noch wenig Lust zu nützlichen Beschäftigungen gehabt, sagte sie. Ich schwieg. Sie hatte wohl recht, mir war es nie angenehm, lange bei einer häuslichen Arbeit zu sitzen; die Tante sagt zwar, ich habe es nicht nötig, auch thut Amtmanns Adelheid noch weniger als ich. Das letzte sagte ich Trinchen. Ja wohl es ist betrübend, das die meisten jungen Mädchen nichts thun, daß so viele junge Kräfte vergebens in der Welt sind. Denke dir, auf welch ein Heer von Nichtsthuern die liebe Sonne scheint. Mir ward bange bei diesen Worten, ich mußte mir gestehen, daß ich ein Mitglied dieses Heeres sei. Der Herr hat jedem jungen Mädchen ein reichlich Pfund gegeben, fuhr Trinchen fort, sie könnten herrlich damit wuchern, aber sie vergraben es tief und lassen die Nesseln und Dornen der Eitelkeit und der thörichten und unreinen Gedanken darüber wuchern. Der Herr wird sie einst zur Rechenenschaft ziehen. Trinchen sprach noch mehr, ich will es in meinem Herzen behalten. Sie sagte auch, daß Mädchen, die in der Welt leben, und mit der Welt leben, ihre Zeit verthun und verschlafen, wie die thörichten Jungfrauen; das ist nicht zu verwundern; wenn es aber Mädchen, die Gott lieben und ihm dienen möchten, den thörichten Jungfrauen nachthun, ist es zu verwundern und sehr betrübend. Trinchen ging fort und ich mußte weinen. Was habe ich denn gethan dem Herrn zu Liebe? Nichts, gar nichts. Ich bin des Morgens aufgestanden und habe mich gefreut und gedankt, daß ich lebe, und daß ich glücklich bin, ich habe auch gesagt: ich bin zu geringe aller Barmherzigkeit; aber ich habe nichts gethan, ich habe nur gedacht, wie ich den schönen Tag möchte schön hinbringen, und wenn es anders ging, wie ich dachte, war ich verbrießlich, konnte auch unfreundlich sein gegen die, die mich lieben. In der Nacht wachte ich auf, sprach mit Trinchen. Wie kann ich nur ein anderes und nützliches Leben führen? fragte ich. Kind, Sorge dich darum nicht, für dich wird der Herr selber sorgen.

Er wird dir ein Kräutlein schicken, das heißt: Muß und Not. Ich verstand sie nicht, doch sollte ich in der Nacht nicht weiter sprechen. Trinchen will mich demütig machen, weil sie fürchtet, die Tante macht mich hochmütig; sie hat es aber gewiß nicht nötig. Die Geschichte mit dem Kleide wird ihr im Sinne liegen, ich war sehr unfreundlich, aber ich habe mir vorgenommen, ich will mit allem zufrieden sein, was sie mir auch anziehen mag.

22. April.

Der Frühling wird immer prächtiger, alles strebt und treibt der Sonne entgegen, die grünen Erbsenpflänzchen stehen wie die Soldatenreihen auf dem braunen Boden, Gesträuch und Unterholz schimmert wie in lichter grüner Seide, und die Knospen werden sich nicht mehr lange halten können. Jakob war unzufrieden mit meiner Kolonie am alten Gewächshaus; seitdem Lieschen und der kleine David ihm die Sperlinge von den Saatbeeten verjagen müssen, ist er zufrieden, ja, fürstlich will er die Kinder belohnen.

26. April

Sofie Bischofs kam heute so spät, ich fragte warum? Ich mußte die Chemisettes zu dem Herrn Verwalter tragen, war die Antwort. Welche Chemisettes? Die Jungfer Trinchen meiner Mutter gebracht hat. So ist mir denn ein Licht aufgegangen, alles, alles klar! Nahrungsforgen haben wir, sagte Jakob, Trinchen nähet für Geld, die Tante wird getäuscht. Sie würde in Verzweiflung sein, wenn sie wüßte, ich hätte Chemisettes für die Verwalter genähet. Und ich? o ich will nähen, will arbeiten von Morgen bis Abend und Trinchen die Sorgen abnehmen. Als die Kinder fort waren, trat ich zu Trinchen an den Herd. Wieviel Geld bekommst du für ein Chemisette, fragte ich ganz ruhig. Sie ward feuerrot und sah mich erschrocken an. Ich fühlte mich sehr stolz, ich wußte

ihre Geheimnisse und war nicht traurig darüber, nein, sehr freudig, daß ich von jetzt an eine wichtige Person im Hause sein sollte, denn ich will Geld verdienen, ich will die Haushaltsforge teilen, ich will die Stütze meiner Tante, die Stütze des ganzen Hauses sein. Trinchen konnte mir nicht widerstehen, ich bin kein Kind mehr, ich mußte alles wissen, ich weiß nun alles. Unser Kapital ist aufgezehrt, der Garten kann uns nicht ernähren, Jakob thut sein Möglichstes, er verkauft Gemüse und feines Obst und Blumen an Oberförsters, und wir bekommen, wie die andern Armen des Dorfes, das Holz für die Tage. Trinchen näht für Geld und hat es möglich gemacht, daß Jakob der Tante jeden Morgen ein Täschchen Chokolade serviert. Mit Gottes Hilfe soll sie es auch ferner haben, ich werde viel Geld verdienen. Hofdame werde ich nicht. Die Tante hat deswegen an den Hofmarschall geschrieben, die Tante hofft, ich soll dort mein Glück machen und Geld vom Gehalt erübrigen. Trinchen versichert, eine Hofdame mache eher Schulden als Ersparnisse. Sie will mich lieber zur Gouvernante machen bei einer Familie auf dem Lande; hier könnte ich sparsam sein und die Tante unterstützen. Dazu habe ich wahrlich nicht Lust, ich bleibe hier, ich arbeite. Die Armut soll mich nicht kümmern, ich bin sehr glücklich, es wird schon gehen. Wenn ich täglich zwei Chemisettes nähe, werde ich vier Groschen verdienen, das ist doch wohl viel Geld? Sollte ich auch in der Schule nicht für Geld stricken lassen? Pläne durchkreuzen meinen Kopf.

1. Mai.

Die Sache wäre eigentlich traurig, doch folgten Trinchen und Jakob meinem Beispiel, wir haben uns herzlich darüber vergnügt. Die Tante kündigte uns an, sie wollte Visite machen bei Amtmanns, eine gewisse Herablassung sei von Zeit zu Zeit sehr angemessen, Jakob sollte mit den Visitenkarten

und der neuesten Livree sich bereit halten, Trinchen soll für unsere Toiletten sorgen. Die Tante hat vergessen, daß diese Livree zu meiner Taufe angeschafft wurde, ungefähr jetzt acht-zehn Jahr, und daß es kaum von Jakob zu verlangen ist, sich vor den Leuten darin zu zeigen. Doch Jakob versicherte uns, er sei bereit, das liebe Fräulein anzumelden, und Trinchen möchte ihm nur um und anthun nach Belieben. Ich wollte mich nicht weniger großmüthig zeigen und übergab mich auch ganz und gar Trinchens kunstfertigen Händen. Während sie aus einem früheren Beignoir der Tante mir eine großblümige Mantille heftete, die breite blaßrote Schärpe, sowie Manschetten und Taschentücher plättete, der Tante Sammethhut bürtete, und mir eine Feder von einer alten Toque der Tante auf den Hut steckte, nähte ich auf Jakobs Kragen und Aufschläge die Überreste einer schwarzseidenen Tändelschürze. Die Tante sah noch ganz stattlich in dem spiekerfarbigen Taftkleid aus, ich aber fand mich sehr wunderlich, als ich mich in dem Spiegel sah; doch schwieg ich, Trinchen schien sich wirklich über mich zu freuen, sie stand so lange in der Gartenthür, bis unser Weg sich in den Wiesen verlor. Ich mußte gestehen, ich fühlte mich etwas beklommen, als wir in den Amtshof traten. Der Herr Amtmann stand mit den Verwaltern unter der Linde, seine Frau und Adelsheid saßen oben in der Hausthür. Sie waren heute schon von Tisch, die Tante wählt zu ihren Visiten gewöhnlich die Zeit, wo bürgerliche Leute bei Tische sind. Adelsheid sicherte, die jungen Herrn wandten sich um, ich sah etwas angstvoll auf Jakob, der ging aber ganz gefaßt und unbefangen hinter uns, kam jetzt mit seinen besten Manieren und ließ sich von der Tante die Karte geben, um uns anzumelden. Die war nicht nötig, der Amtmann kam uns entgegen. Vorher sah ich, wie er den jungen Leuten einen bösen Blick zuwarf. Er sprach mit der Tante von dem Glück und von der Ehre, sie bei sich zu sehen, und küßte ihr die Hand. Mir

traten zwei Thränen in die Augen, alle Verlegenheit war verschwunden, ich fühlte nur Dankbarkeit gegen die guten Leute. Aus Mitleid sind sie höflich und freundlich, auch die Frau Amtmännin that der Tante alle Liebe und Ehre an. Die Tante sprach mit Adelheid englisch, sie lobte ihre Fertigkeit und tadelte ihre Aussprache. Die Frau Amtmännin beklagte, daß Adelheid seit dem halben Jahr, wo sie aus der Residenz sei, nie Gelegenheit hatte, englisch zu sprechen, und bat zugleich, ob wir Mädchen nicht zuweilen zueinander kommen könnten. Ich freute mich dazu, die Tante zeigte sich nicht abgeneigt. Sehr gern, sagte sie, wenn Zulu nur nicht bald dem Rufe als Hofdame folgen muß. Oder als Gouvernante, setzte ich schnell hinzu. Es war nicht mein Ernst, aber unwillkürlich mußte ich der stolzen Aeußerung der Tante etwas anderes entgegensetzen. Die Tante sah mich ernsthaft an, doch wandten wir das Gespräch. Die Amtmännin ist eine sehr gutmütige Frau, sie hat dem Jakob nachher fast eine halbe Kalbsbrust in die Tasche gesteckt. Mir kam es sehr demüthigend vor, und ich möchte gewiß kein Fleisch essen, sollte ich es so geschenkt haben. Trinchen aber spricht anders. Es ist eine Prüfung vom Herrn, so Almosen nehmen zu müssen; wir wollen mit Geduld unsern Nacken beugen und ihm doch sehr danken, wenn er zuweilen solche Hilfe schickt. Die arme Tante! wir fürchten, sie wird auch an den Füßen lahm, wie an den Händen, ich bemerkte, wie ihr der Weg nach Amtmanns viel beschwerlicher wurde als sonst.

10. Mai.

Seit acht Tagen regnet es unaufhörlich! Im Frühling mag mir das Wetter nicht behagen, ich könnte fast schwermüthig werden. Die Kinder kommen regelmäßig, wir sitzen im alten Gewächshaus, Jakob hat die Lücken vernagelt, wo Regen durchkommen wollte. Die Kinder sind trotz des schlechten Wetters sehr vergnügt. Und ich? — o lieber Herr ich habe

wohl Ursache vergnügt zu sein. Es ist noch der Überrest vom Sommerleben, sagt Trinchen, je mehr du deine Hände regst, desto frischer wird dein Sinn sein. Sie hat recht, ja, ich will vergnügt sein, weil es doch gar zu sündhaft ist, ganz ohne Ursache, so eigentlich aus Langerweile verdrießlich sein zu wollen.

11. Mai.

Es regnet noch immer. Mich kümmerts nicht, wir haben ein schönes Frühlingslied gelernt, auch können wir „Ach bleib mit deiner Gnade“ zur Tante Geburtstag zweistimmig singen. Nachmittag habe ich meine Schubladen aufgeräumt, recht gründlich. Trinchen sagt: wie es in den Schubladen eines Mädchens aussieht, so auch in ihrem Herzen. Ich muß gestehen, da ist's bei mir oft bunt durcheinander. Aber Trinchen hat recht.

12. Mai.

Die Nachtigallen haben mich aufgeweckt. Ich lief in den Garten, o welch eine Herrlichkeit! Der Himmel so rein und weit und blau, frisch duftete das junge Birkenlaub, an den dunklen Tannen hingen hundert und hundert strahlende Diamanten, maigrün schimmerte das Laub der Buchen und golden das der Eichen. Acht Tage hatte der Regen einen Schleier über den Frühling gelegt, darunter aber hat es getrieben und sich geregt und sich entfaltet; der Schleier ist gehoben, das Wunder ist da. Ich stand unter dem Kirschbaum, leise wehten die silbernen Zweige gegen den tiefblauen Himmel, und der Apfelbaum drüben schimmerte rosig in seinen schwellenden Knospen. Das war ein Leuchten und Schimmern und Blühen, und ein Jubilieren, das hüpfte auf den Hecken, in den Zweigen, die Vögel singen, die Käfer schwirren, die Bienen summen. Ich habe mein Herz weit aufgethan, habe tief in den blauen Himmel geschaut.

24. Mat.

Jakob weiß sich vor Arbeit nicht zu lassen, es treibt und wächst ihm alles über den Kopf. Heute haben wir Kinder ihm die Erbsen gehackt und die Bohnenstangen eingesetzt. Zum Dank bekam jedes Kind eine Schürze voll Salat, der ist bis in die Lüste geschossen, wir samt der Biege können ihn nicht mehr bezwingen. Trinchen hat schon seit zwei Tagen ihr Kopfschmerzentuch um, sie spricht nicht davon, aber wir merken es wohl.

10. Juni.

Ist es möglich? Zwei Thaler und sechszehn Groschen habe ich verdient, sie sind mein. Trinchen sah wehmütig aus, als sie mir das Geld gab, ich aber habe ihr vor Freuden die weiße Mütze zerknittert. Dann lief ich zu Jakob, ich mußte etwas Besonderes unternehmen, ich tanzte ihm einen Contretanz vor, er mußte dazu sein Lieblingslied pfeifen. „Als die Preußen marschierten vor Prag.“ Die Melodie paßt gut, ließ er auch einige Takte fort, so machte ich einige Sprünge mehr. Darauf gab ich Jakob vier Groschen, für zwei Gr. sollte er Kaffeebrot holen, Trinchens Lieblingsessen, für zwei Gr. ein Paket Louisiana. Er rauchte früher selten anders, das sind Erinnerungen aus besseren Zeiten; die Zeiten sollen aber wiederkommen, sollte ich auch Tag und Nacht arbeiten. Jakob wollte das Geld nicht nehmen, er wollte, wie er sagte, es nicht so durch den Schnabel jagen, aber er mußte. Es ist ja mein Geld. Was werde ich nun mit dem übrigen machen?

12. Juni.

Trinchen hatte das braune Crêpetuch noch immer über der weißen Mütze. Ruhige Morgenstunden, wußte ich, sind das beste Heilmittel, ich stand heimlich auf, sie würde es mir nicht erlaubt haben, ich kochte der Tante Chokolade, für uns

drei den Eichelkaffee. Ich bin überzeugt, ich habe das so gut als Trinchen gemacht. Ich wollte mich zum Nähen hinsetzen, doch war es noch dämmerig, ich war zu früh aufgestanden, noch regte sich nichts im Haus und nichts im Garten, nur die Nachtigallen sangen; meine Augenlider wurden mir immer schwerer, ich schlief auf dem Stuhle ein. Da weckten mich Trinchens Scheltworte. Sie lasse mich allerhand Albernheiten treiben, doch in der Küche sollte ich ihr nichts verderben! Chocolade sei dreimal so viel verbraucht, und die gekochte sei um kein Haar besser dafür, es sei zum allerwenigsten ein sehr dummer Gedanke gewesen, der mich in der Nacht aus dem Bette getrieben. — Ich war starr vor Verwunderung und vor Zorn, aber ich nahm mich zusammen. Jungfer Katharine! sagte ich nur sehr ernsthaft und verließ das Zimmer. Ich setzte mich unter die alte Buche und mußte weinen. Da hat Trinchen nicht mit Flammenworten geredet, es sprach der leidige alte Adam aus ihr. Sie denkt, aus Albernheit habe ich mir den Nachtspaß gemacht, und habe dabei die Chocolade genascht. Es ist entsetzlich, daß ein Mensch so schlecht von mir denken kann. Ich habe nicht frühstücken können, es saß mir wie ein Pfropfen im Halse, ich blieb draußen und habe Schule gehalten. Aber wunderbar ist es, was ich im Bogazki aufgeschlagen: „Wer sich gern läßt strafen, wird klug werden. Wer aber ungestraft sein will, bleibt ein Narr, ob er auch ein großer Weltweiser wäre. Darum sollen wir die Bestrafung, ob sie auch nicht so lauter wäre, dennoch annehmen, und keine Disteln und Dornen sein, die den, der sie berührt, alsbald empfindlich stechen. Es kann nichts so böse von uns gesagt werden, das nicht der Wurzel nach noch in uns ist; und ob wir auch wohl unsere Schwachheit selbst erkennen und dawider kämpfen, so geschieht's doch nicht so ernstlich, daß wir immer siegen: daher kommt uns Gott mit einer auch wohl harten Bestrafung von anderen zu Hilfe, den Gott braucht auch der

anderen Fehler zu unserem Besten. Nehmen wir da alles als von ihm allein an, und kämpfen desto mehr wider dieselbe Schwachheit, daß wir unserem nächsten nicht ferner anstößig seien, so haben wir gewiß einen Sieg und Segen; werden wir aber ungeduldig, brauchen viel Entschuldigungen, und wollen nichts auf uns sitzen lassen, so machen wir das Übel ärger und versäumen unsere und anderer Besserung. Herr, bessere uns, und gieb Geduld.“

Ich kann mich nicht überwinden damit einverstanden zu sein. Trinchen sollte mich besser kennen; ich der armen Tante die Schokolade wegnaschen! — Der Pfropfen steigt mir bei solchen Betrachtungen immer höher in den Hals und ich habe mich den ganzen Tag mit dem Gedanken beschäftigt, was ich thun solle, um Trinchen von ihrem Unrecht zu überzeugen. Sie hat ihr Kopfschmerzertuch um und sieht bleich aus, sie fühlt ihr Unrecht, sie möchte mir nahe kommen, doch habe ich es vermieden.

13. Juni.

Ich konnte gestern Abend nicht einschlafen, es saß mir ein Schwert im Herzen, und als ich einschlummerte, hatte ich einen wunderlichen Traum. Beim Erwachen sah ich nur die Worte: Du sollst deine Feinde lieben. Ich habe mir das nie schwer gedacht, meinte immer ich sei sehr liebevoll und verfühlich. Ist denn Trinchen mein Feind? dachte ich. O wie schwer ist es, unrecht leiden. Ich stand auf und sah in ihre Kammer. Der Mond schien in ihr bleiches Gesicht, sie hatte die Hände gefaltet. Ich mußte weinen, ich ging zurück und trat an mein Fenster. Der Vollmond stand am Himmel und goß sein Silberlicht über die ruhende Welt. Ich schaute in das tiefe Blau, ich hätte des Himmels Reinheit und Stille in mein Herz ziehen mögen. Ich habe gebetet, recht innig gebetet, und da war die Beängstigung von der Brust, mir

war wohl. Alle Unruhe war vorüber, ich wußte auch, was ich zu thun hatte. Ich legte mich wieder, ich schlief ruhig, früh stand ich auf, kochte Chokolade und Kaffee und schlief nicht wieder ein. Als Trinchen aufstehen wollte, bat ich sie freundlich, es nicht zu thun, sie sei krank, und wenn ich es auch nicht recht mache, so wolle ich doch heute die Wirtschaft besorgen. Sie sah mich groß an, dann nahm sie meine Hände, küßte sie und weinte. Ich habe mitgeweint. O lieber Gott, vergieß mir, daß ich Arges von ihr dachte, sie hat mich eigentlich viel zu lieb, denkt zu gut von mir, mehr als ich es wert bin.

20. Juni.

Mir ist so bange, als ob mir ein Unglück nahe wäre. Trinchen liegt seit acht Tagen am Katarrhalsfieber. Seit gestern ist sie etwas besser. In den acht Tagen mußte ich dreimal die junge Schneiderfrau besuchen. Sie liegt seit ein- undzwanzig Wochen an der Schwindsucht, Trinchen war oft bei ihr und hat sie gestärkt und getröstet. Sie fragt mich jedesmal, ob Trinchen nicht bald käme. Der Herr wird mich doch nicht sterben lassen, als bis sie wieder bei mir ist, sagte sie gestern. Es thut mir so leid, ich bin so stumm und weiß nichts zu sagen, höchstens kam ich ihr ein Kapitel aus der Bibel vorlesen. Doch auch darüber freute sie sich, und jedesmal, wenn ich eintrete, lächelt sie mich an. Sie wird aber immer schwächer, und mir ist bange, sie stirbt, ohne Trinchen wiedergesehen zu haben.

26. Juni.

Gestern Abend wurde ich wieder aus dem Bett geholt. Der Schneiderin ältestes Töchterchen stand weinend vor der Thür. Die Mutter stirbt, Jungfer Trinchen möchte kommen, sagte sie. Trinchen konnte nicht aufstehen, es war unmöglich, sie schickte mich. Das Kind war schon vorangelaufen, ich

stand erst auf dem Hügel unter der Buche. Ich hatte noch nie einen Menschen sterben sehen, mein Herz schlug heftig. Und was soll ich der Armen sagen? Ich wußte nichts. — Ich trat in die Krankenstube. Die Mutter lag bleich im Bett, Vater und Kinder standen dabei. Jungfer Trinchen nicht? sagte leise die Kranke. Was soll Jungfer Trinchen? fragte ich freundlich. Mir helfen, ich muß sterben. Menschen können Dir nicht helfen, sagte ich, unser lieber Herr und Heiland kann Dir jetzt allein helfen, wir wollen ihn bitten, daß er zu uns kommt. Die Kranke nickte. Lieber Herr komm, sagte ich, — mir ward so wunderbar und auch die Kranke lächelte. Ich sprach ein Gebet, sie sprach es leise nach, ihre Stimme ward immer matter, mir ward wieder bange. Ich kniete nieder, Vater und Kinder mit mir, wir sangen: „Jesus meine Zuversicht.“ Die Kranke sah immer seliger aus; wie hat es mich durchbebt, daß er uns geholfen hat, o möchte ich es nie vergessen. — Sie war gestorben während des Singens, ich weinte mit dem Vater und den Kindern und ging bald fort. Unter der Buche habe ich noch lange gesehnen, es war still, sehr still, die Sterne funkelten, ich vergaß die Gegenwart, es war, als ob ich tief in die Zukunft hineinschaute, als ob mein Leben schon hinter mir läge. Glück und Unglück schienen mir so gleich, Trinchens kummer- und thränenreiches Leben so reich. Ich ging durch den Garten, die Rosen blühten, die Linden dufteten, wie schön und süß ist eine blühende Rose. O glücklich sein ist auch schön, könnt ich doch Trinchen und die arme Tante glücklich sehen.

18. Juli.

Der Onkel Hofmarschall hat geschrieben, so kurz und hart, die Tante ist gebrochen. Gottlob, daß Trinchen wieder wohl ist. Er nennt es eine Thorheit, daß die Tante mich zur Hofdame bestimmt, viele junge Mädchen des Landes,

Töchter verdienstvoller Männer streben danach vergebens, er schlägt mir eine Gouvernantenstelle vor, bei einer Frau von Schlichten in Braunsdorf. Trinchen ist nur der Tante wegen betrübt, mit der Sache ist sie einverstanden. Das wird morgen ein trauriger Geburtstag werden.

17. Juli.

Ich legte einen Blumenkranz um Trinchens Sandtorte und meine gestickte Haube dazu. Jakob brachte das Tafelbouquet, wie er es immer noch nennt, es war alles bereit, die Tante zu ihrem fünfundvierzigjährigen Geburtstag zu begrüßen. Ich bin an diesem Tage noch nie so traurig aufgestanden, und doch ist er nie schöner gewesen. Rosen- und Bilienduft mischt sich mit den Bindenblüten, der Buchen Wipfel schmiegen sich weich und rund an den glänzenden Morgenhimmel. Die Kinder kamen blank gewaschen und gekämmt in den Sonntagskleidern, ich gab jedem einen Blumenstrauß in die Hand und nahm selbst den größten. Ich hatte, wie immer an dem Tage, das weiße Mullkleid angezogen, obgleich es sehr kurz ist. Als die Tante auf ihrem Lehnstuhl saß, setzten wir den Tisch vor sie hin, wir stellten uns in einen Halbkreis und sangen: „Ach bleib mit deiner Gnade.“ Im Anfang war mir das Weinen so nahe, doch Trinchen sang mit heller Stimme vor, und es ging auch mit mir besser. Der Tante liefen die Thränen über die Wangen, ich kniete vor sie, ich küßte ihre Hände und bat sie, getrost zu sein. Sie strich mir das Haar aus der Stirn, sah mich freundlich an und sagte: Ja, es wird dir noch gut gehen.

20. Juli.

Es wird mir sehr schwer. Doch wie Gott will. Michaeli gehe ich. Mit meinem Gehalt kann ich das Fehlende im Haushalte beschaffen, Jakob und Trinchen werden bessere Tage

haben. Die Tante ist auch ruhiger, sie nennt es nicht Gouvernante, sondern Gesellschafterin. Ich soll mit einer sechzehn- und einer siebzehnjährigen Tochter englisch und französisch sprechen, zeichnen und Klavier spielen, aber auch an ihrer Geselligkeit teilnehmen. Außerdem habe ich ein zwölfjähriges Töchterchen zu unterrichten. Das letztere wird mir Freude machen; vor den großen fürchte ich mich, wenn sie nur nicht klüger sind, als ich.

10. August.

Trinchen ist unermüdetlich, meine Ausstattung zu besorgen, es kommen Schätze zum Vorschein, die ich nie gekannt habe. Die gute Tante hat mir auch ihren Sammethut geschenkt, die Feder von der Toque ist darauf gesteckt, er sieht sehr anspruchsvoll aus. Ich arbeite jetzt wenig, weil Trinchen wünscht, daß ich noch Ferien mache. Ich wandere meine Lieblingsgänge, ich zeichne die schönsten Punkte und male sie. Die Bildchen sollen in der Ferne mein Zimmer schmücken, sie sind sehr niedlich. Meine Schule versäume ich nicht. Dortchen kann mit mir um die Wette stricken. Auch sind die Kinder ordentlich und rein. Trinchen hat mir versprochen, die Kinder zu sich kommen zu lassen, auch Jakob will sich ihrer nötigenfalls annehmen. Sie sind beide so gut, sie wollen mir den Abschied erleichtern. Mit Abelsheid spreche ich viel englisch, der Tante ist diese Uebung ganz recht.

24. August.

Der Onkel hat freundlicher geschrieben und einen vollständigen Anzug für mich geschickt. Das braune Taftkleid steht mir gut, das Zeug war so reichlich, daß der Rock lang genug gemacht werden konnte, ich sehe noch einen halben Fuß größer darin aus. Ich freue mich über den Anzug. Trinchen fürchtet, daß ich gar zu eitel werde.

6. September.

Die Zeit rückt immer näher, mein Herz wird immer schmerzlicher, ich habe sehr viel zu thun, ich übe noch und lerne, ich habe Furcht, daß ich nicht genug weiß, die Tante ist öfter böse darüber. Aber so allein zu ganz fremden Leuten, — ich werde dort nicht auf so sanften Pfaden wandeln, sagt Trinchen.

12. September.

Mein Herz ist immer sehr voll, ich weiß nicht recht, was ich thun soll. Ich packe ein und suche zusammen, Trinchen sagt, ich dürfe das nicht alles mitnehmen; ich möchte das ganze liebe Bettenhaus mitnehmen, und die Tante und Trinchen und Jakob dazu.

16. September.

Das ist ein Morgen voll Glanz und Pracht. Die Aestern schimmern in den buntesten Farben. Die Berbenen legen sich brennend rot an den grünen Rasen, die Geranien spiegeln sich im klaren Teich. Und der Wald! Ich ging den Herrenstiege, er war so still, meine eigenen Fußtritte hörte ich leise auf dem Moose. Ein Specht klopfte an die festen Buchenstämme, daß es laut hin wie durch eine Kirche hallte. Ja, die Buchen wölben sich wie zu einer Kirche, und es war sehr feierlich im Wald. Ich pflückte mir Ephen und Farren, und trat oben auf der Trifft aus dem tiefen, kühlen Schatten in den lichten Sonnenschein. Wie glänzend lag das weite Thal unter mir, links Wenderhof und die Wiesen und darüber die lichten Höhen im warmen Duft, rechts Waldstein auf dem Berge, durch die hohen Kirchenfenster fiel das Licht, und Türmchen und Giebelspitzen der Kirche zeichnen sich scharf am blauen Himmel. Der Schäfer saß wie gewöhnlich unter der alten Hainbuche und seine Herde weidete am Hange u d manch weißes Wollensflöckchen hing an dem roten Hagebottenstrauch. Ich setzte mich

auf meinen Stein, die Mücken tanzten, eine große Hummel summt vor mir auf einer hohen Distel, der Herde Geläut klang hin und wieder sanft dazwischen, so habe ich lange gesonnen und konnte mich nicht trennen. O liebe wohl, du liebe Heimat.

4. Oktober, abends spät.

Mein Koffer ist gepackt, alles liegt bereit, meine Glieder beben vor innerem Frost und Bangigkeit und Wehmut, ich weiß nicht was. Der Regen fällt in Strömen. Amtmanns sind sehr freundlich, daß sie mich nach der Bahn fahren lassen, auch haben sie mir neulich zu Adelheids Geburtstag ein graues Deckentuch geschenkt, so fein haben sie es angefangen, daß es der Tante nicht unangenehm war. Die gute Tante! Ob sie schläft? Gewiß nicht.

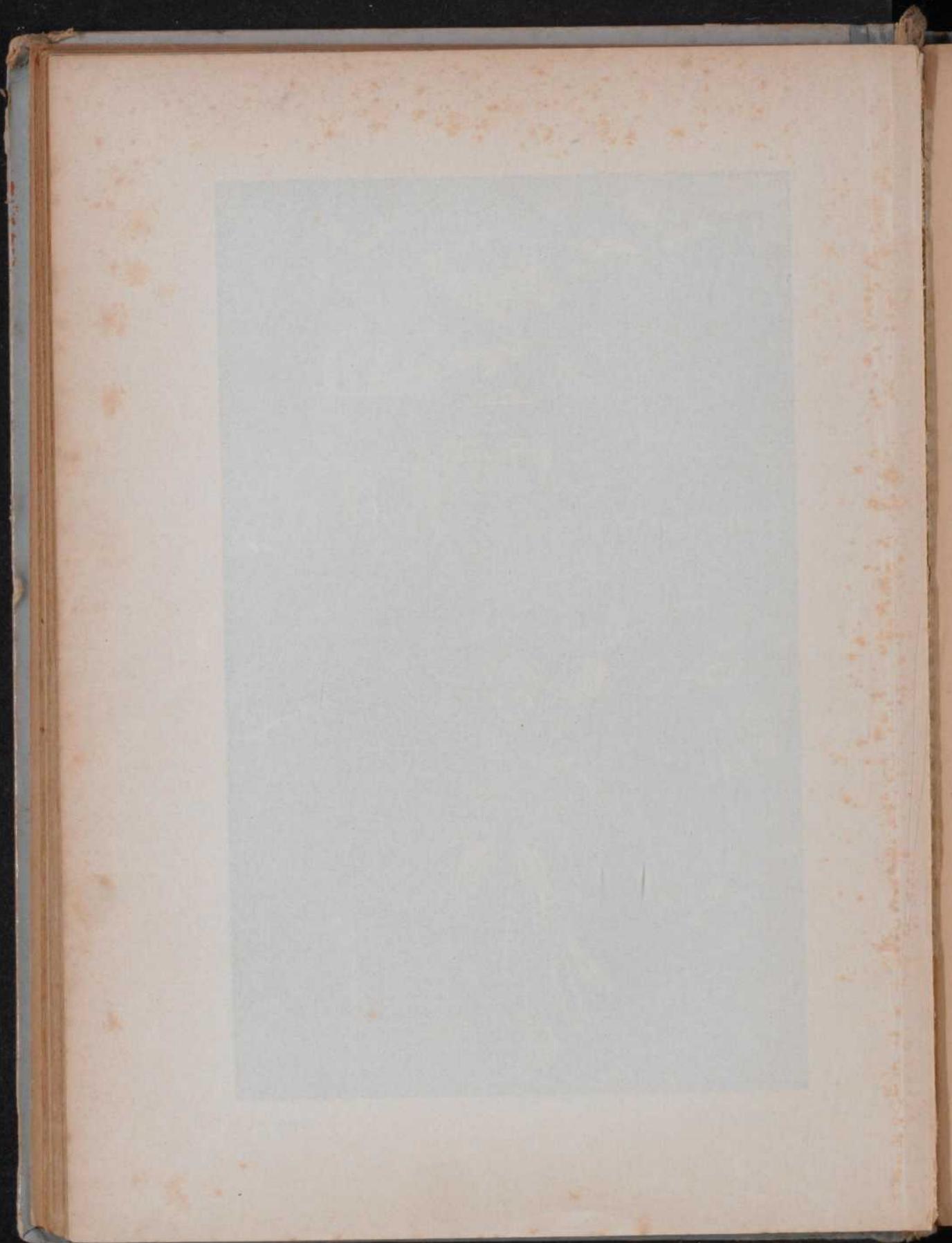
5. Oktober.

Wir mußten um fünf fort, um den Bahnzug zu treffen. Der Regen fiel noch in starken Güssen. Ich trat an der Tante Bett, um Abschied zu nehmen. Jakob blieb im Vorzimmer, Trinchen stand bei uns, wir weinten alle. Verzeiht mir all denummer, den ich euch gemacht, habt Dank für alle Müh und Arbeit. Wie weh ist scheiden, wenn man sich lieb hat! — Ich werde einsam sein, sie werden einsam sein. Das Leben ist von unserem Leben, wenn Sie fort sind, liebes Fräulein, sagte Jakob. Und wie wird mir sein? Ich lehnte mich in die Wagendecke und, weil ich die Nacht nicht geschlafen, schlummerte ich ein. Wenn wir durch einen angeschwollenen Waldbach fuhren, wachte ich auf, dann hörte ich den Regen auf die Blätter rauschen, es war mir so kalt in den Gliedern und um das Herz. Als es dämmerte, verließen wir Hügel und Holzland und kamen in die schlichte Korngegend, auch hatte es aufgehört zu regnen. Die Dörfer sehen hier öde aus, nur

Häuser, ohne Bäume, und heute alles grau gewaschen. In einem solchen grauen Orte war die Station, wo wir unseren Wagen verließen. Im Wartezimmer fanden wir einige Postillone und Bauern. Jakob bewachte mich wie ein Kuchlein, ließ mir auch Thee geben, doch trank ich nur eine Tasse und ließ ihm das übrige. Nach einiger Zeit fuhren Wagen vor, viele Herren traten ein. Sie schienen uns anzustarren, flüsteren miteinander, mir ward ängstlich. Jakob sagte: sie denken, daß hier eine Prinzessin inkognito reist, das passiert nicht alle Tage. Ich mußte lachen. Als aber die wunderbare Maschine mit mir fortbrauste, und mich von Jakob und von allem, was ich lieb in der Welt habe, in so gewaltiger Eile entfernte, wollte mir das Herz springen. Doch nahm ich mich zusammen, ich wollte nicht zu weichherzig sein. Ich unterhielt mich mit einer Dame und fragte auch nach den Stationen, um die rechte nicht zu verfehlen. Das Anstarren und Flüstern hörte nicht auf; einige Leute, die in den Pausen auf dem Perron gingen, schauten immer neugierig oder lachend in den Wagen. Ich überlegte, was so Auffallendes an mir sein könne; da die gute Frau mir gegenüber selbst oft verlegen nach mir sah, durfte ich nicht zweifeln, daß ich der Gegenstand der Aufmerksamkeit sei. Mein blau kariertes Kleid könnte es sein, Trinchen hat es durch einen schwarzen Atlasstreifen verlängert, ebenso die Ärmel, aber es war verdeckt durch das graue Deckentuch; es konnte nur der Hut sein. Es war mir fatal, daß Trinchen die Feder daran gesteckt hatte, doch hatte sie eine schlechte Stelle damit verdeckt. An einem einzelnen Gasthaus mußte ich aussteigen. Meine Schüchternheit wollte ich überwinden. Ich ließ mir meine Sachen geben; als auch die Schaffner über mich zu lächeln schienen, that ich sehr vornehm, die Tante hat mir das geraten. Das half. Der eine trug mir sogar meine Reisetasche in die Wirtsstube. Ein Wagen war noch nicht hier; der Zug brauste fort, ich war mutterselenallein in der kalten Wirtsstube und



Nathusius.



schaute hinaus in die graue, öde, verregnete Welt. Da ward es mir zu eng in der Brust, der Mund zuckte zum Weinen, mit Gottes Hilfe habe ich es überwunden.

Ich schwankte, ob ich mir Kaffee sollte geben lassen, über die Mittagszeit war ich hinaus, doch fürchtete ich die Ausgabe und aß mein Butterbrod. Die Tante hatte geglaubt, man würde mich hier feierlich empfangen, mich erquicken und dann weiter bringen; ich glaubte es auch. Es war die erste Täuschung, ich fürchte, es werden mehr folgen. Nach einiger Zeit kam ein Wagen, ein häßlicher, schmutziger Korbwagen, ebenso sahen Pferde und Kutscher aus, ich glaubte kaum, daß es der Wagen der Frau von Schlichten sei, doch er war es. Meine Sachen wurden verpackt, der Kutscher wies mir den Platz auf der hintern Bank an. Neben mir lag ein alter, grauer Herrenmantel, neben dem Kutscher lag ein ähnlicher, nur mit schottischem Zeuge gefüttert. Ich fragte den Kutscher wessen Mantel das sei. Er entgegnete, daß der neben ihm dem Herrn von Schaffau, dem Bruder der Frau von Schlichten gehöre, und der neben mir Bollbergern, dem Bedienten, und daß wir beide abholten vom nächsten Orte. Es war mir sehr demütigend, daß ich neben dem Bedienten sitzen mußte, es schwoll mir der Ramm, aber im stillen war ich froh, daß die Tante dies nicht alles sehen mußte. Nach einer halben Stunde kamen wir in eine Art von Thal; ein großes Dorf, Graubergen, legte sich an kahle Sandhügel, die hin und wieder durch Steinbrüche zerissen waren. Am Ende des Dorfes war das Schloß. Wir hielten still, es währte wohl eine Viertelstunde, da erschienen mehrere Herren in der hohen Bogenthür, darunter ein alter und ein junger in Reifelleidern. Ich wunderte mich, daß der junge der Herr war. Er ist sehr groß und schlank und sieht sehr vornehm aus, außerdem gefiel er mir wahrlich sehr wenig. Er ward von zwei Herren an den Wagen geleitet, sie begrüßten mich. Die beiden Fremden sprachen mit mir vom schlechten

Weg und Wetter; Herr von Schaffau sah augenscheinlich sehr ärgerlich aus, er sprach mit mir kein Wort, nahm dem Kutscher die Zügel aus der Hand, und konnte kaum erwarten, daß der Bediente sich neben mich setzte. Ich habe es überwinden müssen, und wer weiß, was folgt. Viele adelige Leute sollen sehr stolz und hochmütig gegen ihre Gouvernanten sein. Wir hatten kaum das Dorf verlassen, da fing es leise an zu regnen, bald aber immer stärker und stärker. Herr von Schaffau zog den Mantel über die Ohren und kümmerte sich nicht um uns. Ich fürchtete für meinen Hut, ich nahm ihn ab, steckte ihn unter die Decke und that ein Taschentuch um den Kopf. Bei dieser Gelegenheit sah ich mich zum erstenmal genauer nach meinem Nachbar um; wie war ich erfreut, in ein altes, freundliches Gesicht zu sehen, das mich sehr an Jakob erinnerte. Er suchte mich vor dem Regen zu schützen, und überhaupt war er der erste Mensch, der mir Teilnahme zeigte, das that mir wohl. Der Weg wurde immer schlechter, die Räder versanken fast in den Gleisen und wir kamen nur Schritt für Schritt von der Stelle. Als der Wagen wieder einmal nahe am Umwerfen war, schrie ich auf. Herr von Schaffau sah sich verwundert um. Ich nahm mich jetzt zusammen, war auch ganz resigniert; ich war durchfroren, müde und hungrig, es war mir wirklich gleich, da auch noch im Schmutz zu liegen. Als es dämmerig wurde, zeigte mir Vollberger Braunsdorf. Es liegt an demselben fahlen Höhenzug, doch ist er hier dicht mit Obstbäumen bepflanzt. Das Schloß ist ein altes Gebäude mit zwei kleinen, runden Thürmen und von hohen Baumwipfeln umgeben. Vollberger erzählte mir, daß es ein Park sei, der den schönsten Wald ersetze. Der Regen hatte indessen aufgehört, die Wolken zerteilten sich, und der Mond stieg golden über den dunklen Bäumen auf, das war mir ein gutes Vorbedeuten. Wir fuhren auf den Schloßhof, der eine Flügel des Schlosses war hell erleuchtet, es sah prächtig aus und mein Mut ward

immer frischer. Beim Aussteigen hatte ich meinen Hut wieder aufgesetzt, ich sah deutlich, wie Herr von Schaffaus Blicke unzufrieden darauf ruhten; ich werde doch sehen, ob ich die Feder abnehmen kann. Er sprach jetzt einige gleichgiltige Worte und schien sich zur Höflichkeit zu zwingen, ich habe dies sehr kurz erwidert. Im hohen Hausflur verließ uns Bollberger, um für mich jemand zu holen. Herr von Schaffau geleitete mich die Treppe hinauf, Diener liefen hin und her, und Tanzmusik schallte aus den innern Räumen. Herr von Schaffau sagte, und wie mir schien, etwas ironisch: Das sind Ihnen wohl angenehme Töne? Ich wußte nicht gleich etwas zu entgegnen, denn so besonders angenehm sind mir die Töne nicht. Sie tanzen gern? fuhr er fort. Ich habe nie getanzt, sagte ich jetzt; doch fiel mir ein, daß ich unbedacht gesprochen, ich fügte also hinzu: wenigstens nur allein oder mit Amtmanns Adelheid. Das klang gewiß recht albern, Herr von Schaffau machte ein besonderes Gesicht. Ein etwas spitz ausschendes blondes Mädchen kam eilig an, führte mich auf mein Zimmer und versprach, sogleich Licht und Feuer zu besorgen. Sie kam aber nicht, und ich hatte Zeit, mich im Zimmer umzusehen. Ich erkannte, daß ich mich in einem von den Türmen befand, zwei Fenster waren ganz mit Epheu bewachsen, durch die beiden andern fiel das helle Mondlicht. Wenn mich Hunger und Kälte nicht gequält hätten, würde mir Einsamkeit und Ruhe in diesem eigentümlichen und traulichen Stübchen sehr wohl gethan haben. Mein Zustand war mir unerträglich; drüben aus den hell erleuchteten Fenstern drang die rauschende Musik zu mir, auch sah ich die Schatten von Tanzenden vorüber-schweben; alles war belebt und unterhalten, ich war ganz vergessen und allein. Da klopfte es leise an die Thür. Ich rief: Herein! Ein Herr trat ein, ich erkannte bei Mondlicht Herrn Schaffaus hohe Gestalt. — Lucie? fragte er. — Haben Sie kein Licht? setzte er verwundert hinzu. Noch nicht, ent-

gegnete ich, und im Tone der Stimme war gewiß meine Stimmung deutlich zu lesen. Er verließ mich schnell und nach einiger Zeit hörte ich laute Stimmen auf dem Korridor, die Thür ward mit Geräusch geöffnet, eine Dame in einem schweren Seidenkleide rauschte herein, ein Bedienter mit einem Armlenker folgte ihr. Es ist eine Türkenwirtschaft im Haus! schalt sie, weder Licht noch Thee noch sonst etwas! Sie schickte den Bedienten fort und gab ihr Mißfallen über den unbehaglichen Zustand, in welchem sie mich fand, ferner zu erkennen. Ich küßte der Dame die Hand und fragte, wem ich für so viel freundliche Teilnahme zu danken hätte. Ich bin Tante Julchen und die Schwägerin der Frau von Schlichten, sagte sie, und da sich meine Schwägerin gerade um ihren Zögling wenig zu bekümmern pflegt, haben Sie mehr mit mir als mit ihr zu thun. Lucie! rief sie jetzt: — da steckt das närrische Ding wieder hinter der Thür! Sie holte oder zog vielmehr ein Kind herein und stellte mir meine Schülerin vor. Ich erschrak fast vor des Kindes Häßlichkeit. Ein mageres, gelbes Gesicht, die dunkeln Augenbrauen waren fast zusammengewachsen, ebenso dunkle Augen sahen finster und mißtrauisch darunter hervor. Die rund aufgeworfene Nase und der große feingeschlossene Mund gaben dem Gesicht etwas Verbissenes. Dies Aussehen und die Worte der Tante gaben mir augenblicklich die Ahnung, daß dies Kind von der Mutter stiefmütterlich behandelt werde. Mein Herz war bewegt, als ich mich zu ihr beugte und fragte, ob sie wohl gern bei mir sein würde. Lucie wandte sich und die Tante entschuldigte sie, als sie ohne ein Wort oder einen Gruß das Zimmer wieder verließ. Ihre Aufgabe wird es sein, sagte sie unter anderem, und die scharfe Stimme, die scharfen Züge und die spitze Nase schienen mir bei diesen Worten sanfter und milder zu werden: Ihre Aufgabe wird es sein, die Liebe dieses Kindes zu gewinnen, es sieht in dem kleinen Herzen anders aus, als es scheint. Uebrigens, mein

Kind, sie sah mich prüfend an, scheinen Sie mir noch sehr jung. — Achtzehn Jahr, war meine bescheidene Antwort. — Sie sehen fast noch jünger aus, und — nun machen sie nicht zu viel Ansprüche, ich habe nichts dagegen, daß Sie sich gerade tragen, von einer Erzieherin verlangt man das: aber den Kopf und das Auge könnten Sie etwas mehr neigen, thun Sie es wenigstens, wenn Sie sich meiner Schwägerin präsentieren. — Ich fühlte, was sie sagen wollte, es war dasselbe, als wenn Trinchen mich zur Demut ermahnte. Ich dankte ihr herzlich für den guten Rat, sie strich mir freundlich über die Stirn. Wollen Sie schnell Toilette machen, so helfe ich Ihnen und führe Sie zur Gesellschaft, sagte sie mütterlich; ich aber dankte für heute, was sie erklärlich fand. Nach kurzer Zeit brachte man mir Thee, und ich fühlte mich am warmen Ofen bald sehr erquickt und erwärmt. Jetzt ist's Mitternacht, ich habe noch lange am Fenster gesessen, der Mond war von der belebten Seite des Schlosses hinüber nach der stillen gewandert, er erhellte sie mit seinem Silberlicht, auch die hohen schönen Bäume und den Rasen des Parks. So liegt ein Tag hinter mir, es ist mir als wäre es eine lange Zeit. Viel habe ich erlebt und viel ist noch Dunkles um mich herum.

6. Oktober.

Als ich erwachte, schien die helle Sonne in das Fenster. Ich merkte, daß ich die Zeit verschlafen; doch regte sich im Schlosse noch lange nichts. Ich stand am offenen Fenster nach der Parkseite und entzückte mich an dem ungewohnt prächtigen Anblick. Ein Rasengrund zieht sich weit hin, Baumgruppen treten vor und treten zurück, und legen sich auch rechts an die Höhen. Die Sonne blitzte über die Wipfel, es war nicht zu sehen, ob es ihr Gold sei, oder der Herbst, der sie bunt geschmückt. Unter meinem Fenster blüht ein Beet von Monatsrosen, sie mischen ihren Duft mit dem Duft der Meseda.

Ganz nahe dabei führt eine kleine Brücke zu einem dunkelen Parkweg unter Ahornen hin. Ich zögerte nicht lange, ich ging hinunter, um dem blizenden Morgen näher in das Angesicht zu schauen. Von einem Pavillon sah ich hinab auf Dorf und Schloß und die ganze Gegend, sie ist nicht so einförmig, als sie gestern bei dem schlechten Wetter mir erschien; nein, sie schien mir ein freundiges Willkommen zuzurufen, ich zage nur und wage noch nicht, es zu erwidern. Werde ich hier schwere oder frohe Tage sehen? —

Als ich zurückkehrte, begegnete mir die blonde Sofie auf dem Korridor. Schon so früh auf? fragte sie verwundert, und Sie haben noch kein Frühstück. Ich entgegnete, daß ich gern früh aufstehe, daß ich aber niemand dadurch störe, weil ich gewohnt sei, erst später zu frühstücken. Ich erkundigte mich zugleich nach den Sitten und Verhältnissen des Hauses, so viel sie mich angehen. Wann ich Frau von Schlichten sprechen könne; ob es Sitte, daß ich allein oder mit der Familie frühstücke; und so ähnliches. Sofie erzählte mir mehr, als ich hören wollte. Die Sachen, die ich hörte, waren nicht geeignet, mir Mut zu machen. Tante Julchen steht an der Spitze des Haushaltes, sie hat zu schalten und zu walten. Frau von Schlichten interessiert sich für solche Dinge nicht. Sie bemüht sich indessen, um der beiden Töchter willen ihr Haus auf alle Weise zu beleben, und versteht das vorzüglich. Eigentlich aber gehört das Gut ihrem Bruder, dem Herrn von Schaffau; der ist weder mit Tante Julchen, noch mit der Schwester einverstanden, und niemand begreift, warum er die Frauenwirtschaft hier duldet. Seit einem halben Jahr ist er von längeren Reisen zurück. Bei seiner Abreise waren die Fräulein beinahe Kinder, jetzt ist er mit ihnen unzufrieden, es ist nicht daran zu denken, daß er Thekla, das älteste Fräulein heiratet, obgleich es Frau von Schlichten sehr wünscht. Er ist ein strenger und ernsthafter Onkel, man fürchtet, er wird die

Damen nicht lange hier dulden, wenn sie sich nicht bekehren lassen. Er wohnt mit seinen Leuten im hinteren Flügel des Hauses, und ebenso, wie die Herrschaften verschieden sind im Schlosse, so sind es auch die Dienstboten. Bollberger besonders ist ein alter Aufpasser, ein Heuchler und dabei ein Allmächtiger, und wie Tante Zulchen in diesem Flügel alles vermag, so treibt es drüben Bollberger. Zwei größere Gegenfüßler giebt es auf der Welt nicht; wenn der Alte auch seine Meinung nie verriete, man riecht ihm das schon an. Tante Zulchen aber bleibt mit ihrem Urtheil hinter dem Berge. Von drüben und besonders von Bollbergern, denn er steht im Verdacht, daß er dem Herrn immer alles berichtet, ist es ausgegangen, daß die letzte Gouvernante das Haus verlassen mußte. Der Tante war es eigentlich recht, denn sie war zu häßlich mit der kleinen Lucie, und mit den beiden ältesten Fräulein trieb sie nur Narrheiten; aber daß Herr von Schaffau gegen sie war, hielt die Tante zurück, ihr auch entgegen zu sein, und sie ärgerte sich, daß Herr von Schaffau seinen Zweck erreichte. Dagegen hat die Tante jetzt durchgesetzt, daß Sie hergekommen sind und nicht eine ältere Dame, die Schwester des Herrn Pastors hier im Orte, ein sehr gelehrtes Fräulein, dabei aber eine Bet-schwester und eine simple Person, die sich für die jungen Damen des Hauses gar nicht paßt. So sprach Sofie und noch mehr.

Herrn von Schaffaus Betragen ist mir hiernach erklärlich, ich aber befinde mich in einem Labyrinth. Wenn es Ihnen hier gut gehen soll, müssen Sie es mit Tante Zulchen und uns halten, riet Sofie. Ich sann einen Augenblick, dann sagte ich: Habe Gott vor Augen und im Herzen, — ich werde meine Pflicht thun, und ob es mir dann gut oder übel gehen soll, das ist des Herrn Sache. Sofie sah mich an und seufzte. Im Grunde haben Sie recht, sagte sie. So ist im Haus wohl keine Morgenandacht? fragte ich zögernd. Ach du lieber Gott, nein! entgegnete sie, auf dieser Seite wenigstens

nicht; ich glaube, daß der Herr mit seinen Leuten so was vornimmt, und der neue Pastor hier möchte gern die neue Methode aufbringen, damit kommt er aber bei uns schlecht an. Weil er vor vierzehn Tagen so schrecklich gekanzelt hat, und Fräulein Zulchen sagte: lauter Anspielungen auf uns, — da hat sie bestimmt, es darf von uns keiner wieder in die Kirche gehen. Nun, oft sind wir freilich auch nicht hingekommen, setzte Sofie hinzu, und wenn ich zum heiligen Abendmahl gehen will, thue ich es drüben in Kemkersdorf bei meinen Eltern. — Ich brach die Unterhaltung ab, ich wußte genug fürs erste, um darüber nachzudenken; doch war dies nur der kleine Anfang des Tages, ich sollte noch mehr erfahren.

Nachdem ich nun meine Sachen im Stübchen geordnet, auch angefangen, an die Tante zu schreiben, war es fast Mittag geworden, und Sofie erschien, wie sie mir versprochen, mich zu Frau von Schlichten zu rufen, die mit Töchtern und Gästen zum zweiten Frühstück versammelt war. Einige alte Onkels und junge Bettern sind hier, um die Hühnerjagd zu genießen, auch fehlt es nicht an Damen, und täglich giebt es hier oder auf den Nachbargütern eine Festlichkeit. Die untere Etage ist sehr prächtig, Teppiche und Vasen und seidene Möbel überall. Ich stand bange im Vorzimmer, da die geöffnete Thür hörte ich das Geplauder vieler Stimmen, es ist sehr schwer, allein unter so fremde Menschen zu treten. Trinchens Worte standen tröstend vor meiner Seele: Wenn der vornehmste Herr mit dir ist, kannst du getrost überall erscheinen; mit seinen Waffen gewaffnet, das ist Demut und Liebe, bahnt du dir überall den Weg. —

So bange ich war, trat ich getrost ein. Fräulein Zulchen kam mir entgegen, es entstand ein Sä Schweigen, man sah mich neugierig an, ich wurde vorgestellt. Frau von Schlichten begrüßte mich mit einer gewissen Holdseligkeit, die mir aber nicht wohl that. Darauf traten Thekla und Rosalie zu mir, es

sind beide sehr schöne Mädchen, nur etwas zu klein, dünkt mich. Nachdem sie einiges mit mir gesprochen, stand ich allein. Tante Zulchen wandte sich zuweilen zu mir und forderte mich zum Essen auf. Ich hatte jetzt Gelegenheit, die Leute anzusehen und anzuhören.

Es waren fast nur Damen, die Herren waren auf der Jagd. Ein junger hübscher Mann ward von den Damen des Hauses Vetter und von den Fremden, Herr von Reiberg genannt, er führte das Wort, er erschien mir aber so albern, ja roh und gewöhnlich, daß ich mich wunderte, wie die jungen Damen seine Witze belachen konnten. Ein älterer Herr mit einem großen Schnauzbart, trieb es noch ärger, dabei hatte er eine gewisse Vertraulichkeit mit den Damen, die mir zuwider war. Trinchens Schilderungen von der Welt standen in Wirklichkeit vor mir. Wir bringen unsere Jahre zu wie ein Geschwätz.

Nach einiger Zeit hörte man langsame Schritte im Vorzimmer. Onkel Schaffau! sagten die jungen Damen, und zu meiner Verwunderung ward plötzlich ein anderer Ton angestimmt; nur der alte Herr hatte Lust, derselbe zu bleiben, doch mußte er sich der Ruhe und dem Ernst des Herrn von Schaffau auch fügen. Ich bat Tante Zulchen, mir gelegentlich meine Beschäftigung anzuweisen, und mir jetzt zu erlauben, meine Lucie aufzusuchen. Sie war außerordentlich freundlich gegen mich, und wenn ich nicht gefürchtet hätte, daß sie es dem Herrn von Schaffau zum Troß gethan, würde es mir noch mehr zu Herzen gegangen sein. Ich fand Lucie meinem Stübchen ganz nahe, in einem Zimmer, das von den drei Schwestern bewohnt wird. Ich that alles, was man thut, um Kinderherzen zu gewinnen, und ich bemerkte mit großer Freude, daß sie etwas unbefangener wurde. Plötzlich sagte sie: Werden Sie morgen ebenso liebenswürdig sein als heute? Ich erschrak vor dem scharfen unfindlichen Ton, mit welchem

sie sprach. Mit Gottes Hilfe denke ich mit jedem Tag liebenswürdiger zu werden, entgegnete ich ernst. Mit Gottes Hilfe? fragte sie verwundert. Verstehst du nicht, was das heißen soll? fragte ich. O ja, aber sie schüttelte mit dem Kopfe. Ich trat mit ihr an das Fenster. Siehst du den hochgewölbten Himmel, die strahlende Sonne, die prächtigen Bäume, die lieblichen Blumen? Der das alles gemacht hat, kann der nicht auch unsere Herzen schaffen, wie er will? Gewiß! rief Lucie hastig. So werde ich ihn bitten, fuhr ich fort, daß er mich liebenswert macht, und werde ihn bitten, daß er mir dein Herz und deine Liebe schenkt. Bei den letzten Worten war ich sehr bewegt, ich drückte das Kind in meine Arme und einen Kuß auf ihre Lippen. Sie sah mich sinnend an, dabei schimmerten die dunklen Augen feucht und ihre Züge kamen mir jetzt gar nicht häßlich vor, nein rührend und lieblich.

Wir gingen zusammen in den Garten. Weil die Sonne so hell schien, setzte ich den Hut auf, und nahm anstatt des schweren Deckentuches meine Musselin-Mantille. Lucie sah mich groß an. Wie sehen Sie nur aus? sagte sie. Nun wie, fragte ich etwas verlegen. Wie Donna Petronella in der Preciosa, entgegnete sie hastig und freudig, als ob sie es besonders getroffen. Der Vergleich war mir nicht lieb, sie hatte mir schon vorher von Schauspielern erzählt, die im Dorfe seien und wo sie Preciosa gesehen. Hatte sie meine Gedanken auf meinem Gesichte gelesen? Sie setzte schnell hinzu: die ist auch sehr schön. Ich schämte mich meiner Empfindsamkeit, scherzte über die Sachen und wir gingen in den Garten. Auf einem lieblichen Platz unter Thornen saßen wir, ich hatte von dem sehr schön gefärbten Laub für Lucie einen Kranz gewunden, da hörten und sahen wir die Gesellschaft aus dem Schlosse sich uns nähern. In einiger Entfernung blieben sie stehen. Ich weiß nicht, ob ich feiner höre als andere Leute, ihre Absicht war es gewiß nicht, daß ich es hören sollte, meine

Toilette war der Gegenstand ihres Witzes. Sie sieht wie eine Theaterprinzessin aus, sagte Thekla nach andern Bemerkungen. Es ist eine eitle, alberne Person! fügte Herr von Schaffau hinzu. Lucie las bange und teilnehmend den Eindruck dieser Worte in meinen Zügen. Ich ward feuerrot und nahm unwillkürlich den unglücklichen Hut ab, Lucie setzte mir den Hornkranz auf, schmiegte sich an mich und sagte zärtlich: Seien Sie nicht traurig. Ich küßte des Kindes Stirn, als ich aufblickte, stand Herr von Schaffau vor uns. Er schien sich über unsere Vertraulichkeit zu wundern und wandte sich dann sehr freundlich zu Lucie.

Ich weiß nicht, warum sein hartes Urtheil mir am wehesten gethan. Tante Zulchen folgte ihm auf dem Fuße, sie stellte sich wie schützend mir zur Seite, doch merkte ich den blitzenden Gesichtern und den übermütigen Stimmen an, daß ihre Auctorität einen Angriff jetzt nicht verhindern könne. Ein älteres Mädchen kam zu mir und sagte sehr freundlich: Was haben Sie da für einen reizenden Hut! Ich sah sie an, als wie die Tante that, wenn sie: Jungfer Katharine! sagte. Ja, ein reizender Hut, wiederholte der alte Herr mit dem Schnurrbart, aber welche Mode ist es, mein Fräulein? es ist so etwas Eigenthümliches, Piquantes. Ich fühlte, wie es an meinem Herzen drängte, und Born und Stolz sich regten; ich richtete mich hoch auf. Ich bedauere, das nicht sagen zu können, entgegnete ich ruhig, das Studium der Moden ist mir nie interessant gewesen. Man schwieg. Ich sah eine sichtliche Veränderung auf den Gesichtern. Der alte Herr aber fuhr fort: Gut gesagt, mein Fräulein, ich mache Ihnen mein Kompliment! aber leere Versicherungen! Auf Ehre, sollten Sie nicht eben so gut, als diese Damen mit dem Modejournal geliebäugelt haben? Ich versichere, daß ich es heute zum ersten mal vor mir sehe, entgegnete ich mit gleicher Ruhe. Alle Wetter! rief der Alte und lachte laut. Mir war das Weinen nahe, ich

fühlte mich selbst so häßlich in dieser Weise, und nahm mir vor, lieber alles über mich ergehen zu lassen, als mich so zu wehren. Ich nahm Lucie bei der Hand, verbeugte mich und verließ schnell den Platz.

Man konnte mir das nicht verargen, ich hörte auch laut Tante Zulchens scheltende Stimme, und bald kam Thella hinter uns und fragte ziemlich verlegen, ob ich nicht am Spaziergange teilnehmen wolle. Meine Thränen waren jetzt wirklich hervorgebrochen, ich fühlte mich sehr unglücklich, ich bemühte mich, ihr ein freundliches Nein zu sagen, und eilte mit Lucie nach Hause. Lucie begann jetzt auf eine sehr unfindliche Weise über die Schwestern und über die ganze Gesellschaft zu sprechen. Sie ist wahrlich über ihr Alter hinaus. Jetzt wußte ich, was ich zu thun hatte; es ward mir selbst schwer, aber ich suchte zu entschuldigen die, die mir wehe gethan. So redete ich mir selbst zu, verfühlich zu sein, und ich fühlte, wie der Stachel sich nach und nach im Herzen löste. Ich sagte ihr, wir wollten beide den Herrn bitten, daß er unsere Herzen ganz und gar himmähme, daß wir ihm zu Liebe alles könnten, auch die Lieben, die uns wehe thun. Lucie hörte aufmerksam, wenn auch verwundert, zu; als Sofie kam, um sie zu holen und ihre Toilette zum Mittagstisch zu ordnen, gab sie mir die Hand und sah mich sehr freundlich an; das that meinem Herzen wohl.

Nach einiger Zeit kam Sofie wieder, auch mir behilflich beim Umkleiden zu sein, und als ich wenig Lust dazu zeigte, erzählte sie mir, daß meine Vorgängerin stets die ausgezeichnetste Toilette gemacht. Sie wollte noch mehr von ihr erzählen und zwar nur übele Sachen, ich bat sie, zu schweigen, weil ich es für eine Sünde erachtete, so etwas anzuhören; dagegen würde ich sehr gern Gutes von den Hausbewohnern hören. Ach, das sind noch unschuldige Weltansichten, sagte Sofie, Sie werden hier etwas anderes lernen. Ich freute mich jetzt, Trinchens gute Lehren in Anwendung zu bringen, und that

das mit meinen schwachen Kräften. Softe ist ein offenes und gutherziges Mädchen; sie sah ein, wie unrecht und häßlich es ist, Böses von Menschen zu reden und solche Reden mit anzuhören. Ich sagte ihr, wir wollten uns gegenseitig stärken, nicht in diese Fehler zu verfallen, besonders um Lucies willen, weil deren Seelenheil jetzt mit auf unserer Seele ruhe. Nicht ein liebloses Wort dürfe sie aus unserem Munde hören, denn der Herr Christus sagt: „Wer einen von diesen Kleinen ärgert, dem wäre besser, daß ihm ein Mühlstein an den Hals gehängt und er ins Meer geworfen würde, wo es am tiefsten ist.“ O, lieber Herr, segne diese Worte, besonders segne sie an mir selbst, gieb mir Kraft zu meinem schweren aber schönen Beruf. O, dürft ich dir dies Kind zuführen! Dies Streben und diese Hoffnung soll mir Ersatz sein für vieles, das ich hier entbehren muß.

Mit versöhnlichen und großmütigen Gedanken ging ich in den Speisesaal, doch hatte ich sie kaum nötig; auch Sofstens Bemühungen um meine Toilette waren unnötig, niemand kümmerte sich um mich. Ich fand meinen und Lucies Platz am Ende der Tafel, neben uns saßen zwei Knaben. Gebetet wurde nicht, und ich schäme mich, daß ich nicht den Mut hatte, es für mich zu thun. Die Knaben unterhielten uns sehr gut; besonders der ältere, Better Alfred, ist witzig und angenehm, wir vergaßen die großen Leute und waren vergnügt in unserem Reiche; ich mußte sogar meine Jugend ermahnen, weil wir die Aufmerksamkeit der Gesellschaft auf uns zogen. Herrn von Schaffaus prüfende Blicke ruhten oft auf mir, doch schien er nicht unzufrieden mit unserer Fröhlichkeit, — Uebrigens soll sein Urtheil, seine Zufriedenheit oder Unzufriedenheit mir gleichgültig sein; ein Mensch, der ungerecht und gewissenlos in Worten und Urtheilen ist, hat keine Autorität für mich. So dachte ich bei Tisch und fand in diesen Gedanken eine Genugthuung für das mir angethane Unrecht. Doch sollte ich bald

andere Gedanken haben. Nach Tisch versammelten sich die jungen Leute, um Charaden und Bilder aufzuführen. Herr von Tülsen, der alte Herr mit dem Schnurrbart, forderte mich dringend auf, daran teilzunehmen. Ich dankte. Er fragte mich nach dem Grund. Ich entgegnete ihm, daß mir die Sache zu unbekannt sei. Er sprach weiter mit mir, er fragte, ob ich mit Absicht meine Toilette so eigentümlich wähle. Trinchen hat mein weißes Kleid mit einem schön gestickten Bettumhang verlängert und garniert. Ich bemerke wohl, daß ich anders aussehe, als die Damen hier; es bedrückt mich auch, der Gegenstand ihres Spottes zu sein; doch soll es mich nicht unglücklich machen. Ich entgegnete Herrn von Tülsen, daß ich von Jugend auf gewöhnt sei mich seltsam angezogen zu sehen, und meine Umgebungen hier würden sich daran gewöhnen müssen, da ich für jetzt keine Aenderung treffen könne. Herr von Tülsen that darauf sehr freundschaftlich, sagte mir mit großer Unverschämtheit Schmeicheleien, so daß ich sehr froh war, als Herr von Schaffau diese Unterhaltung unterbrach. Ich entfernte mich von ihnen.

Groß und Klein war mit Vorbereitungen zu den Vorstellungen beschäftigt. Ich setzte mich in ein tiefes Bogenfenster, zog die dunkeln Gardinen etwas vor, und war nun allein mit dem hellen Mondenlicht und dem herrlichen Asterstrauß, den mir Sofie vorgesteckt. Es war mir weh um das Herz, ich hatte Heimweh. Ich schaute auf den Mond und dachte, wie seine Strahlen auch auf dem lieben Plettenhaus jetzt ruhten, ich schloß die Augen, ich hätte einschlafen mögen und die fremde Welt um mich vergessen und mich nach der lieben Heimat träumen. Da hörte ich Geräusch neben mir, ich wandte mich um und sah Herrn von Schaffau an meiner Seite. Er sah ernst und doch freundlich aus. Die Worte, die er sprach, weiß ich nicht ganz genau, er bat um Verzeihung, daß er mir heute morgen weh gethan, und bat, ihm nicht zu mißtrauen

und fest überzeugt zu sein, daß er es treulich mit mir meine. Mich rührten diese Worte, es war mir, als ob er mir zu verzeihen hätte. Er fragte dann, ob ich Heimweh habe und traurig sei; ich konnte es nicht läugnen. Ob ich mich wohl an das Landleben gewöhnen würde? Ich sagte ihm, daß ich noch nie eine große Stadt gesehen. Er wunderte sich, nannte mich glücklich und scherzte dann darüber. Ich habe ihm von Haus erzählen müssen und ward vergnügt, obgleich ich gestehen muß, daß sein Wesen mir mehr Furcht als Vertrauen einflößt. Lucie holte mich zu den Vorstellungen. Ich sah prächtige Dinge, blieb aber unangefochten. Es war mir gleichgiltig, daß Tante Zulchen mich den anderen gegenüber heben wollte, in meinem Herzen war es still. Aber wehmütig machte es mich, Lucies Mandglossen zu hören; sehr scharfsinnig, aber sehr bitter sprach sie Urtheile über die Gesellschaft aus. Ich konnte nichts entgegnen, meine Weisheit war heute zu ende, und mich quält der Gedanke, ob ich wohl meinem Berufe gewachsen sei.

7. Oktober.

Der helle Sonntagsmorgen verscheuchte diese Gedanken. Ich war sehr freudig. Sofie trat ein, ich hätte gern ein Kapitel in der Bibel mit ihr gelesen, doch fürchtete ich voreilig zu sein. Lange werde ich mich freilich nicht halten können, und ich zweifle nicht, Lucie und Sofien zu gewinnen. Ich forderte Lucie auf, mich in die Kirche zu begleiten; sie versicherte, die Tante hätte es ihr verboten. So ging ich für heute allein, und eigentlich sehr gern. Ich war noch vor dem Läuten auf dem Kirchhof, wie still lag der Sonnenschein auf den Gräbern, einzelne Rittersporn und gelbe Totenblumen standen zwischen dem gelblichen Grase, ich wandelte von Stein zu Stein, von Kreuz zu Kreuz, und machte Bekanntschaft mit der stillen Gesellschaft. Aber zugleich auch mit den Lebenden im Dorfe. In dem Hause, laß ich, wird eine Mutter, dort

ein Vater, dort werden Kinder betrauert. In einem ganz frischen Grabe ruhet eine Wittve, die fünf Kinder zurückgelassen. Ihr armen Waisenkinder, ob es euch auch wohl so gut geht, als es mir ging, ob ihr auch so treue Liebe gefunden habt, als ich sie fand? Ich legte eine Axt auf dies bescheidene Grab, dachte dabei, ob ich den Waisenkindern nichts könnte zu Liebe thun. Beim ersten Glockenton ging ich in die Kirche, es war so still und rein, und licht, ein rechtes Gotteshaus. Die Stühle sind von dunkeltem, geschnitztem Eichenholz, der Schloßstuhl ganz besonders schön. Das schönste aber sind zwei Seitenbilder des Altars, links ein knieender Ritter, fünf Söhne hinter ihm, rechts die Edelfrau mit fünf Töchtern. O wie schön, eine fromme und demütige Edelfrau zu sein. Wenn ich bedenke, wie diese waren, und wie es jetzt auf dem Schlosse aussieht! Wir sangen: „Nun bitten wir den heiligen Geist.“ Ich habe es recht von Herzen mitgesungen. Während des Gesanges war Herr von Schaffau hereingekommen, ich hatte es nicht bemerkt. Kurz vor der Predigt aber erschien Fräulein von Ramberg mit vielem Geräusch. Sie ist es, die meinen Hut schön fand und sich dem Herrn von Schaffau zu Liebe täglich mit Tante Zulchen zankt, auch deswegen vielleicht das Gebot, nicht in die Kirche zu gehen, übertreten hat. Ich mußte mich recht zusammen nehmen, so albernen zerstreuen Gedanken nicht nachzuhängen, die Predigt half mir. Vom heutigen Evangelium Luc. 14 war es der 11. Vers, worüber der Pastor besonders sprach: „Denn wer sich selbst erhöht, der soll erniedrigt werden, und wer sich selbst erniedrigt, der soll erhöht werden.“ Ein niedriger Weg will mir nicht in den Sinn, und ich möchte doch nicht, daß Not und Muß, wie Trinchens mir immer prophezeit, mich erst dahin bringen. Nein, freiwillig möchte ich dem Herrn alles zu Füßen legen. Wie bin ich dankbar, den Prediger hier gefunden zu haben; es war das, was uns fehlte in der Heimat. Trinchens Gebete sind

erhört, ich werde hier nie verlassen sein; wenn es mir im Schlosse hange wird, gehe ich nach der kleinen Pfarre. — Herr von Schaffau stand wartend an der Thür, doch blieb ich, ich wollte nicht mit ihnen gehen. Erst als alle Leute die Kirche verlassen hatten, trat ich heraus. Ich konnte mich von dem friedlichen Platz kaum trennen. Wie lieblich liegen Kirche und Pfarre hier auf der Höhe, gerade dahinter auf einem Angerhügel stehen zwei alte Linden, und eine Kastanien-Allee führt weiter in die Kirchenplantage. Ich hätte das Bild gleich zeichnen mögen, doch fehlten mir Bleistift und Papier. Als ich den Fußpfad nach der Pfarre zugin, prüfend, ob ich nicht heute meinen Besuch dort machen könne, öffnete sich die kleine Hängethür, die nach dem Garten führt, und ein Kinderköpfchen nach dem andern lauschte herum. Ich begrüßte sie, sie kamen näher, ich setzte mich auf einen Grabstein, und bald hatte ich fünf liebe Kinder um mich, die sehr vertraulich fragten und plauderten. Ich hörte, daß Papa Amtsgeschäfte habe, Mama in der Küche sei und schnell Mittagbrod koche, und Herr Heber, der Hauslehrer, dort die beiden kleinsten Schwesterchen im Garten warte. Ich versprach, sie bald zu besuchen, küßte die Kindlein alle und ging in den Park zurück. Dort oben war es lichter stiller Sonntag, hier unten war es wüß und laut. Die Leute im Haus sind eifrig beschäftigt, heut abend soll wieder Tanzvergnügen sein, selbst aus der Nachbarschaft erwartet man Gäste. Aus dem Frühstückszimmer tönte lautes Lachen und Scherzen. Am Vorzimmer legte ich Tuch und Hut ab, ich sah mich in dem hohen Spiegel und es bewegte mich freudig, denn es war mir, als ob ich einem der Edelfräulein in der Kirche gleichsähe. Trinchen hat aus dem schwarzseidenen Mantel der Tante, da sie doch nie im Winter ausgeht, mir ein Kleid gemacht, es ist etwas eng, und schlank, dazu die weiße Spitze am Hals, es sieht mittelalterlich aus. Herr von Tilsen empfing mich. Mein Fräulein,

heute sehen Sie wie eine barmherzige Schwester aus. Ich wollte, ich wäre es, entgegnete ich freundlich. Um des Himmels willen, fuhr er fort, man merkt, daß Sie aus der Kirche kommen. Aber da haben wirs, und ich sage Ihnen, wenn Sie noch öfter den Teufelsprediger hören, so wirds gefährlich für Sie. Er sprach nun in sehr leichtfertiger Weise über Predigt und Gottesdienst. Die meisten jugendlichen Zuhörer schienen sich darüber zu amüsieren und sahen nur zuweilen schein nach Herrn von Schaffau, der ziemlich in unserer Nähe stand, aber so im Gespräch vertieft, daß er diese Unterhaltung nicht hörte. Ich sah mich um, ob niemand diesen Gotteslästerer unterbrechen würde. Plötzlich sagte er: Mein Fräulein, Sie sind ja so still? Ich entgegnete, daß ich vor Schrecken still sei, weil ich so etwas noch nie gehört hätte. Er errötete, das machte mir Mut. Glauben Sie nicht, daß ich ein schlechter Christ bin, sagte er. Sie sind gar kein Christ, sagte ich ernsthaft. Er wollte sich verteidigen, sprach, daß er ein Freund sei von geistreichen Predigten, von schöner Kirchenmusik. Es freute mich, daß sein hohles Geschwätz gar hohl klang und keinen Eindruck auf die Zuhörer machte. Ich aber ließ mich weiter nicht mit ihm ein, nur als er unsere Choräle Schlaflieder nannte, stand ich auf und fragte, ob ich den Choral spielen und singen dürfte, den wir heute in der Kirche sangen. Ich zog Forte und Piano zugleich, um den Orgelton nachzuahmen, ich spielte in vollen Accorden und sang: „Nun bitten wir den heiligen Geist.“ O ja, ich fühlte die Kraft des heiligen Geistes, er selbst schien die Herzen der Zuhörer zu rütteln, Geplauder und Lachen waren verstummt; als ich aufhörte, sah ich nur erstaunte Gesichter. Herrlich, herrlich! begann Herr von Tülsen. Ich hörte nicht nach ihm. Rosalie legte ihre Hand auf meine Schulter und sagte: Wie schön! Tante Zulchen lobte mich sehr laut, sie that es, um mich den andern gegenüber zu heben. Herr von Tülsen ist auf ihrer Seite, er versicherte, meine

Stimme sei eine Fünfstausendthalerstimme, er wünsche nichts mehr, als mich den Romeo singen zu hören. Er bat mich, noch ein anderes Lied zu singen; ich hatte fast Lust, der Aufforderung zu folgen. Es that mir augenblicklich wohl, vor diesen Leuten etwas zu gelten, o ich schäme mich sehr. Herr von Schaffau, der die Lobeserhebungen der Tante Zulchen schon mit sehr gleichgiltigem Gesichte angehört hatte, sah mich prüfend an. Ob sie nicht doch eine eitle, alberne Person ist? las ich in seinen Zügen. Ich fühlte wohl, daß ich es sei, doch sollte es jetzt niemand merken. Ich schlug Herrn von Tülßen die Bitte ab, auch die Symphonie zu spielen, ich sah, wie die jungen Leute sich zum Spaziergang rüsteten und verließ mit ihnen und Lucie das Zimmer. Sehr viel thörichte Gedanken kamen mir darauf in den Sinn. Ob es wirklich ein Unrecht ist, seiner Stellung gemäß in der Welt aufzutreten und sich von ihr geachtet zu sehen? die Tante hat es mir zur heiligen Pflicht gemacht, dies nicht aus den Augen zu verlieren, sie hat mir versichert, daß ich sonst in meiner Stellung auch nichts nützen würde. Das schien mir sehr richtig, wenn ich keine Autorität im Hause habe, kann ich auf meine Schülerinnen nicht wirken. O nein, alle Täuschung ist vorüber, die einsamen Stunden haben mir wohl gethan, müßte ich doch nicht wieder hinein in den Strudel.

Brief von Lulu nach Haus.

Teure Tante! Heute will ich den Brief vollenden und ihn morgen zur Post schicken, damit Du endlich von mir hörst. In meinem Stübchen wirst Du heimisch sein, ich kann nur noch einmal versichern, es fehlt mir an keiner Bequemlichkeit. Daß ich mir mein Haar allein mache, darf Dich nicht betrüben; ich mache es schnell und gut, ja wenn Sofie die Arbeit später, wenn sie mehr Zeit hat, auch übernehmen wollte, ich würde es nicht leiden.

Nun hört vom Sonntag, Jakob soll es auch mit hören, das war großartig. Ich möchte, liebe Tante, Du hättest es mit ansehen können, wie Frau von Ramberg im blauen Stoffkleid und goldgelben Paradiesvogel. Ach nein, ich preise Dich glücklich in Deiner Friedenswelt. Sage aber Trinchen, daß Sofie die weiße Feder vom Hut genommen und ein nelkenrotes Band an die Stelle geheftet hat. Er war zu auffallend, so sieht er weniger anspruchsvoll und doch sehr gediegen aus. Meine übrige Garderobe ist ausgezeichnet, ist auch ausreichend genug. Mit den Damen hier wetteifern zu wollen, wäre eine Thorheit, sie machen oft täglich dreimal Toilette. Sofie kam am Sonntag Nachmittag, um mir beim Ankleiden zu helfen, sie war fast erschrocken, daß ich nichts von einem Ballkleid aufzuweisen hatte; doch staunte sie, als ich des Onkels Staatskleid hervorbrachte. Sie steckte mir weiße Georginen in das Haar und vor die Brust, das paßte prächtig zu dem schimmernden Goldbraun. So konnte ich auch einmal von der Treppe und durch die Zimmer rauschen. Mehrere Diener in Livree standen im Vorzimmer, später habe ich einen ganz genau kopiert und schenke ihn Jakob, er mag daran sehen, wie feinesgleichen jetzt aussieht. Weihnachten hoffentlich kann ich ihm etwas Livree schicken, aber sagt ihm das nicht. Uebrigens ist außer Bollberger niemand unter den Leuten, der so gebildet und gewandt ist wie er, das sage ihm, liebe Tante.

Als ich zur Gesellschaft kam, war ich ganz geblendet von der Pracht der Toiletten und von der kostbaren Ausstattung der Räume. Die alten Damen in Stoffkleidern, Federn und Aufsätzen, die jungen Damen in Flor und Krepp und Blumen, das war ein feierliches Flüstern und Kopplimentieren. Die Herren mit weißen Krawatten und Handschuhen gingen leichtfüßig über den glatten Fußboden; auf dem Orchester wurden die Geigen gestimmt; ich muß gestehen, es

wurde mir ganz feierlich zu Sinne, voll Respekt wagte ich nicht durch den Saal zu schreiten, und gab mich willig unter Lucies Schutz, die mich hinüberführte zu den jungen Damen. Liebes Trinchen wird Dir bange? O nein, die Versuchung ging vorüber, ich habe nicht getanzt. Weißt Du warum? Ich wurde nicht aufgefordert dazu, wenigstens nicht eher, als bis die feierliche Stimmung überwunden war. Ich sah, wie die alten Damen ihren Töchtern voran sich zierlich durch den Saal bewegten, wie die Töchter dann immer lebhafter wurden, schließlich wie toll durch den Saal flogen und dann mit fliegender Brust vor mir standen. Könnt ich Dir den Blick beschreiben, mit dem sie auf mich herabsahen, von oben herab und mitleidig, das machte mich stolz, ich that das Gelübde, nie zu tanzen. Nein nicht deswegen, Liebes Trinchen, habe ich es gethan, nein ich gedachte Deiner Schilderungen von Tanzgelagen, ich fühlte, daß man so nur auf dem breiten Wege der Sünde tanze. Liebes Trinchen, Du warst um diese Zeit gewiß allein in Deinem Kämmerlein, Du hast gerade für mich gebetet und auch: Führe sie nicht in Versuchung! Ich fühlte plötzlich eine wunderbare Kraft in mir, ich sah keine Herrlichkeit mehr, ich sah nur ein vergänglich Wesen, und die Menschen kamen mir ganz wunderbar vor, und unheimlich ihr tolles Treiben. Jetzt kam Herr von Tilsen, mich aufzufordern, ich dankte. Auch andere jüngere Herren folgten ihm, ich dankte. Ich wollte den Saal verlassen, doch bat mich Lucie dringend, zu bleiben, bis die Gistorten kämen. Ich blieb in meiner stillen Ecke, schob mir noch einen Blumenhalter vor, um un-geesehen zu sein, und hing meinen Gedanken nach. Lucie saß in der anderen Ecke des Sofas, die Gistorten kamen lange nicht, Lucie schlief ein, mir brauste die Tanzmusik immer ferner vor den Ohren, die Augenlider wurden mir immer schwerer, ich schlief auch ein. Herr von Tilsen weckte uns mit lautem Lachen. Ich bitte Sie, wie können Sie hier schlafen! Warum

nicht? entgegnete ich. — Mitten in dem Lärm? — Es war mir wie einem, der außen Sturm und Unwetter hört und im sicheren, warmen Stübchen sitzt. — Er wollte meine Tanzlust noch ferner ergründen, ich wich ihm aus. Rosalie und einige fremde Damen traten zu uns, ihre Toiletten waren vertanzt, ihre Züge abgespannt, wir machten ihnen Platz auf dem Sofa. Hätte mich im Anfang so viel Schein verführen können, jetzt würde ich enttäuscht worden sein. Es giebt nichts Traurigeres als eine vertanzte und übermüdete Gesellschaft, besonders wenn man sie mit frischem Mut ansieht, wie ich es konnte. Ich war sehr vergnügt aufgewacht und bedauerte mit Lucie nur, die Gistorten verschlafen zu haben. Herr von Schaffau, der dies hörte, versprach gütigst, uns den folgenden Tag davon zu besorgen. Herr von Tülßen sah ihn erstaunt an und wandte sich leise zu mir und Rosalie. Unser Herr Wirt hat heute eine Rosenlaune, sagte er ironisch, was mag ihn nur hier fesseln? Sonst hat er uns die Ehre seiner Gegenwart bei ähnlichen Gelegenheiten nicht geschenkt. Das glaube ich wohl, sagte ich. — Wie so? — Weil er sich hier langweilt. Danke schön für das Kompliment, sagte Herr von Tülßen lachend. Ich schwieg. Ich war vielleicht voreilig gewesen, aber, liebe Tante, ich habe mich dadurch in Respekt gesetzt. Rosalie sprach, daß ich eigentlich recht habe, und Herr von Tülßen begann Aehnliches zu philosophieren. Ich aber wünschte ihnen bald einen guten Morgen und verließ mit Lucie den Saal.

Als die Sonne am höchsten stand, traf ich meine Damen im Frühstückszimmer. Frau von Schlichten hatte bestimmt, daß mit heute die Konversationsstunden beginnen sollten. War in der Nacht mir die Gesellschaft traurig vorgekommen, so jetzt noch trauriger. Die Herren hatten das beste Theil erwählt, sie gingen auf die Jagd, die Damen aber, sehr langweilig und abgespannt, protestierten gegen das englisch Sprechen. Herr

von Tülßen stimmte ihnen bei, er versteht kein Englisch. Die Unterhaltung drehte sich um den vergangenen Abend. Thekla und Fräulein von Ramberg entwickelten großen Witz, indem sie die Gesellschaft Revue passieren ließen. Mir schwoll der Kamm. Lucie hörte alles, ja sie lachte mit. Ich fühlte, daß es hier Pflicht sei, als Gouvernante aufzutreten. Liebe Tante, du hast stets an meinem Talente dazu gezweifelt, aber Trinchen hat recht; wem der Herr ein Amt giebt, dem giebt er auch Verstand; ich habe mich wieder sehr in Respekt gesetzt. Herr von Tülßen kam mir zu Hilfe. Was sagen Sie zu diesem Durchhecheln? wandte er sich scherzend zu mir, finden Sie es nicht abscheulich? Gewiß! entgegnete ich ruhig. Nun, ich bin überzeugt, daß Ihre Freundinnen Ihrer jetzt eben so zärtlich gedenken, wandte er sich lachend zu den jungen Damen, damit können Sie sich trösten. Meinen Sie, daß wir Veranlassung dazu geben? fragte Thekla spitz. Das ist gleich, entgegnete ich, es kommt nur auf die Gewissenlosigkeit der Urtheilenden an. Ja, auf die Lust zum Skandalisiren, fiel mir Herr von Tülßen in das Wort, bedenken Sie, daß sich die Damen drüben in Graubergen ebenso langweilen als Sie, und wundern Sie sich nicht, wenn sie sich ebenso unterhalten. Sie sollten darüber nicht scherzen, unterbrach ich ihn, ich finde die Sache zu ernsthaft. Ernstlich darüber zu reden, überlasse ich Fräulein von Ramberg, sagte Herr von Tülßen, die liebt die Behandlung solcher Kapitel, bitte erklären Sie uns doch das betreffende Gebot. Sie irren sich, ich bin hier nicht Gouvernante, sagte das Fräulein spitz. So darf ich es, nahm ich mit einiger Würde das Wort. „Wie lautet das achte Gebot? Du sollst nicht falsch Zeugnis reden wider deinen Nächsten. Was ist das? Wir sollen Gott fürchten und lieben, daß wir unsern Nächsten nicht fälschlich belügen, verraten, afterreden, oder bösen Rummund machen; sondern sollen ihn entschuldigen, Gutes von ihm reden und alles zum Besten kehren.“ — Frau von

Schlichten und einige ältere Damen traten ein und unterbrachen uns. Sie hatten Migräne und waren sehr übler Laune. Zum Gegenstand der Unterhaltung nahmen sie ganz, wie die Töchter die gestrige Gesellschaft, aber viel schärfer waren sie. Es war zu auffallend. „Wie die Alten fungen, zwitschern die Jungen,“ flüsterte uns Herr von Tilsen zu. Thekla und Rosalie lachten. Wollen Sie den Mamas nicht auch das achte Gebot vorfagen? fragte Thekla. Ich sah sie ernsthaft an und brach das Gespräch ab.

Teuerste Tante, Du siehst, daß ich meiner Würde nichts vergebe. Betet für mich, — o Welch ein Trost ist mitten in diesem Gemüth, Euer gedenken zu können, Eures lieblichen Stilllebens und Friedensortes. Auf Weihnachten freue ich mich, eine große Kiste hoffe ich zu schicken, Jakob muß sie sicher mit der Karre holen. Gott befohlen, teuerste Tante, ich küsse Dir die Hand. Der Herr stärke Dich mit Gesundheit und Frieden! Trinchen, mein allerbestes Trinchen, grüß ich tausendmal. Jakob behütet mir doch meine kleine Kolonie? Wenn auch David auf den Burbaum tritt, Burbaum ist nicht mehr Mode. — Denke, eine große Gistorte schickte Herr von Schaffau mir und Lucie auf die Stube, ich habe dabei den Bollberger kopiert, die Schüssel in der Hand, es ist ein Bildchen für Jakob. Ich möchte, die Torte würde in seinen Händen zu einer wirklichen. Tausend Grüße von

Deiner lieben Zulu.

Noch einen Spaß muß ich Dir erzählen, liebes Trinchen, aber Du mußt nicht böse sein über meine Albernheit. Fräulein von Ramberg fragte mich, warum ich eigentlich nicht tanze. Du mußt wissen, sie hat Dein Amt übernommen, mich demütig zu machen, doch thut sie es auf andere Weise, und ich sträube mich gewaltig. Ich entgegnete ihr, daß ich nie Gelegenheit gehabt, mit meinesgleichen Tanzunterricht zu haben. Wen nennen Sie denn ihresgleichen, wenn man fragen darf?

sagte sie. Nur Familien, welche zweiunddreißig Ahen aufzuweisen haben, gab ich zur Antwort, meine Tante sei äußerst gewissenhaft darin, und unser erster Familienschmerz sei gewesen, daß ein naher Vetter kürzlich eine Gräfin R. geheiratet habe. — Zweiunddreißig Ahen! und eine Gräfin R. eine Mesalliance? — Ohne Zweifel, sagte ich stolz.

10. Oktober.

Es schwirrt noch immer im Haus; ich kümmere mich wenig darum. Im Küchengarten traf ich Tante Zulchen an der sonnigen Weinwand. Sie sammelte die letzten süßen Beeren, ich half ihr und sprach dabei von Lucie. Ich hat sehr, sie nicht so viel an den Gesellschaften der Großen teilnehmen zu lassen, und sie auch heut nicht mit nach Graubergen zu nehmen. Die Tante sah mich verwundert an: Soll das Kind allein hier bleiben? Ich bleibe auch, war meine Antwort. Die Tante küßte mich auf die Stirn: So ist es brav, sagte sie und schenkte mir zur Belohnung die schönste Weintraube. Auch steht es Ihnen frei, für uns Kinder dem Hasen etwas abzugeben, scherzte ich. Das will ich gewiß, entgegnete sie. Sofie soll mir gleich noch an der linken Seite eine Tasche nähen, dann wird eingesackt. — Die Tante ist heftig und etwas roh, aber sie gefällt mir am besten von allen den Damen hier. Es thut mir leid, daß sie gegen Herrn von Schaffau so feindlich ist, und daß ich die Ursache bin. Ich sah ihn nie anders als sanft und gütig gegen sie; daß er so entschieden einen andern Weg geht, ist ja der Halt und Trost für dies Haus, sollte Tante Zulchen das nicht fühlen? Sie ist sonst so vernünftig, ist so unzufrieden mit Frau von Schlichten und mit den großen Töchtern, sie hat Lucie, die arme verlassene Lucie, so lieb, und sieht, wie seine Liebe und Sorgfalt für dies Kind sich mit der ihrigen vereinigt. Als sie mir neulich sagte, ich sollte seine Grobheit mir nicht zu Herzen nehmen, und ihn dabei

einen Frömmeler und einen Sauermacher nannte, entgegnete ich ihr, daß es mir sehr wehe thäte, das zu hören, da Herr von Schaffau so nachsichtig mit mir sei. Ich bat sie, mir das drückende Gefühl, die Ursache von Zwietracht im Hause zu sein, zu ersparen, und sagte, ich möchte am wenigsten sie, die ich so herzlich lieb hätte, jemanden Unrecht thun sehen. Ich küßte ihr die Hand bei diesen Worten, sie fühlte meine Aufrichtigkeit und küßte mir freundlich die Stirn. Ich meine es nicht schlimm, sagte sie, und ist er großmüthig, will ich es auch sein. Punktum. Sie hat mir bei dieser Gelegenheit auch die Erlaubnis gegeben, Lucie mit in die Kirche zu nehmen, und versicherte dabei, ich solle ja nicht glauben, daß sie etwas gegen Gottesfurcht habe.

15. Oktober.

Der Tag war zu schön. Die Nebel kämpften lange mit der Sonne, endlich stand sie im reinen Blau. Auch ich habe die Nebel unter mir, alle Zerstreung ist überwunden. O wie elend, traurig, nichtig ist das Treiben unter mir. Ich habe gebetet für Lucie, für die Tante und Rosalie. Ich ward sehr kühn, ich hatte den Mut, mit Sofie und Lucie die erste Morgen-Andacht zu halten. Meine Zuversicht gewann mir die Herzen, ich habe das Vaterunser laut gebetet und aus der Bibel gelesen und mit ihnen gesungen: „Ach bleib mit deiner Gnade.“ Darauf sagte ich, wir wollten nun getrost an unser Tagewerk gehen, aber für einander beten, daß wir möchten sanftmüthig und barmherzig und reinen Herzens und friedfertig sein. Ich konnte kaum reden, so war mir das Herz bewegt, Sofien gingen die Thränen über die Wangen. Ich weiß wohl, das will nicht viel sagen, sie ist sehr von sich eingenommen. Ich begann die Stunden mit Lucie heut weit freudiger, es war mir lieb, daß ich von den Konversationsstunden im Frühstückszimmer befreit wurde, die Herrschaften wollten spazieren fahren.

Ich fahre auch so gern spazieren, und sie nahmen mich noch nie mit, da glückte es mir heute. Ich trat mit Lucie aus dem Portal, eine große Kutsche stand vor der Thür und eine kleine Poniesequipe wurde auf dem Hofe umhergefahren. Lucie und ich setzten uns hinein, das war herrlich, Lucie nahm die Zügel, wir fuhren im Kreise herum, ich glaube, ich würde auch bald fahren lernen. Als die Herrschaften aus dem Haus traten, stiegen wir schnell aus und liefen in den Garten. O wie schön war der Tag, so friedlich und leuchtend. Wir sind durch den Park getanzt und weiter hin bis zur Höhe in der Kastanienallee. Die glänzenden braunen Früchte lagen unter dem goldenen Laub. Mir kam die Lust zum Spielen an, auf einem weichen moosigen Plätzchen steckte ich kleine Zweige mit roten Hancbutten und machte davon eine Hecke, die Kastanien wurden ausgesucht, in Herden geteilt, da gab es Kühe und Kälber, und Hund und Schäfer, Lucies Phantasie ging prächtig darauf ein, das war eine Viehweide. Darauf kamen wir aber zu verzauberten Prinzen und Prinzessinen, suchten Steine zu Grotten, es war eine Märchenwelt, wir sangen, sprangen und waren fröhlich. Als Lucie immer eifriger ward und mich entbehren konnte, setzte ich mich auf den nahen Kirchhof, um das Bild, das mir so wohl gefiel, zu zeichnen. Es ging unerwartet gut, ich konnte sogar noch den blauen Himmel anlegen und die Kastanien im Hintergrund, bis leider Herr von Tilsen uns störte. Er war wegen Kopfschmerz nicht mitgefahren und versicherte, er sei dreimal vergebens den Park durchlaufen, um uns zu suchen. Die meisten Gäste sind jetzt abgereist, die unliebenswürdigsten sind geblieben, Frau von Ramburg mit der Tochter, Herr von Tilsen, der mir besonders zuwider ist. Ich ging mit ihm zu Lucie, er begann sich lustig über uns zu machen. Ich sagte ihm etwas eifrig: das wisse nur ein kindlicher Sinn zu würdigen, er sei freilich kein Kind mehr. Darauf sprach er einige sentimentale

Worte, als: ich erkenne ihn, und setzte sich sehr vertraulich zu uns. Ich war froh, daß unsere Gesellschaft eben die Allee entlang kam. Die Wagen hielten still, Herren und Damen stiegen aus. Frau von Schlichten sah mich scharf an, ich weiß nicht warum. Tante Zulchen freute sich über den Spielplatz, Rosalie auch, nur Thekla sprach wie Herr von Lüssen. Lucie sagte sehr impertinent: nur ein kindliches Herz wisse das zu würdigen und sie habe kein Herz. Ich schämte mich im stillen, daß ich eine so gelehrige Schülerin hatte, die meine Worte so gut zu benutzen wußte; aber Thekla ging scherzend weiter; sie hatten sich alle entschlossen, durch den Park zurückzugehen. Mir that der kleine Ponieswagen leid, ich deutete Tante Zulchen an, ob wir nicht darin nach Hause fahren könnten. Herr von Schaffau erlaubte es gern, ja er fuhr uns selbst und schickte den Kutscher fort. Das war eine herrliche Fahrt, wir fuhren ja nicht nach Haus, nein durch den Park wieder zurück auf die Höhen und weiter und weiter. Ueber die gelben Felber hatte der Herbst einen seidenen Schleier gewebt, die schrägen Sonnenstrahlen schimmerten darauf in Regenbogenfarben, und die Ferne war so duftig und der Himmel so blau und die Bäume so bunt. Wir waren sehr vergnügt. Herr von Schaffau hat auch mein Bild geprüft, Lucie zum Zeichnen und Malen ermuntert und uns beiden, wenn wir fleißig sind, feine Aquarellfarben und schöne Papiere versprochen. Er hat Lucie sehr lieb, und ich glaube, dies ist der einzige Punkt, in dem er mit der Tante Zulchen übereinstimmt. Deswegen vielleicht erträgt er ihre Härten, ohne ihren Schutz wäre das Kind im Hause verloren. Ich habe Frau von Schlichten noch nie mütterlich gegen sie gesehen, die Schwestern gehen ihren eigenen Weg! — und Lucie ist wahrlich ein reich begabtes Kind. Sie war wieder so wichtig im Wagen, aber nicht über andere Leute, sie hat mir versprochen, sich davor zu hüten. Wir lachten heute über uns selbst, ich war albern genug.

Herr von Schaffau ist sehr nachsichtig, und that, als ob nichts besseres von uns zu verlangen sei. Bei Tisch aber hat er mir leise mit dem Finger gedroht, als wir da noch übermüthig waren. Ich ward gleich etwas vernünftig und dankte ihm für die Warnung. Und nun lebe wohl, du schöner Tag, ich lege mich zur Ruh und bin dankbar.

23. Oktober.

Je höher du auf Berge steigst, je tiefer mußt du wieder hinab in das Thal, sagt Trinchen. Ich habe sehr tief, sehr tief hinab gemußt. Der folgende nach jenem schönen Tage war trüb, aber ich stand ebenso fröhlich auf, hielt freudig mit Sofie und Lucie die Andacht und dann den Unterricht. Als ich zur Konversationsstunde, ich glaube zum erstenmal mit rechter Lust hinunter wollte, ward ich zu Frau von Schlichten gerufen. Sie empfing mich in ihrem Kabinett mit einem so eiskalten Gesicht, daß es mir schaurig ums Herz ward. Schon bei ihrem ersten Eintritte, Fräulein von Plettenhaus, — sagte sie mit scharfer Stimme, und mit etwas geschlossenen Augen, — überzeugte ich mich, daß es sehr unpassend war, Sie als Gouvernante hierherzuschicken. Ihre Tante hat die Thorheit begangen, Sie als Hofdame zu erziehen, und eine solche kann ich nicht gebrauchen. Doch glaube ich, Sie würden mit der Zeit gelernt haben, wohin Sie gehören, und ich rede jetzt nur von Ihrer Leichtfertigkeit, die nicht in mein Haus paßt. — Ich erschrad sehr bei diesen Worten, sie fuhr fort: Sie wissen, warum die letzte Erzieherin das Haus verlassen mußte. Ich schüttelte den Kopf. Schon wieder eine Lüge? sagte Frau von Schlichten spöttisch: beinahe vierzehn Tage sind Sie mit Sofie zusammen und sollten das nicht wissen? — Ich konnte mich nicht halten. Ich fühlte, wie ein gewisser Bohn mein Herz erregte. Ich war nie gewohnt, mit Untergebenen solche Dinge zu reden, sagte ich stolz, ich bitte das

Mädchen selbst zu fragen. — Ist gar nicht nötig, entgegnete sie kühl, ich pflege nicht die Klatschereien meiner Leute zu untersuchen. Das ist jetzt nur Nebensache. Ihre Vorgängerin in der Erziehung wurde verabschiedet wegen ihrer Leichtfertigkeit. Ich fürchte die Wiederholung ähnlicher Auftritte und warne Sie hiermit. Während wir spazieren fahren, geben Sie sich ein Rendezvous mit Herrn von Tülßen, ein schönes Resultat für die kurze Zeit ihres Hierseins, die arme Lucie scheint vom Regen in die Traufe gekommen. — Mir vergingen die Gedanken, ich weiß nicht, was sie noch sagte, nur endlich, daß ich sie jetzt allein lassen möge. Ich ging auf mein Zimmer, Sofie kam mir schon entgegen. Was sagen Sie nun? ist das nicht eine gottlose Frau? — Ich sah sie verwundert an. — O ich stand mit Betty im Schlafzimmer und habe jedes Wort gehört. Sie sprach nun wirres Zeug, ich war zu kraftlos, es ihr zu verbieten, aber hörte auch nicht viel. Herr von Tülßen soll mit seinem Reichthum Rosalien heiraten, — Thekla ist halb und halb mit dem Better Reinberg verlobt, der ist ein armer Gardelieutenant, Onkel Schaffau soll Thekla, den Liebling der Mutter, versorgen, — und noch anderes, mich aber geht es nichts an, es ist mir wie ein wüster Traum. — Lucie holte mich zu den Konversationsstunden, ich folgte ihr willenlos. Ich ward feuerrot, als mich Herr von Tülßen schon an der Thür empfing, als ich mich von ihm wandte, trafen mich Herrn von Schaffaus Blicke eben so strenge, als die seiner Schwester, das that mir sehr weh. Frau von Schlichten saß zum erstenmal in unserem Kreise, tadelte Aussprache und Ausdrücke an meinem Englisch und bewachte mich mit scharfen Augen. Thekla und Fränlein von Namberg sprachen nur in unverständlichen Reden und lächelten viel. Mir ward es immer länger, ich fühlte, ich würde nicht lange mehr das Weinen unterdrücken können, und verließ das Zimmer. Frau von Schlichten folgte mir, erreichte mich im Vorzimmer

und sprach wahrhaft zornig zu mir: Spielen Sie nicht die Unschuldige, die Beleidigte! Schändliche Koketterie, pfui, schämen Sie sich! — Wenn Herr von Schaffau nicht zu uns gekommen wäre, hätte sie vielleicht noch mehr gesagt. Ich eilte weinend davon. Lucie wollte mit mir, ich bat sie, mich allein zu lassen, und ging in den Garten. Das war bis jetzt die schwerste Stunde meines Lebens. Dichter Nebel hing in den Zweigen, grau war alles und öde und leer, ich ging unter den Platanen hin und her, das Laub rauschte unter meinen Füßen, das Schloß sah mich unheimlich an. Einer Waise Pfad ist hart, hat Trinchen oft gesagt, — ja sehr hart. Den Waisentrost aber, den sie mir gesagt, konnte ich jetzt nicht finden, der Himmel war dicht verhangen, ich konnte nur weinen. Ueberall sah ich Dunkel und Trübsal. — Aus Trinchen's Briefen geht hervor, daß die Tante diesen Winter kränker ist, sie sehnt sich nach mir, und ich muß hier Geld verdienen und Kummerbrot essen. Es rauschte hinter mir, ich sah Herrn von Schaffau mit dem Jagdhund unter die Thorne treten, es war mir, als ob ich ihm meinen Kummer sagen dürfte, aber nein, ich konnte es nicht. Ich ging ihm aus dem Weg.

Auf halber Höhe nach der Kirche, an einer Fliederhecke war es sehr still, nur die Rotkehlchen hüpfen in den Zweigen und fangen leise. Sie unterhielten mich, ich schaute ihnen zu, wie sie mit den feinen Köpfchen und den schwarzen Neuglein nach mir sahen. Sind sie auch Waisenkinder? Nein sie haben einen Vater im Himmel, ohne ihn fällt kein Sperling vom Dache. — Ich weinte, bittere Thränen. O du lieber Herr, bin ich denn allein verlassen? Die Ruhe kehrte langsam zurück in mein schwer gekränktes Herz, ich fühlte mich selig dort oben an der einsamen Hecke, bei den kleinen Rotkehlchen. Ich habe Frau von Schlichten verziehen, von ganzem Herzen, ich habe für sie gebetet, zum erstenmal, ich habe gebetet für alle Seelen da unten in dem stummen grauen Haus, ich habe gebetet, es

möchte Licht da werden und Frieden kommen. Die Dämmerung war gekommen, durch den Nebel leuchtete ein Lichtchen, es war vom Pfarrhaus und schien mich gar freundlich einzuladen. Zur Gesellschaft konnte ich nicht, es war größere Tafel, Gäste aus der Nachbarschaft wurden erwartet, ich sah, wie die Dichter nach und nach aus der dunkeln Steinmasse auftauchten. Das Lichtlein aus der Pfarre war mir einladender, dazu begann das Abendbläuten, durch den dichten Nebel klang es weich hindurch; mit recht aufgethanem Herzen trat ich in die Pfarre. Die ganze Familie war in der Wohnstube versammelt, sie feierte die Dämmerstunde, es war ein liebliches Bild. Der Vater saß am Instrument und schien gesungen zu haben, drei Kinder standen neben ihm, die beiden jüngsten hatte der Hauslehrer auf den Knien, und zwei größere halfen der Mutter Strümpfe von den Formen ziehen. Der Pastor begrüßte mich freundlich, er kannte mich aus der Kirche, auch die Kinder hatten mich nicht vergessen, sie waren sehr harmlos; die Frau Pastorin aber empfing mich mit großer Höflichkeit. Da ich kein Arbeitszeug mit hatte, bot ich mir ihr zur Hilfe an. Sie machte viele Umstände, die großen Lächer in den Strümpfen schienen sie zu genieren. Sie klagte, wie die sieben Kinder ihr sehr viel Arbeit machten und sie nie fertig damit würde. Ich bat, die Strümpfe stopfen zu dürfen. Sie sagte wieder sehr verbindlich, daß meine feinen Hände wohl nie grobe Strümpfe angefaßt. Die Höflichkeit mißfiel mir erst, sie schien aber nicht böse gemeint. Der Herr Pastor entgegnete scherzend: Liebes Kind, so hast du das Verdienst, es das Fräulein gelehrt zu haben. Darauf gab sie mir die Sachen, und ich begann eifrig meine Arbeit. Das war eine Lust, ich fühlte mich bald ganz heimisch, der Vater erzählte, die Kinder hörten zu, ich durfte auch erzählen, dabei hatte ich die Freude, das Strumpfsgebirge vor mir immer mehr schwinden zu sehen und die Frau Pastorin schien

sich auch zu freuen. Als die Zeit ihres Abendessens kam, wollte ich fort, sie baten mich zu bleiben. Die Mutter verließ die Stube, der Hauslehrer nahm wieder die kleinsten Kinder auf den Schoß, das ist sehr hübsch, aber auffallend war mir sein Wesen. Luschen, das älteste Töchterchen, erzählte mir, daß sie seit einem Jahre Klavier spielte und vor einiger Zeit zu des Vaters Geburtstag „Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren“ gespielt hätte. Ich forderte sie auf, es mir vorzuspielen, das that sie. Wir stimmten erst leise ein, dann immer lauter, und aus meiner Brust klang das Lied in vollen Tönen. Der Herr Pastor brachte mich nach Haus. Ich sagte ihm, daß seine Schwester meinen Platz würde besser ausgefüllt haben, er müßte dafür mir teilnehmend und ratend zur Seite stehen und mich stärken in meiner Schwäche. Er war sehr freundlich, versprach mir alles, gab mir guten Rath, besonders soll ich Herrn von Schaffaus Wünsche vor Augen haben, er meint es gut, aller Wohl im Hause liegt ihm am Herzen, nur große Liebe und Geduld ist es, daß er so nachsichtig vieles im Hause duldet. Seit den Monaten, daß er von seinen Reisen zurück ist, hat er schon manches geändert, auch die gefährliche Gouvernante von den Kindern entfernt. Sein höchster Wunsch ist, ihre Herzen etwas gottesfürchtiger zu stimmen. Tante Zulchen ist sein offener Feind, Frau von Schlichten sein heimlicher. Er bricht nicht mit ihnen, um nicht ihnen allein den Einfluß auf die Kinder zu überlassen. Das habe ich mir ungefähr aus den Worten herausnehmen können. Das zu hören, rührte mich sehr. Ich will auch Geduld und Liebe im Herzen haben, und nicht ermüden, die Herzen zu gewinnen, und nicht ermüden, zu beten für mich und für sie alle. — Als wir aus dem Ahorngebüsch traten, lag diese Seite des Schlosses hell erleuchtet vor uns, die Musik tönte nieder, die Schatten flogen. Ich war froh, daß ich nicht hinein mußte, ich ging oben in mein Turmstübchen. Ich habe

nicht Furcht vor Frau von Schlichten und allen den stolzen vornehmen Leuten, nein Liebe und Theilnahme. Was sie mir auch zufügen, der Herr kann alles zum Besten führen; ich fürchte wohl, ich werde hier nicht lange bleiben, aber verlassen werde ich dennoch nicht sein. Sehr lange hatte ich dort in stillen, ernstern Betrachtungen nicht geseffen, als ich Tante Julchens schnelle Schritte hörte. Sie war verwundert über mein Ausbleiben und versicherte, daß ich ihr Sorge gemacht. Sie nahm es nicht übel auf, als ich es ihr erzählte, wie ich sehr traurig war und im Pastorhause Trost gefunden. Sie strich mir über die Stirn und sagte: Das Gewitter scheint vorüber, Herr von Tülßen hat nicht nach Ihnen gefragt, ist sehr lebendig gewesen, besonders mit Rosalie. Meine Schwägerin aber ist thöricht, der Alte heiratet weder sie, noch Rosalie. Nur nehmen Sie sich in acht, solche Sachen können öfter kommen, sie passen eigentlich nicht für uns. — Ich hat, von jetzt an immer gleich nach Tische mit Lucie die Gesellschaftszimmer verlassen zu dürfen, ich wollte hier oben mit Lucie leben, Lucies Liebe und meine Pflicht und mein Stilleben solle mir über all das bunte Treiben gehen. — Sie sah mich etwas zweifelhaft an. Gute Vorsätze — sagte sie. Sie sind eine Schwärmerin entgegnete sie; wenn Sie es aufrichtig meinen, habe ich nichts dagegen. — Acht Tage sind seitdem vergangen, wir lebten und arbeiteten, wie ich mir vorgenommen hatte, sehr fleißig und regelmäßig. Frau von Schlichten scheint sich von meiner Aufrichtigkeit zu überzeugen, sie ist wieder freundlicher. Herr von Tülßen aber ist derselbe Unleidliche, wenn er auch kaum ein Wort mit mir spricht.

2. November.

Unser Haus ist stiller geworden, Frau von Ramberg mit der Tochter und Herrn von Tülßen waren die letzten, die gestern abreisten. Herr von Tülßen wird Weihnachten wieder erwartet.

Die Damen unten sind abgesspannt und nervös. Vor Langeweile, sagte Tante Zulchen. Rosalie sitzt Stunden lang, die Arme in die Mantille gewickelt, während Thella im Damenkonversationslexikon liest, oder Briefe an den Vetter schreibt. Frau von Schlichten hat viel Migräne und ist verstimmt, mir und Lucie wird es unten bange, hier oben aber leben wir lustig zusammen. Die Tante hat uns nach langem Bitten das Zucker- und Kaffeedepartement übertragen. Ich versicherte, wenn ein Mädchen sich früh an kleine praktische Beschäftigungen gewöhne, lerne sie sich daran freuen, und das sei später ein Schatz für das ganze Leben und eine Mauer gegen Migräne und Langeweile. Ich sprach so vernünftig und ganz in meinem Amte, daß ich mich selbst darüber freute. Die Tante mußte mir recht geben, so sind wir jetzt die Königinnen aller Zuckerdosen, der Schlüssel zum Schrank begleitet uns als Heiligtum, zu Zeiten wird geklopft, gerieben, geordnet, Tante Zulchen rühmt unsere Sparsamkeit. Unser Trachten ist nun nach dem Dessert- und Thee-Departement, ich zweifle nicht, daß wir es erlangen. Großartige Pläne knüpfen sich daran, wir wollen die Theekuchen und Apfeltörtchen selbst backen, die Küchenschürzen werden schon genäht. Tante Zulchen wunderte sich, als sie uns die Leinwand dazu geben mußte, — die Arme, sie weiß nicht, welche Feinde sie großmütig beschenkt, und was mit diesem Leinen bezweckt wird.

12. November.

Lucie sagte heute zu mir: Ist es nicht eigentlich ungerecht, daß mich der liebe Gott so häßlich gemacht hat und meine Schwestern so hübsch? Ich entgegnete ihr, daß es eine Thorheit der Welt sei, Schönheit für ein Glück zu achten, obgleich sie es täglich vor Augen habe, daß Schönheit meistens Ursache zum Unglück ist. Ein reines Herz führe dagegen weit sicherer zum Glück; ich fragte, ob ich ihr das mehr erklären sollte.

Nein, sagte sie, ich weiß wohl, Thekla und Rosalie sind nicht glücklich, ich bin es jetzt schon mehr, und weiß, daß ich es immer mehr werden kann, trotz meiner Häßlichkeit. Liebe Lucie, sagte ich, bete zum lieben Gott, daß er dir ein reines Herz schenkt, daß seine Liebe dir aus den Augen strahlt, so wirst du so schön sein, daß deine Schönheit selbst die Kinder der Welt überwindet, und dein Glück wird so groß sein, daß alles, was sich dir nahet, den Segen des Glückes genießt. Ich erzählte ihr noch von der nahen Adventszeit, wie wir uns schmücken müßten, das Christkind zu empfangen. Sie hat sich an mich geschmiegt und mit dem Kopfe genickt.

21. November.

Es regnet und regnet schon die ganze Woche. Seit Montag sind wir nicht draußen gewesen, ich nur einmal im Regen, selbst die Parkwege sind nicht zu passieren. Die Verstimmung unten ist sehr groß, Frau von Schlichten will durchaus nach Berlin, Herr von Schaffau wünscht, sie möchten es einen Winter hier versuchen. Er thut alles Mögliche, sie zu unterhalten, er hat angefangen den Dunallan vorzulesen, auch muß ich öfter spielen und singen. Mit Lucie singe ich zweistimmig: „Müde bin ich, geh zur Ruh“, — darüber hat selbst Frau von Schlichten sich gefreut. Tante Zulchen bewundert in großer Liebe alles, was Lucie thut. Lucie aber beginnt stolz zu werden, sie neckt die Schwestern mit dem Nichtsthun und mit der Langanweile, und ist in höchster Freude über die vielen Weihnachtsarbeiten. Im Turmstübchen sieht es oft aus wie in einer Schneiderei, Tante Zulchen hat in allen Garderoben nach alten Sachen gesucht, die von uns zerschnitten werden, zwanzig Kindern soll zu Weihnachten beschert werden. Wir gehen nie zum Besen hinunter ohne den großen Nähkorb, Thekla wickelt darüber, Rosalie aber hat schon öfter geholfen. Morgen nach der Kirche haben wir die

Erlaubnis, zu Pastors gehen zu dürfen, Lucie wünscht sehr Umgang mit Vinchen und Mariechen, sie hörte mit Verwunderung, daß Vinchen schon sechs kleinen Mädchen Strickunterricht giebt. Von meiner Kolonie hörte sie früher. Sie wünscht etwas Aehnliches zu thun, doch treibe ich sie nicht und denke an Trinchen, wie sie über solche Dinge zu reden pflegt.

1. Dezember.

Der erste Schnee ist gefallen, die Erde ist weiß, auch ist es ziemlich kalt; Tante Zulchen fragte sorglich, ob ich ohne Mantel in den Garten wollte. Ich wurde etwas verlegen, ich sagte: ich habe keinen, bin aber hart gewöhnt. Sie borgte mir eine wattierte Jacke, ich war ihr sehr dankbar; sie fragte, ob ich sie wohl geschenkt nähme, ich freute mich wirklich sehr. So brauche ich keinen Mantel, sagte ich, und das Geld — Das Geld? fragte die Tante. Ich fühlte plötzlich das Vertrauen, ihr meine Geldsorge mitzuteilen. Aus Trinchens letztem Briefe geht hervor, daß sie Mangel haben und sich nach Weihnachten und nach meiner Sendung sehnen; auch gestand ich der Tante Zulchen, daß meine Schuh sehr zerrissen und ich kein Geld zu neuen habe. Sie schalt mich, ihr das nicht eher gesagt zu haben, und kam bald mit 50 Thalern an. Ich weiß nicht, wie mir zu muth war, es ist ein seltsam Ding um das Geld; wie war ich plötzlich mächtig, was konnte ich alles thun. Ich schloß die Thür, um ungestört zu überlegen. Einen Mantel habe ich nicht nötig, da ich die Jacke erhielt, die zwanzig Thaler also konnte ich Trinchen schicken; außerdem dachte ich noch fünfzehn Thaler, dann für Jakob einen Vivreerock und für Trinchen einen Merinooberrock. Ich mußte nur erst mit Bollbergern sprechen, wie viel ein solcher Rock kostet. Ich lief schnell zu ihm, und wie immer, war er sehr bereit mir zu dienen. Aber wie erschraf ich, als ich den Preis eines neuen Rockes hörte. Ich hatte zwar gewünscht,

dem guten Jakob etwas Besonderes zu schicken, und hatte dadurch den Preis so gesteigert, aber auch, als ich das letztere aufgab, und wir einen zweiten Uberschlag machten von ganz grobem Tuch, war es noch ziemlich viel. Bollberger machte mir den Vorschlag, das Tuch auf Rechnung zu nehmen und später zu bezahlen. Ich wies das entschieden zurück; mir würde nicht wohl sein dabei und Trinchen hätte es dem Kocke angesehen. Ich ging seufzend fort, um mir die Sache zu überlegen. Der gute Bollberger, nach einiger Zeit kam er: nun, — so fein und zierlich wie er ist, brachte er es an. Längst hat er vom Herrn von Schaffau einen Kock zum Verschicken erhalten; wenn ich diesen Kock gelb füttern und mit neuen Aufschlägen versehen ließe, würde er prächtig für Jakob sich schicken. Freilich verdient er zwei neue, wenn ich noch keinen, setzte er hinzu; er schätzt Jakob hoch, seiner großen Treue und Aufopferung wegen. Ich nahm in Jakobs bescheidenem Sinn den Kock mit Dank an. Ich denke mit Entzücken daran, wenn Jakob zu Weihnachten der Tante Chokolade serviert. Drei Pfund Chokolade will mir Bollberger für die Tante besorgen, auch den braunen Merino für Trinchen, er kommt öfter nach der Stadt. Meine Schuh werde ich hier machen lassen, in der Stadt sind sie noch einmal so teuer, Sofie hat einen Better, der sehr geschickt sein soll. So ist vorläufig alles besorgt, ich bin sehr glücklich darüber. Ein expresser Bote hat Geld und Briefe zur Post getragen, gerade zum ersten Adventsonntag kommt es an, — o könnte ich dabei sein!

Lulu an Trinchen.

Liebes Trinchen! Der Herr meint es mit Deinem Waisenkinde sehr gut. Soviel Geld kann ich Dir schicken. Diese Stunde wiegt viel Sehnsucht und Thränen nach Euch auf. Sonst geht es mir gut, sehr gut. Die Adventszeit kommt, die herrliche Zeit! Mein Herz ist zum Ueberlaufen, ich möchte

springen und singen. Sage der Tante, daß ich im Ueberfluß lebe, und meine Stellung ganz nach Wunsch sei. Liebes Trinchen, wirst Du bange, daß es mir zu gut geht? Ach nein, von den schweren Stunden sage ich nur nichts; aber sei getrost. Sei fröhlich, feiere die fröhliche, selige Adventszeit, gedenke meiner.

Und nun lebt wohl, grüße die Tante, grüße Jakob, schreibe bald und viel, die Piese mache nicht frei. Bei kommende Vanillekuchen habe ich mit Lucie selbst gebacken, sie sind nach Deinem Rezept; es freut mich, Euch Lieben davon schicken zu dürfen. Tante Zulchen weiß es, sie läßt der Tante auch ihre besten Empfehlungen sagen. Denke Dir, diesen Brief schickt Bollberger mit einem expressen Reiter zur Post. Er grüßt auch Jakob schön. Deine liebe Lulu.

2. Dezember.

Ich stand früh auf, der Vollmond stand mit vielen Sternen am lichtblauen Himmel. O liebe, selige, heilige Adventszeit, bringe mir ein so reines Herz, als der reine Himmel über mir, und fülle es mit lichtem Himmelsfrieden und mit stiller Freude.

Den Nachmittag haben wir die zwanzig Waisenkinder hier gehabt und haben ihnen Maß genommen, drei von den Kindern sind dabei, auf deren Mutter Grab ich im Herbst die Aste legte, ich habe sie ganz besonders angesehen. Wir haben auch eingeübt mit ihnen: „Vom Himmel hoch da komm ich her.“ Jeden Sonntag sollen sie jetzt kommen, damit sie Weihnachten unter dem Weihnachtsbaum singen können. Lucie war sehr eifrig, ich glaube doch, wir werden bald mit einer Schule anfangen.

11. Dezember.

Herr von Schaffau beklagte sich heute über den dünnen Kaffee, den er jetzt trinken müsse. Ich war erst verlegen,

doch merkte ich bald, daß es Spaß sei, und verteidigte mich so gut ich konnte, auch kam mir Lucie zu Hilfe, die Sache ward friedlich beigelegt. Er ist sehr gütig. Einen großen bequemen Vorratsschrank ließ er uns machen, der steht auf unserm Korridor, an jeder Seite hängt eine Küchenschürze und wir haben jetzt wahrlich oft stundenlang zu thun. Trinchens Vanillekuchen gefallen besonders sehr, wir müssen sie wöchentlich backen. Gestern erfuhr ich von Vollberger ein Geheimniß, daß der Sache die Krone aufsetzt. Der Onkel läßt Lucie zu Weihnachten eine Kochstube einrichten, hier oben ganz in unserer Nähe. Lucie soll sich in der großen Kochstube nicht aufhalten. Daran habe ich schon wieder herrliche Pläne geknüpft. Wir wollen hier kochen lernen, indem wir für alte und kranke Leute kochen. Es wird mir ordentlich schwer, Lucie nichts davon zu sagen; ich besprach es mit Vollbergern und der ist verschwiegen wie das Grab. Vollberger ist recht brav, aber wunderbarlich ist es, daß er, wenn andere dabei sind, thut, als ob er mich nicht kennt; er will mir bei seiner Gegenpartei hier im lebhaften Flügel nicht schaden durch seine Freundschaft, sagte er, und nennt es Schlangenkugheit. Sollte Herr von Schaffau deswegen auch so veränderlich gegen mich sein? Oft ist es mir, als ob er zufrieden mit mir sei, und sich ausgesöhnt hätte mit meinem Hiersein, und neulich hat er mir in Tante Zulchens Gegenwart sehr Unrecht gethan. Ich kann nicht zweifeln, daß er es treulich mit mir meint; und wenn Vollberger seine Härte tadelte, er hatte sie zufällig mit angehört, so war es mir nicht recht, ich sagte ihm, Jakob würde nie über seine Herrschaft gesprochen haben.

12. Dezember.

Wir haben auch am Mittwoch die Kinder hier gehabt, sie würden die Lieder sonst nicht lernen, und außerdem macht es uns große Freude. Tante Zulchen hat heut zugehört, sie

will in diesen Tagen mit uns nach der Stadt, um Spielfachen und allerhand für den Weihnachtsbaum einzukaufen. Ich freute mich sehr darauf. Ich werde auch einkaufen, ich habe noch Geld. O ich möchte viel einkaufen, ich möchte allen etwas schenken, aber allen möcht ich auch die selige Weihnachtsfreude in das Herz schenken. O ich bin sehr reich. Wenn ich in der Dämmerung allein in meiner Stube sitze, da ist's als sähe ich die Lichter glänzen und höre die Englein singen, und mein Herz ist sehr voll, ich weiß nicht, was ich alles thun möchte.

18. Dezember.

Wir haben ein Komplott gegen Tante Zulchen, sagte ich heute zu Bollberger, wir siegen, passen Sie auf. Nicht doch, Fräulein! sagte Bollberger warnend, fangen Sie so etwas nicht an, damit thun Sie uns hier im stillen Flügel keinen Gefallen, nichts von Komplott. Ich mußte lachen. Bollberger, nicht hinter dem Rücken kämpfen wir, es ist alles offen und ehrlich, und wir kämpfen und siegen auch nicht allein, es ist der Herr dort oben. Aber Tante Zulchen wird's nicht lassen können, sie muß am heiligen Abend in die Kirche und dem lieben Christkindlein selbst frohe Lieder singen. — So ist es gut, ich habe nichts dagegen, sagte der Alte.

14. Dezember.

Gestern fuhr Tante Zulchen mit mir und Lucie nach der Stadt. Sie ist sehr gut, daß sie mich mitnahm. Thekla hatte gesagt: wenn mein roter Sammethut in Gesellschaft mit der Tante grüner Atlasjacke zur Stadt führe, würde sie nicht von der Partie sein, Rosalie blieb wegen Kopfsweh, so fuhren wir drei allein. Wir waren sehr vergnügt, ich gewinne die Tante immer lieber, sie hatte auch den Schlingel, den Bollberger, wie sie sagte, mitgenommen, er sollte uns nützlich sein. Er aber möchte sich auflösen in Dienstfertigkeit gegen sie. Mich

hatten sie in einen Pelz gewickelt, das war sehr angenehm, denn der Wind strich scharf über die Schneefelder und wir hatten bald rote Nasen. In der Stadt wurde ich vom Laufen und Stauern warm, so etwas habe ich noch nicht gesehen. Es war ein Spaß, von Laden zu Laden, Tante Zulchen versteht das Einkaufen prächtig, ich hatte mich kaum in einem Laden umgesehen und mich in Verwunderung versetzt, da mußte ich schon weiter.

Für Rosalie ist ein schöner Mantel gekauft, auch ein dunkelblauer Sammethut, ich mußte beides anprobieren, und muß gestehen, ich hätte beides gebrauchen können. Aber freilich nur in einer Hinsicht, in Hinsicht des Ueberflusses. Ach nein, Trinchens Antwortbrief für das Geld wärmte mich mehr als der wärmste Mantel, kurz und gut, ich mache mir nichts daraus, gar nichts; vielleicht kann ich mir künftigen Winter einen kaufen. Das Merinokleid für Trinchen habe ich gekauft, es ist sehr hübsch. Für meine drei Waisenkinder habe ich Strumpfgarn gekauft, Sofie will mir noch stricken helfen. Vila Seidenzeug zu den Morgenschuhen für die Tante, und Pergamentpapier, um Besetzeichen zu malen. Das war von meinem Geld; aber Herr von Schaffau hat uns noch viel Geld mitgegeben, und als die Tante einige Besuche machte, gingen wir mit Bollbergern in einen Spielsachen- und in einen Honigtuchenladen. Nun wir sahen alle drei wunderbar aus, als wir durch die Straßen gingen, und manches Kind hat uns lüftern angestaunt. Es hat mich sehr unterhalten, wie die Kinder vor den Buden und vor den Läden stehen und durch die Straßen trippeln, Neugierde und Erstaunen und freundiges Erwarten in den Zügen.

Ja ein stiller Zug des Erwartens, des Sehns und der Freude geht durch die ganze Welt, die Menschen wissen nur nicht, woher dieser Zug kommt. Wir kamen ziemlich spät nach Hause. Unterwegs konnte ich nur an die Trommeln und Flinten und Puppen denken, und sie im Geist ordnen und

verteilen. Ich muß gestehen, daß mich auch die herrliche Tapissierewolle und die schönen Stüdmuster beschäftigen, die ich andere kaufen sah; meine Weihnachtsgeschenke kamen mir gar zu winzig vor, ich hätte gern einige hübschere dazwischen geschoben, doch beruhigte ich mich mit Trinchens Warnung: nicht zu viel zu unternehmen. Ich habe für jeden etwas, die Bildchen sind sehr niedlich, besonders das für Tante Zulchen: Lucie in der Kinderstube. Nur für Herrn von Schaffau habe ich nichts. Ich habe reiflich überlegt, doch wäre es nur lächerlich, er zeichnet und malt selbst weit schöner. So ist das also beigelegt und ich denke nur an die Kinderbescherung. In meiner Stube war die Niederlage, ich habe mit Lucie bis elf Uhr eingepackt, geordnet und Zettel daran gesteckt. Tante Zulchen und Herr von Schaffau waren anfänglich dabei, doch haben sie sich nicht darein gemischt. Ich hatte gefürchtet, daß wir zuviel Spielsachen und Honigkuchen eingekauft hätten, und nun scheint es fast, als fehlte es für die Kinder noch an einigen nötigen Stücken; doch hat Herr von Schaffau uns versprochen, alles Nötige zu besorgen. Uebrigens hat er für zwei Groschen Honigkuchen davon gegessen, ich finde das etwas viel.

15. Dezember.

Es ist sehr gut, daß ich nicht noch neue Arbeiten angefangen habe, es findet sich noch manche unerwartete ein. Die Frau Pastorin besonders nimmt meine Zeit in Anspruch. Ich bin oft da und bin gern da, und es ist mir, als ob ich eine Verpflichtung fühle, der Wirtschaft etwas abzuhelpen. Die Frau ist herzlich gut, aber mit den sieben Kindern fängt sie es nicht recht an, wenn auch Herr Heber ihr manches abnimmt, es ist doch kein Fertigwerden. Die Kinder laufen teilweise noch in den Sommerkleidern, ich habe heute einen alten Schlafrock vom Herrn Pastor und einige Kleider der Mutter untersucht, um den Kindern etwas Warmes daraus machen

zu können, doch reicht es nicht hin. Herr Heber erinnerte an einen sehr hübschen Eingangvorhang, der oben vor dem Kleiderständer in der Fremdenstube hängt, und eigentlich ganz unnütz ist, wir nahmen den guten Rat an, so hoffe ich, soll die Equipierung noch in Gang kommen. Die armen Pastors! das Einkommen ist zu gering, der Kinder sind zu viele, Schulden will der Herr Pastor natürlich unter keiner Bedingung machen, so ist oft Not. Mir ist, als müßte ich das alles mittragen, es ist mir so heimisch bei ihnen, es erinnert mich an unser Haus: immer Not, aber immer der liebe Gott.

Auch für eine Weihnachtsbescherung wird der liebe Gott sorgen. Herr Heber hat neulich einige Soldatenbilderbogen gekauft, wir haben sie zusammen ausgemalt und auf Pappe geklebt, Stützen dahinter, es ist eine stattliche Armee für die Jungen. Lucie hat mir einige alte Puppen geschenkt, unter meinen Händen sind sie frisch geworden, die kleinen Mädchen werden eine große Freude haben. So habe ich für jeden etwas, meine Bilder spielen eine Rolle dabei. Mit meinen Arbeiten bin ich ziemlich fertig, in künftiger Woche werden Vanillekuchen und allerhand Zuckerwerk gebacken und der Schmuck zu den Weihnachtsbäumen gemacht. Unten in den Fremdenzimmern wird gesegnet und gelüftet, Frau von Schlichten hat sehr viel Gäste eingeladen, zum Ersatz für die Residenz. Herr von Schaffau hat es nicht erlaubt, früher dahin zu gehen; aber gleich nach dem Feste wird dahin übersiedelt. Wo wir bleiben, Tante Julchen, Lucie und ich, ist unbestimmt. Es wird von Herrn von Schaffau abhängen, Frau von Schlichten wünscht nicht, daß wir mit ihm zusammen sind, erzählte mir die Tante. Ich sehe den Grund nicht ein, die Feindschaft scheint mir gar so schlimm nicht mehr zu sein.

16. Dezember.

Ein schöner und reicher Sonntag. Als wir sonntäglich geschmückt unsere Morgenandacht beginnen wollten, trat Rosalie

ein. Ich habe ihr still die Hand gereicht. Sie hat mit uns gesungen und ging auch mit uns zur Kirche. Der Herr Pastor redete so schön wie nie, es scheint mir zwar jedesmal so. Er sagte, wie wir, den Herrn zu empfangen, nicht nur unser Herz bereiten müßten, auch unser Haus, nicht nur im Herzen dem Herrn dienen, sondern auch durch unsern Wandel ein kräftig Zeugnis geben. Die Predigt war mir eine große Stärkung, ich habe mir jeden Punkt tief in das Herz geprägt. Doch nicht ich allein. Als wir uns heute zu Tisch setzen wollten, wir sieben waren es nur, niemand weiter, da sagte Herr von Schaffau mit fester und doch auch bewegter Stimme: Wir wollen doch von heute an immer, ehe wir uns zu Tische setzen, den lieben Gott um seinen Segen bitten. Darauf sprach er selbst das Tischgebet, die Damen falteten die Hände, sie waren gewiß sehr erstaunt. Herr von Schaffau nahm nach einer Pause das Wort und schien besonders freundlich und liebevoll gestimmt. Gebetet haben wir wohl immer still für uns, es geschah aber immer mit einer gewissen Verlegenheit, daß die Nichtbetenden dadurch meinen mußten, es sei mehr unpassend als recht.

Ich habe mir heute über die Familie etwas erzählen lassen. Bollberger war spät hier, er ist sehr treu, und ich hörte nicht aus Neugierde, nein aus wahrhaftem Interesse. Herr von Schlichten, erzählte Bollberger, hatte ein kleines Gut in der Mark, und Tante Zulchen ihr Teil daran. Er wirtschaftete so schlecht, daß, als er starb, auch das Teil der Schwester mit angegriffen war. Herr von Schaffau nahm sich nun der Wirtschaft an und arbeitet seit sechs Jahren daran, das Gut schuldenfrei zu machen, um seiner Schwester ein, wenn auch nur kleines, doch eigenes Einkommen zu übergeben. Tante Zulchen fühlt sich natürlich an die Schwägerin gekettet, ja sie hat oft unzart genug ausgesprochen, daß ihr nicht allein das, was sie hier empfinde, zuläme, sondern, daß sie von Rechts

wegen noch mehr fordern könnte. Als Herr von Schaffau vor sechs Jahren beide zu sich nahm, war er noch jünger und der älteren Schwester gegenüber nicht recht selbständig, er konnte es nicht hindern, daß sie ein ähnliches Leben hier anfang, wie sie dort geführt hatte. Es ging freilich im großen Ganzen hier ordentlich zu, und daß da fast immer noch ein Duzend mit an unserem Tische aß, machte uns noch nicht arm, sagte Bollberger, und läderliche Leute durften nicht her, aber unserem Herrn war das Treiben doch nicht recht. Vor zwei Jahren ward Frau von Schlichten krank, und blieb lange krank, da hörte die Wirtschafft von selber auf, und Herr von Schaffau ging später nach England. Ich aber blieb hier, drüben blieb der Amtsverwalter, um nach dem Rechten zu sehen, denn wenn die Kage nicht zu Hause ist, springen die Mäuse über Tisch und Bänke. Und richtig, kaum war der Herr fort, da stellten sich nach und nach die Gäste ein, Frau von Schlichten erholte sich merklich, die beiden ältesten Fräulein wurden mit einemmal Damen, und es ging lustig her.

Der Herr Amtsverwalter wollte den Hafer für die fremden Pferde nicht mehr liefern, auch nicht immer Butter und Federvieh für die Gäste, ich konnte das Getreibe mit den Fräulein und der Gouvernante nicht mit ansehen und schrieb an den Herrn. Wie der Wind war er hier, es wird nun im März ein Jahr. Sie machten hier gleich etwas andere Miene, unser Herr aber auch. In England soll besondere Luft wehen, die hatte ihn mächtig gestärkt, mit einemmal hatte er der Schwester gegenüber Mut. Er war zwar sanft und liebevoll, aber er setzte seinen Willen durch. Die schlimmen Gäste mußten fort, auch die Dienstboten nach und nach, und plötzlich wurde auch die Gouvernante in einen Wagen gepackt und Hals über Kopf nach der Bahn gefahren. Frau von Schlichten ist zu schlau, sie suchte gute Miene zum bösen Spiel zu machen. Tante Zulchen aber brannte los, sie nannte den Herrn einen Pietisten,

einen Kopfhänger, einen Geizhals, und mich einen Heuchler und Angeber. Sie weiß wohl, daß der Herr zu großmütig ist, sie zu verstoßen, da sie doch jetzt arm ist, wie eine Kirchenmaus.

Gleich im Frühjahr hat der Herr unsern neuen Pastor hergerufen, den kennen Sie und wissen, wie er hier zum Haus stimmt, seine Schwester sollte unsere Fräulein etwas in Zucht nehmen, aber Frau von Schlichten mit ihrer List und Tante Zulchen haben es mal durchgesetzt. — Ich seufzte bei diesen Worten, es ist wahrlich ein drückendes Gefühl, der Zankapfel in einem Hause zu sein. Bollberger erriet meine Gedanken, und fuhr fort: Jetzt ist's anders, Sie brauchen nicht hange zu sein. Lucies Liebe zu Ihnen hat den Herrn mit Ihrer Jugend und Unerfahrenheit ausgesöhnt, hat ihn auch mit Tante Zulchen näher gebracht, kurz, die Sachen stehen sehr gut. Im Frühjahr aber giebt es Revolution; in Plüggen, auf dem Sandgütchen, werden jetzt Einrichtungen gemacht, es wäre auch recht gut, wenn unserer lustigen Gesellschaft dort in der Stille der Brotkorb etwas höher gehängt wird; unser Herr ist Vormund, er kann es einrichten wie er will.

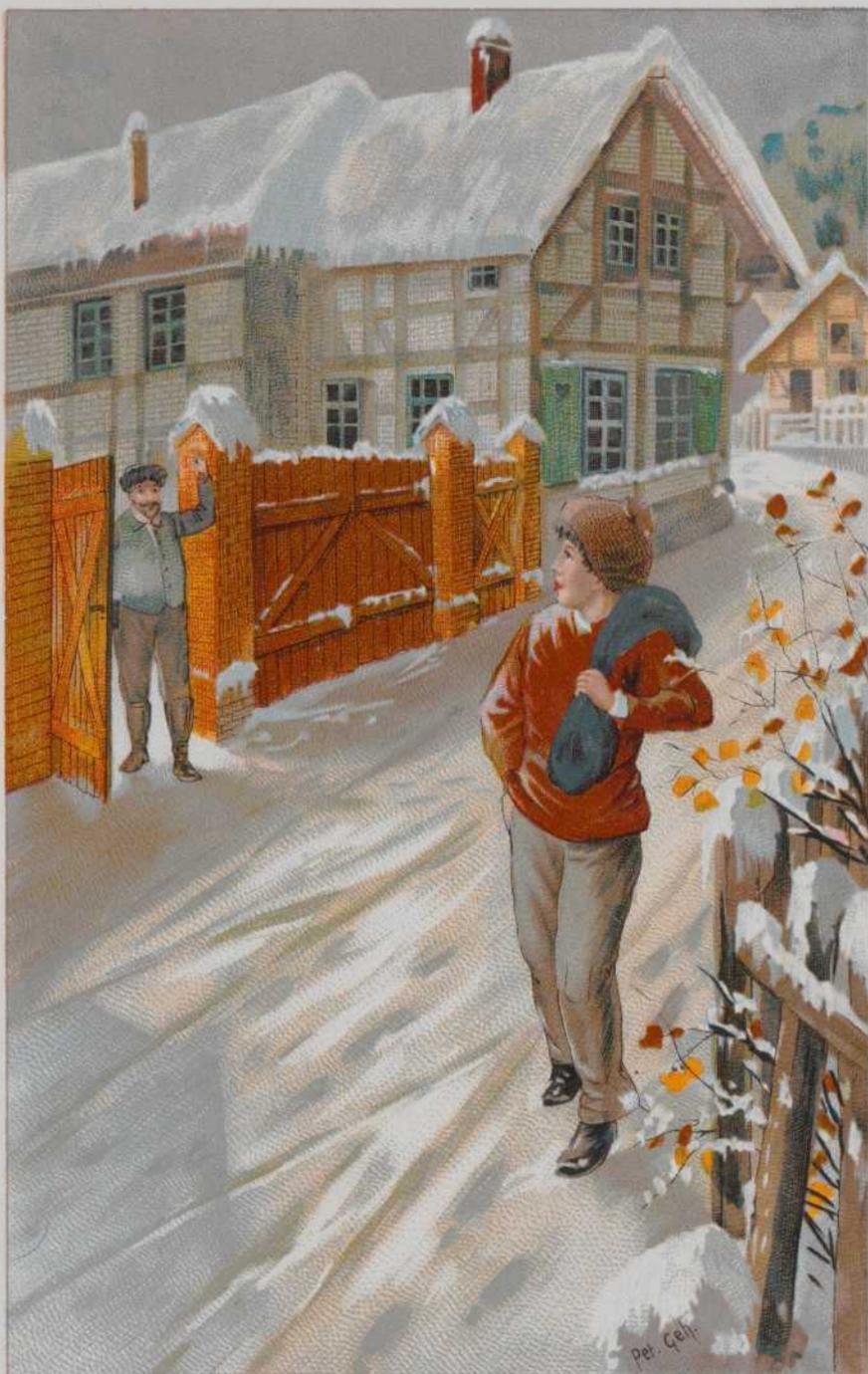
Als Thekla kleiner war, glaubte Frau von Schlichten, es gäbe eine Frau für den Bruder. Nachdem sie nun sieht, woher der Wind weht, soll die arme Rosalie wenigstens ihr den reichen Schwiegersohn bringen, die folgt der Mutter wie ein Schäfchen, und Herr von Tilsen mag für manches arme Fräulein unwiderstehlich sein. Meinen Sie nicht, Fräulein, setzte er fragend hinzu. — Mir ist Herr von Tilsen sehr zuwider, sagte ich aufrichtig, und wahrlich, Geld könnte mich nie bestimmen, einem Manne meine Hand zu reichen. Und was denn? fragte er weiter. O er müßte viel weiser und frömmer sein als ich selbst, ich müßte hoch hinaufsehen zu ihm, wie ein schwaches Kind, und müßte mich stärken an seinem Glauben und an seiner Liebe. Arm könnte er immer sein, ja ich würde das fast vorziehen, denn ich sah in armen Häusern

bis jetzt mehr Glück als in reichen. Ich würde gern für Geld nähren und Schule halten, auch selbst meinen Garten graben und pflanzen, gewiß lieber, als mich im Gesellschaftszimmer aufzuhalten und so thörichtes Wesen ansehen zu müssen. Ich glaube das wohl, entgegenete Bollberger ernst, der Herr beschere Ihnen einen solchen Mann. Ich wurde sehr rot, ich hatte die Worte so unbewußt hingesprochen und fühlte jetzt, wie unpassend es war.

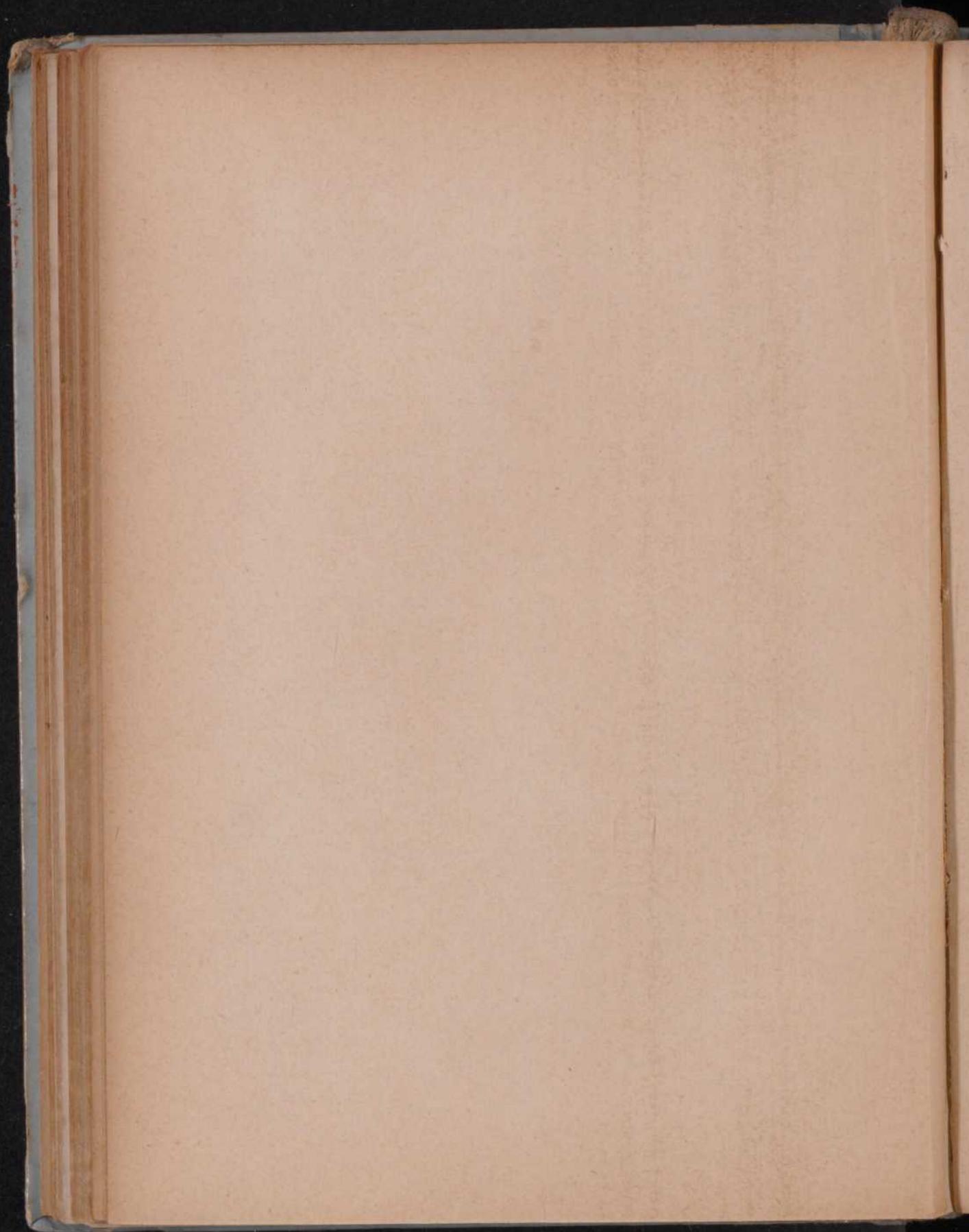
Trinchen würde mich eine arge Schwägerin nennen, und ich könnte dem Bollberger böse werden, wie er es so fein anfängt, mich auszuforschen. Doch meint er es gut, er hat mir noch manchen guten Rat gegeben, was ich thun soll, wenn die Gäste kommen. Ich bekümmere mich nicht um sie, ich feiere mit Lucie im stillen Flügel ein seliges Weihnachten; wenn ich hinuntergehe, so lasse ich meine Seele oben und lasse die Menschen dort unten wie Schattenbilder an mir vorüberschweben. Aber ich möchte wohl, sie wären erst wieder fort, und ich wünschte, sie reisten alle nach der Residenz und ließen uns hier, dann sollten den Festtagen recht fleißige Tage folgen. Kochstube, Nähstube, Wirtschaften, dann Frühling, dann Gartenarbeiten.

22. Dezember.

Seit gestern haben wir Ferien gemacht, ich bin den ganzen Tag im Gartensaal, die Tische sind gedeckt, die Sachen darauf, der Baum geschmückt, noch habe ich aber zu ordnen und zu thun, und es ist mir im festlichen Zimmer sehr feierlich und selig zu Sinne. Die Krippe für Lucie ist sehr lieblich, der Gärtner hat mir einen reizenden kleinen Garten gemacht, auf den Stall habe ich ein Strohdach gemacht, und alle Figuren habe ich gemalt, ziemlich ist's fertig. Heute hört ich Wagen fahren, Kleider rauschen, Thüren klappen, das Haus ist belebt, die Gäste sind angekommen. O wie sicher fühlte ich mich und abgeschlossen von der Welt. Ich habe die Erlaubnis,



David Blume  
Seite 177.



bis Weihnachten nicht bei Tische zu erscheinen. Bei Pastors habe ich noch viel zu thun. In der Dämmerung wollte ich dahin, vorher ging ich an der stillen Fliederhecke auf und ab. Allein wandern ist schön, besonders in so schöner Zeit. Nach einiger Zeit sah ich eine Gestalt den Weg kommen, bald erkannte ich Herrn von Tilsen, auch hörte ich ihn rufen, als ich sehr schnell fort lief. In der Pfarre nimmt die Arbeit nicht ab, sie nimmt zu, jedesmal wenn ich komme, sind der lieben Frau Pastorin neue Berge aus der Erde gewachsen. Ich habe geraten, sie nicht zu berücksichtigen, der Herr Pastor ist meiner Meinung, wir wollen die Tage in Frieden feiern, morgen ist Sonntag noch dazu. Die Kinder sind kaum noch zu bändigen, welch ein fröhliches Wirren und Schwirren ist da im Haus, und dabei ein Friedenswehen. Der Herr Pastor steht mit lichten Augen darüber; wenn der Frau Pastorin Berge viel Schatten werfen möchten, da bringt er Licht, und sie nimmts so gern. Wir saßen bis elf Uhr fleißig, der Herr Pastor las uns das Leben der heiligen Monika vor, dann brachte er mich heim; im Schloß war es so lebhaft und in der Pfarre so still.

24. Dezember.

„Ghre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen.“

Kein Miston kann an mein Herz bringen, hier Weihnachten, dort unten Unruhe. Gäste kamen noch zum heiligen Abend an, der getaute Schnee hatte die Wege fast unfahrbar gemacht, oben an der Angerbrücke ging das Wasser über, Herr von Schaffau ritt selbst hin, um Gefahren vorzubeugen. Es hätte uns beinahe verstimmt. Er hatte versprochen, mit uns spazieren zu gehen, wir waren wunderbar genug bald nach drei Uhr mit allem fertig, wir hatten die Wette gewonnen, er mußte eigentlich sein Versprechen halten. Lucie hatte den Onkel sehr lieb, sie sprang hoch auf, als sie ihn etwas später

sehr schnell durch den Garten eilen sah, um uns aufzusuchen. Wir waren in der Nähe eines Tannenwäldchens, liefen hinein, versteckten uns, und als er schnell vorbei wollte, schüttelte Lucie den weichen Schnee von den Zweigen und hielt ihn auf.

Bald aber begannen die Glocken zu läuten, die Kirche leuchtete durch den Abend, und ein Licht nach dem andern kam vom Dorf herauf. Wir gingen auch, wir traten in den Stuhl, und — Tante Zulchen war schon da! Die silbernen Armlenlechter brannten vor dem Altar, und die alten Ritter und Edelfrauen schienen lebendiger als je. Wir sangen die frohen Weihnachtslieder, viele Kinderstimmen tönnten durch, ja, daß auch ganz kleine süße Stimmen dazwischen lallten, störte nicht. Fräulein von Ramberg, Rosalie und noch einige Damen waren später gekommen und gingen mit den andern. Wir weilten unter Glockengeläut auf dem Kirchhof, bis die Lichter überall verschwanden, dann eilten wir fort. Herr von Schaffau führte Tante Zulchen und auch mich, ich habe sein Gesicht noch nie so hell glänzen sehen, er sah glücklich aus wie die Kinder. Er sagte mir, daß er sich besonders auf das freue, was ihm das Christkindlein im Gartensaal beschere. Ich erschrak erst, doch dachte ich, er macht nur Spaß, denn für ihn hatte ich ja nichts. Lucie und ich zogen schnell unsere weißen Kleider an und steckten Orangeblüten in das Haar, wir wollten zu dem Feste auch festlich geschmückt sein. Dann eilten wir und zündeten die Lichter an. Rosalie half uns, wie sie wirklich auch beim Nähen sehr fleißig war. Die Ecke, wo ich für Lucie und die anderen meine Bescherung hatte, war mit einem Tuch verhangen. Jetzt hörten wir trappeln und flüstern, die Thür ward geöffnet, der selige Augenblick war da, auf den wir uns gefreut, für den wir mit eifriger Hand geschafft.

Freudestrahlend trat die kleine Gesellschaft ein, wir führten jedes nach seinem Platz und dann sangen wir: „Vom Himmel hoch da komm ich her“, und dann „O du fröhliche, selige

Weihnachtszeit". Rosalie und Lucie und ich und Sofie sangen mit einigen großen Kindern die zweite Stimme, es klang herrlich in dem hohen Saal. Darauf folgte das freudige Staunen und Bewundern der schönen Gaben, ich war mit den Kindern so sehr beschäftigt, daß ich es nicht merkte, wie sich der Saal auch mit den großen Gästen angefüllt hatte. Herrn von Tüllsens unangenehme Stimme hätte mich fast stören können, doch ich ließ mich nicht stören. Lucie hatte eine große Freude über die Krippe, das Transparent: „Ehre sei Gott in der Höhe!“ schimmerte hell zwischen den dunkelen Topfgewächsen; auch Große freuten sich, und ich teilte den Damen meine Bildchen aus.

Als die erste Unruhe vorüber war, und ich allein an der Krippe stand, trat Herr von Schaffau zu mir. So habe ich gar nichts bekommen? sagte er leise. Er sah wirklich wie traurig aus, und sah mir dabei so tief in die Augen, als ob er mein Herz prüfen wollte. Sollte er glauben, ich trage ihm etwas nach? Ich weiß nicht, was ich bei seinen Worten empfand, ich sah ihn an, ich hätte ihm so gern etwas geschenkt. Gewiß hat er mich schon durchschaut, ehe ich sprach, denn Freundlichkeit flog über sein Gesicht. Als ich ihm sagte, wenn ich dürfte, möchte ich ihm etwas schenken, entgegnete er: Bitte, malen Sie mir das Plettenhaus. Ich versprach es ihm freudig.

Tante Julchens laute Stimme rief uns zur Bescherung nach oben, da erst fiel mir lebhafter ein, daß gewiß auch für mich etwas dabei sei, und mit einiger Erwartung trat ich in den hellglänzenden Saal. O ich bekam zu viel, Mantel und Hut für mich, ein Kleid, Taschentücher und Handschuh, Farben, Papier und Pinsel und schöne Bücher. Ich wußte nicht, was ich dazu sagen sollte; Farben und Papier aber, muß ich gestehen, freuten mich am meisten. Lucie und ich baten uns wieder von der Tafel los, wir hatten mehr Lust uns mit unseren Herrlichkeiten zu beschäftigen. Frau von Schlichten

nahm das sehr gnädig auf, sie sah es gerade, daß Herr von Tilsen mich zu Tische führen wollte und ich dankte. Vollberger versorgte uns mit Essen, wir waren bald fertig, ich aber suchte mir ein sehr schönes Papier zum Plättenhaus aus, holte mir auch aus meiner Stube das Bildchen und fing an zu zeichnen. Glücklich waren wir beide, das kann ich wohl sagen.

Rosalie holte mich nach Tisch, um der Gesellschaft einige Volkslieder vorzusingen; Herr von Schaffau hat ernstlich in diesen Festtagen Tanz und laute Vergnügungen verboten. Heute wurde musiziert, sie hatten sogar Quartett gesungen. Ich sang auch mit frohem Herzen; ich fühlte keine Eitelkeit, ich sah nur die Christfreude vor mir, es war licht und rein in mir, ich habe alle Menschen in mein Herz geschlossen und um Demut gebeten und um Sanftmut. Gewiß hat man mir diese Gedanken angesehen, alle waren freundlicher, selbst Thekla stand mit Herrn von Reinberg am Instrument und sagte: Liebe Lulu, Sie müßten uns doch öfter etwas singen. Ich reichte ihr die Hand und sagte: O wie gern möchte ich alle Ihre Wünsche erfüllen.

Ich sang noch einige Lieder mit bewegtem Herzen. Als ich darauf meine schönen Sachen zusammenpackte und Tante Zulchen mit Herrn von Schaffau und Lucie bei mir standen, da konnte ich mich nicht halten, ich bat Tante Zulchen mit Thränen, sie möchten alle Geduld mit mir haben, ich möchte gern so vieler Güte wert sein. Tante Zulchen drückte mich an ihr Herz und sagte weich, sie wollte mir die ferne Tante ersetzen, Lucie lehnte sich an mich. Herr von Schaffau war an das Fenster getreten, ich konnte ihm nicht gute Nacht sagen, das that mir leid.

Erster Weihnachtsfeiertag.

Geschlafen habe ich wenig, ich stand früh auf, ich wußte, daß meiner Lucie noch ein besonderes Vergnügen bevorstand.

Sie kam früher als gewöhnlich, wir hielten unsere Andacht. Gleich darauf kam Bollberger, zu sehen, wie weit wir waren, Sofie ging unruhig hin und her. Lucie verlangte das Frühstück. Heute giebt es nichts! lachte Sofie. Lucie hatte nicht Zeit, sich zu verwundern, Tante Julchen und Herr von Schaffau führten uns in die Kochstube. Welch ein Jubel! Kochofen, Backofen und Bratofen, Geschirr von allen Sorten. Das Wasser kochte im Kessel, schnell holten wir Kaffee aus dem Vorratsschrank, die Tante und Herr von Schaffau luden sich zum Frühstück ein. Der Tisch war bald serviert, sauber und rein, alles bereit, Rosalie ward noch eingeladen, wir saßen herzlich froh, aber bald war das vorbei. Ein Gast folgte dem andern, auch Herr von Tülßen kam. Wir weigerten uns standhaft, noch Kaffee zu kochen, nur Frau von Schlichten, die zuletzt erschien, erhielt noch eine Tasse. Ich merkte Herrn von Tülßen eine gereizte Stimmung an. Er fragte mich flüsternd, ob ich mich noch immer der Gesellschaft entziehen werde. Ich entgegnete, daß ich heute zur Bescherung auf der Pfarre sein werde. Er biß sich auf die Lippen, öffnete plötzlich mein Arbeitskästchen und schob einen Brief hinein. Ich war sehr bestürzt, der Gedanke an Frau von Schlichten, an ihren Verdacht überfiel mich, unwillkürlich sah ich mich nach ihr um, sie war im Gespräch; aber Herrn von Schaffaus ernste Blicke ruhten auf mir, er hatte uns beobachtet. Ich konnte nicht überlegen, was zu thun sei, die Glocken begannen zu läuten, die Gesellschaft verließ mein Zimmer. Nur Lucie stand wartend neben mir. Ich legte Hut und Mantel an, schloß das Nähkästchen und ging mit ihr zur Kirche.

Die Gedanken an den Brief beschäftigten mich: es wird ein Grund zum Verdacht sein, ein Ungewitter wird heraufziehen, sie werden dich verdammen. Aber ich fühle mich so unschuldig. Also kann er mich auch nicht sorgen, darf er mich nicht sorgen. Ich war sehr getrost, ich dachte: die Welt ist

groß und es haben viel Briefe darin Platz, laß auch diesen. Als wir aus der Kirche traten, umringten mich meine lieben Pastorskinder, sie wollten mich sogleich mitnehmen, doch hatte ich noch einiges von Haus zu holen; wenn ich auch die schönsten Konfektsachen der Tante schicke, einige kleine Zuckerfiguren und süße Herrlichkeiten mußten in der Pfarre Freude machen. Herr von Schaffau ging neben mir her, ich ward sehr beklommen. Der fatale Brief! Es war mir, als ob er etwas sagen wolle, doch blieb er still und ernst, so ganz anders als gestern abend. Es that mir sehr weh, o das Herz ist schwach, die helle Weihnachtsfreude war getrübt. Aber das liebe Christkind blieb mir doch im Herzen und hat mir auch wieder geholfen.

Auf dem Rückweg begegnete mir Herr von Tilsen, ich konnte ihm nicht ausweichen. Haben Sie meinen Brief gelesen? fragte er gleich. Ich hatte noch nicht Zeit, sagte ich. Nicht Zeit? sagte er sehr bitter. Mir ward bange. Ich glaubte nicht, daß es so eilig sei, entgegnete ich etwas verlegen. Er lachte laut, mir ward noch bänger. Aber er ward wieder ruhig und sanft, und trug mir mit vielen wunderlichen Worten seine Hand an. Ich schüttelte den Kopf. Er sprach, wie er mich hier nicht leiden sehen könne, mir gebühre eine andere Stellung in der Welt, auch meine Tante aus der drückenden Lage zu befreien, sei ein süßer Gedanke für ihn, all seinen Reichtum lege er mir zu Füßen, wie eine Königin solle ich herrschen, mit Entzücken wolle er mir folgen, um die Tante und Trinchen und Jakob in mein Reich zu führen. — Der letzte Gedanke kam mir unerwartet, ich sah ihn tief atmend an. Er wollte meine Hand nehmen: Wulu, sagen Sie ja, bat er dringend. Ich erschrak jetzt vor meinen eigenen Gedanken, es war mir, als ob ich vom Teufel versucht würde. Weiche von mir, ich habe nichts mit dir zu thun! so entfuhrn mir die Worte. Er sprach noch so eifrig. Ich wollte mich ent-

fernen. Endlich hat er mich dringend, zu thun, als ob er noch gar nichts gesagt hätte; er fühle, er sei so voreilig gewesen, ich sei noch zu jung, ich kenne die Welt nicht, wisse ein braves Herz und männlichen Schutz nicht zu würdigen, mit der Zeit würde ich anders denken; wenn die Welt mich aber verlasse und verstoße, da sollt' ich mich erinnern, wo ich Schutz und Hilfe zu suchen hätte. Bei diesen Worten hob sich mein Herz hoch auf. O, arm sein, sagte ich, ist nicht schwer, der Herr dort oben ist mein Vater, er hat eine große Schatzkammer, er wird mir geben so viel er will, er wird mich nie verlassen, er wird auch meine Tante nicht verlassen, er hat mich stets überschüttet mit seiner Güte; o ich bin sehr reich! Ich eilte fort. Oben an der Hecke stand ich noch einmal still. Ich habe gebetet; es ward wieder Weihnachten, ich ging hinein in die niedrige Hütte zum Kindlein. O lieber Herr, vor dir ist alles Gold der Welt nur Staub, und arm und reich gilt dir gleich.

So traf ich Bollberger an der Kirchhofsthür. Ich habe hier auf Sie gewartet, sagte er seufzend, Sie haben sehr lange mit Herrn von Tülken gesprochen. Er sah dabei sehr traurig aus, und ich gewiß recht vergnügt. — Bollberger, Sie meinen es gut mit mir. — Das weiß Gott! Sie sind noch gar zu jung, die Welt ist verführerisch. Aber Gott ist getreu, fiel ich ihm freudig in das Wort. Der nimmt den ersten Platz in meinem Herzen ein. O ich fühle das nie mehr, als wenn jemand anders einen Platz in meinem Herzen haben möchte; wer sich mit diesem lieben Herrn nicht verträgt, darf nicht hinein. — Ich wünschte ihm einen guten Tag, weil ich heute nicht unten erscheinen würde. Bollberger war zufrieden, denn er seufzte und warnte nicht weiter; er gab mir von Herrn von Schaffau einen Brief, den ich dem Herrn Pastor bescheren sollte, und verließ mich. In dem lieben Pastorhaus habe ich bald die Wirren vergessen, die Welt ist wunderbar. Ich will

zwar nicht stolz sein, denn wer da steht, sehe zu, daß er nicht falle; aber ich fühle mich sehr hoch über der Welt. Nachmittag war ich im Garten, um noch grüne Tannenzweige und noch Buchsbaum zu holen, die Gesellschaft aus dem Schlosse kam in großer Gala den Thornweg entlang. Frau von Ramberg und Frau von Schlichten voran, ich ging ihnen aus dem Wege und ließ sie unter mir durchpassieren. Die ganze Erscheinung hatte einen gewissen Nimbus um sich, — für mich nicht, ich kenne jeden einzelnen in seinem Unbefriedigtsein, in seiner Leere und Armut. Das Pfarrhaus umstrahlt ein Nimbus: Weisheit und Liebe herrschen darin, Friede und Freude und Reichthum. Der Frau Pastorin sind heute alle Berge fortgeräumt, der Ueberfluß des Herrn von Schaffau hat der armen Pfarre für lange aufgeholfen, und ich war nicht wenig stolz, daß der Brief durch meine Hände ging. Ich habe mir dafür die Freiheit genommen und ganze Kuchenberge aus der Speisekammer geholt und auf den Theetisch gesetzt, die Kinder sollten sich einmal beliebig daran satt essen. Der Herr Pastor und Herr Heber waren meiner Meinung, daß heute von Mergen keine Rede sei; es solle etwas drunter und drüber gehen. Die Kinder jubelten und nannten mich ihre Zucker-Lulu, nein Kuchen-Lulu, Kuchen sei schöner als Zucker. So folgte der fröhlichen Bescherung ein fröhlicher Abend. Der Herr Pastor verließ uns, um sich zur Predigt für den kommenden Tag vorzubereiten, ich und Herr Heber haben mit den Kindern gespielt, zwei Armeen einander gegenüber, haben wir mit Erbsen Krieg geführt, ich konnte sie viel besser stützen und meine Partei siegte stets. Zu morgen hat Lucie die fünf Kinder eingeladen, sie will mit Linchen in der Kochstube für uns zu Abend kochen, in meiner Stube soll gegessen werden. Der Herr Pastor geleitete mich zum Schlosse, diese Wege sind mir so lieb, ich höre da manches schöne Wort. Unten ist noch alles in Bewegung, es wird gesungen. Der Tag ist nun hin,

ich war froh und vergnügt, doch fühlte ich dabei einen leichten Stachel im Herzen. Den Brief habe ich hier verbrannt. Ob Herr von Schaffau wohl Arges denkt? Es thut mir sehr weh; sprechen kann ich mit ihm darüber nicht, zuweilen ist es, als könnte ich ihm alles sagen, und dann wieder fühle ich eine tiefe Kluft. — Drüben brennt Licht in seinem Turm, es ist der einzig helle Punkt am stillen Flügel, ich sehe auch seinen dunkelen Schatten am Fenster stehen. Es ist sehr traurig, vom Urtheil der Menschen abzuhängen, o könnte ich es überwinden.

Zweiter Weihnachtsfeiertag.

Nach der vielen Anspannung folgte Abspannung, ich fühlte es heute schon, schlief lange, ward in der Kirche fast müde. Herr von Tülsen war in der Kirche, er ging auf dem Rückweg neben mir, ich habe immer gähnen müssen. Herr von Schaffau bemerkte es nicht, als ich ihm guten Morgen sagte. Ich war im Frühstückszimmer. Frau von Schlichten erschien in großer Toilette, ich sagte ihr guten Morgen und erkundigte mich nach ihrem Befinden, sie war sehr kühl gegen mich, auch die anderen, selbst Rosalie war verlegen. Ein Herr trat ein, ein fremder Graf, Frau von Schlichten begrüßte ihn äußerst zuvorkommend, sie stellte ihn den Damen vor, ich stand neben Rosalie, es war sehr demütigend, sie that gar nicht, als ob ich da sei. Ich hob mich stolz empor, ich dachte, sind diese Menschen mehr als du? Da begegnete ich den triumphierenden Blicken des Herrn von Tülsen, er schien mich beobachtet und meine Gedanken erraten zu haben. Ich schämte mich, habe ich so die Welt unter mir? Ach nein, ich bin sehr schwach. O warum geht mein Herz immer mit den bewegten Wellen dieses Lebens. Und doch fühle ich eine feste Zuversicht in meiner Seele, und doch werde ich siegen. Ich nahm mir vor, die Demütigungen zu tragen, zu thun, als ob mir keine andere Stellung gebühre. Ich redete noch einmal freundlich mit Rosalie; als

sie bemerkte, daß ihre Mama in lebhafter Unterhaltung war, erwiderte sie meine Freundlichkeit. Sie erzählte mir, daß auf übermorgen die Reise nach Berlin festgesetzt sei, sie aber wünsche hier zu bleiben, wolle mit uns leben. Herr von Schaffau unterbrach uns, er trat mit dem fremden Herrn zu uns, er stellte ihn mir vor. Ich hörte, daß Graf Roden meine Bekanntschaft zu machen wünsche, weil er ein Freund meines seligen Vaters war; er kannte auch die Tante und meine selige Mutter, er erzählte mir viel, ich freute mich sehr. O du liebe Tante, damals mag es anders gewesen sein, als jetzt. Graf Roden ist der erste in diesen vornehmen Kreisen, der wahrhaft unbefangen und wohlwollend gegen mich ist. Er hat mich nach meiner Heimat gefragt, jede Kleinigkeit schien ihn zu interessieren, Trinchen und Jakob waren ihm bekannte Personen. Obgleich ich manches Traurige und Wehmütige zu berichten hatte, war ich sehr aufgelegt. Graf Roden fragte mich, ob ich nicht die Bekanntschaft des Onkels Hofmarschall und seiner Familie machen möchte; er wollte mich zu ihnen führen. Er sagte sehr schmeichelhafte Dinge dabei. Ich ward verlegen. Weiß er nicht, daß ich hier Gouvernante und in abhängigen Verhältnissen bin? Lucie kam jetzt. Sie bat mich dringend, zu kommen, die kleinen Gäste waren da; ich mußte nötige Anordnungen treffen. Hier oben saß ich über eine Stunde in Gedanken vertieft, ich stellte die Kinder an ihre Arbeit, an ihr Spiel, aber wie im Traum, ich saß am liebsten im Epheufenster. Das waren verführerische Gedanken, der Onkel, die Residenz, neue Freunde! Könnte mich hier etwas halten? nein nichts. Wenigen ist meine Nähe lieb, vielen zuwider oder gleichgültig. Würde die Welt aber dort anders sein? und die Menschen? Ich sann und sann und überlegte. Ach nein, gewiß nicht, freundliche und unfreundliche wird es dort geben, ganz wie hier. Und hatte ich nicht manchem jetzt in meinen Gedanken Unrecht gethan? O es ist

schön hier, die liebe Pfarre, mein Zimmer, der Garten, das alte Schloß, die gute Tante und — meine liebe Lucie, könnte ich wohl fort von dir? gewiß nicht! — Der Rausch war vorbei, mir war sehr wohl in meinem Kinderreich, ich sah mit ruhigem Herzen die Gesellschaft dort unter mir am Garten hinfahren. Ich setzte mich zu den neuen Farben und zum Plettenhaus, ich dachte: ob wohl Herr von Schaffau noch wünschen wird, es zu haben? In dem Augenblick öffnete sich leise die Thür hinter mir, er selbst trat ein. Er sollte mich bei der Arbeit nicht treffen, ich schob das Blatt unter, ich Thörin. Er nahm es hervor und sagte, er freue sich, daß ich mein Versprechen nicht aufgegeben; er erbot sich, mir jetzt zu zeigen, wie er mit den Farben male. Ich versuchte es auch, er war sehr nachsichtig und geduldig, und als er aufstand, mich zu verlassen, war es mir, als müßte ich mit ihm reden, als müßte ich ihn bitten, mir stets den Grund seiner Unzufriedenheit zu sagen, mich nie in Ungewißheit zu lassen, oder mir aufrichtig zu sagen, ob er an meine Stelle doch jemand anders wünsche. Ich stand zögernd, er auch, meine Gedanken hat er mir angesehen, er sah mir tief in das Herz, reichte mir die Hand und sagte: Liebe Lulu, ich soll sie gewiß um Verzeihung bitten, und Sie haben recht. — Das kam mir zu überraschend, ich wandte mich schnell zum Fenster. Sollte alle die Unruhe, die ich gefühlt, ohne Not gewesen sein? Herr von Schaffau trat schweigend zu mir und ich wußte nichts zu entgegen. Unten fuhren die Wagen wieder den Parkweg entlang, Herr von Tülßen sah nach mir, ich fuhr erschrocken zurück. Herr von Schaffau aber verließ das Zimmer, ohne eine Antwort von mir zu erlangen. Es war sehr kindisch von mir, ich hätte ihm wohl nachgehen müssen, doch umringten mich die Kinder. Ich habe mit den Kindern gegessen und gespielt und endlich die Sache beigelegt. — Ich soll ihm verzeihen! Und bin ich ihm damit nicht sehr lebhaft entgegen

gekommen, mag es ihm eine Warnung für künftig sein, daß er seine Launen besiegt und nicht einen Tag freundlich, den andern Tag unfreundlich ist. — Die Festtage sind nun hin, ich bin nicht zufrieden mit mir. Ich war viel bewegt und zerstreut: die Zeit vorher war viel schöner, ich erwartete so viel von den Tagen.

27. Dezember.

Wir machen noch Ferien heute. Früh schrieb ich an die Tante. Der äußeren Begebenheiten waren so viel, daß der Brief lang wurde. Viel Erfreuliches hatte ich zu berichten, wie wird meine vervollständigte Toilette sie erfreuen. Meine Konfektsachen habe ich eingepackt, Bollberger nimmt es morgen mit zur Bahn. Spazieren war ich nicht, ich habe gemalt, das Bildchen sollte fertig werden, ich glaubte es vielleicht Herrn von Schaffau noch vor der Abreise geben zu können. Zu Mittag schmückte mich Sofie mit dem Goldbraunen und mit Orangeblüten, es war zum Abschied Gesellschaft, die Grauburger und andere kamen. Mit ruhigem, festen Sinn ging ich hinunter; wie die Welt gleich anders aussieht. Herr von Tilsen sollte gewiß nicht wieder triumphieren, obgleich Frau von Schlichten wieder so auffallend unartig gegen mich war, daß ich fürchte, sie legt es darauf an, mich aus dem Hause zu haben. Lucie sah mich mitleidig und zugleich bittend an, ich konnte ihr heiter die Stirn küssen, sie verstand mich. Morgen reisen sie alle fort, sagte sie tröstend. Ich war sehr erstaunt und verlegen, als Graf Roden mich zu Tische führte, ganz oben an der Tafel mußte ich Platz nehmen, Herr von Schaffau war mein zweiter Nachbar. Wie immer jetzt, betete er laut das Tischgebet, ehe wir uns setzten. Ich sah jetzt auf, Frau von Schlichtens durchbohrende Blicke ruhten auf mir, sie schien sehr erzürnt, flüsterte im Niedersitzen mit Frau von Ramberg, die ein ebenso entsetztes Gesicht machte. Mir ward bange. Ich konnte hier nicht bleiben, ich bat, meinen alten Platz neben

der verlassenen Lucie nehmen zu dürfen und wollte mich entfernen. Graf Roden sah mich verwundert an, Herr von Schaffau aber, der wunderbar genug meine Gedanken immer durchschaut, befahl mir fast zu bleiben. Er blickte mit einem feinen Lächeln nach den Damen und bemerkte ziemlich laut: daß Lucie zwar sehr sehnsüchtig nach mir ausschauete, sich aber heute begnügen müsse. Frau von Schlichten hatte meine Bewegungen bemerkt, sie wurde rot, sie hatte meinen guten Willen gesehen, ich war nun ruhig. Graf Roden sprach viel mit mir; sein Wesen erweckte immer mehr mein Vertrauen. Ich erzählte ihm viel von Haus, die Erinnerungen an mein Heimatleben machten mich lebendig, und als wir aufstanden, wußte ich nicht, wie mir die Zeit vergangen. Nach Tisch berührte es mich unangenehm, daß er Herrn von Tüllsens Bravheit und Freundschaft für mich erwähnte. Herr von Tüllsen hat ihm erzählt, daß es hier traurig geht, er hat mit starken Farben aufgetragen, ich fürchte, es ist auf seine Anregung, daß Graf Roden mir den großmütigen Vorschlag machte, einige Zeit in seinem Haus als Freundin seiner Tochter zu sein; auch für die Tante soll gesorgt werden. Herr von Tüllsen wohnt in derselben kleinen Residenz, er scheint seine thörichten Gedanken nicht aufgegeben zu haben. Graf Roden habe ich so viel als möglich seine Ideen auszureden gesucht, ich habe ihn versichert, daß ich mich nicht von Lucie trennen würde, wenn man mich nicht fortschicke; habe ihn versichert, daß ich mich nicht glücklich in einer Residenz fühlen würde, daß ich Stille und einsames Landleben gewohnt sei und bei weitem vorziehe. Die andern hatten angefangen zu tanzen, Herr von Tüllsen forderte mich dringend dazu auf. Gewiß um Frau von Schlichten zu ärgern, that er es, als ich mich ganz in ihrer Nähe befand. Er scheint ganz mit ihr gebrochen und mit den Graubergern angeknüpft zu haben, er geht heute mit ihnen. Er bat mich, wenigstens unten zu bleiben; ich entgegnete, daß ich versprochen, jeden Abend mit

Lucie zu sein, und zeigte ihm, wie sie meiner harrend an der Thür stand. Frau von Schlichten sagte jetzt zu meiner Bewunderung einige freundliche Worte zu mir: sie freue sich über des Kindes Liebe zu mir und lasse Lucie ruhig unter meiner Obhut hier. Ich weiß nicht, was dahinter steckt, will es auch nicht erforschen; es ist ja gut, wenn sie freundlich ist. Graf Roden nahm sehr freundlich Abschied, er will den Onkel Hofmarschall von mir grüßen. Als ich Herrn von Schaffau fragte, ob er auch früh reise, sagte er, daß er mich jedenfalls noch vorher sprechen würde. Lucie war noch kurze Zeit in meinem Zimmer, wir haben Pläne gemacht für das kommende Vierteljahr, Herr von Schaffau hat uns die Armenpflege in seiner Abwesenheit übertragen. Bollberger bleibt hier, — als Aufpasser, scherzte Tante Zulchen, sie fürchtet ihn nicht mehr. Rosalie darf nicht bleiben, sie möchte wohl; aber ihre Gedanken bleiben.

28. Dezember.

Schon vor der Andacht kam Herr von Schaffau, er fragte nach Tante Zulchen, sie war noch nicht hier. Er hat zum erstenmal lange und vertrauensvoll mit mir gesprochen, es ist alles gut, er ist mir nicht böse, er hat mich mit sanften, liebevollen Worten ermahnt und getröstet; ich soll aushalten und freudig meinen Weg gehen, wenn es not thut, will er mir zur Seite stehen. Ich war sehr bewegt von seiner Güte. Lucie trat ein, er zog sie sanft zu sich, ermahnte sie, mir zu folgen. Ich habe es zwar nicht nötig, sagte er lächelnd, sie ist Ihnen mehr als mir gefolgt, ich könnte fast eifersüchtig werden. Lucie versicherte zärtlich, sie habe ihn jetzt weit mehr lieb als früher, auch Tante Zulchen und alle Menschen. Er sei ihr lieber Onkel und möchte nicht so lange von uns bleiben. Wünschst du das wirklich? fragte er. Das wünsche ich, entgegnete sie: und Zulu auch, nicht wahr? Gewiß, sagte ich. Er hat es mir wohl angesehen, daß ich es aufrichtig meinte. Tante Zulchen

trat ein, auch Sofie, wir hatten noch nicht die Morgenandacht gehalten. Herr von Schaffau fragte, ob er bleiben dürfe, auch Tante Zulchen setzte sich in die Sofaede, ein Zeichen, daß sie bleiben wolle. Ich war erst bange und fühlte mich sehr schwach, doch gewann ich bald Mut und Freudigkeit. Alle Thorheiten und Schwächen, die mein Herz in diesen Tagen auf- und abgetragen hatten, waren verweht, ich fühlte eine innige Gemeinschaft mit denen, die bei mir waren, die mir so lieb und teuer sind. Ich habe mit ihnen gebetet und für sie gebetet aus ganzer Seele. Hätten wir jeden Morgen so zusammen gebetet, da würde es anders gewesen sein. Herrn von Schaffau habe ich oft verkannt. Nachdem die Wagen fortgerollt waren, ging ich noch einmal in die leeren Zimmer unten. Ich überdachte die Stunden, die ich hier verlebte, mit einer schwermütigen Stimmung mußte ich kämpfen, ich hatte mir viel Vorwürfe zu machen. Viel eitle und thörichte Gedanken hatte ich hier gehabt, war lässig und saumfelig in meinem Beruf, gegen Thekla hätte ich wärmer und liebevoller sein, um Rosalie mich mehr bekümmern können. Ich setzte mich in mein Lieblingsfenster, hier fand ich Handschuh und Cigarrentasche von Herrn von Schaffau. Ich zog die Gardiene vor und träumte, das Geräusch und Schwirren der Gesellschaft zu hören. Es war aber still und blieb still. So fand mich Bollberger. Er kam, die Reste des Frühstückes und anderes fortzuräumen, ich gab ihm seines Herrn Sachen. Nun liebste Fräulein, sagte er, prägen Sie sich noch einmal ein, wie toll es hier hergegangen ist, so etwas passiert hier nicht wieder. Mit dem alten Jahr fegen wir den alten Unrat aus, es geht hier nicht mit der halben Wirtschaft, — entweder oder. Der Herr hat gethan, was er konnte, aber das Herz seiner Schwester ist ihm verschlossen. Jetzt führt er sie in Berlin in Kreise, die vielleicht mehr auf sie wirken können, als er es vermochte, er findet da noch andere Kräfte. Hoffentlich kommen sie nicht viel wieder her,

und wir, wie gesagt, wir fegen den alten Schmutz hier aus den Räumen, der Herr mag das Herz der Schwester fegen. — Ich habe mit Vollbergern noch manches gesprochen, er ist mir sehr lieb. Es ist gut, daß er bei uns geblieben ist. Heute abend trank Tante Zulchen mit mir und Lucie hier in meiner Stube Thee, ich fing an vorzulesen, Tante Zulchen schlief bald ein und schnarchte laut, sie hat den Tag über viel zu ordnen gehabt, und ist noch nicht fertig.

29. Dezember.

Wir haben die Tante noch nicht viel gesehen, sie hat noch im Haus zu schaffen. Es freut mich, daß wir Erlaubnis haben, das große Frühstückszimmer zu bewohnen, der herrliche Flügel steht darin. Herr von Schaffau wünscht, daß mir mit Pastors Umgang haben, Tante Zulchen hat nichts dagegen. Um unfertwillen, sagte sie, will sie die ganze Kinderkribbelei hier zuweilen traktieren. Die Frau Pastorin kann dazu die Weihnachtshaube aufsetzen, ihre Höflichkeit wird der Tante nicht unangenehm sein, ich werde ihr vorher noch guten Rat geben. Mit diesen Zwischentagen ist nicht viel anzufangen, mir kam Lust zur Langeweile an; weil ich an Lucie Gleiches bemerkte, habe ich meine überwunden. Ich machte mit Lucie einige Besuche bei alten Leuten, um das Amt, das Herr von Schaffau uns übertragen, sogleich anzutreten. Wir wollen niemand etwas schenken, ohne ihn besucht zu haben. Die alte Sandermann bedarf eines wollenen Rockes, das soll nach Neujahr unsere erste Arbeit sein. Wie sehr die Leute sich über solchen Besuch freuen, habe ich heute wieder gesehen, er ist ihnen fast so lieb, als die Gabe selbst. Wenn doch die vornehmen Leute wüßten, wie viel Trost sie ihren armen Brüdern und Schwestern nur durch Liebe und Teilnahme bringen könnten, wie könnten sie wuchern mit den Vorzügen, die der Herr ihnen durch ihre Stellung in der Welt gegeben. Trinchen hat mir das oft gesagt. Sie verlangt es besonders

von den jungen Mädchen; Frauen haben meistens durch Kinder und Haushalt ihren Beruf. Ich habe mit Lucie so gesprochen, sie nimmt das gern an, sie sagte sogar heute, sie begreife jetzt, warum der liebe Gott sie häßlich gemacht und ihr die Liebe der Menschen nicht geschenkt, damit sie möchte ihn desto mehr lieben und nicht mit der Welt leben. Wir haben dann sehr traulich in meinem Zimmer gegessen; Lucie beschloß, den Tag an den Dunkel zu schreiben, sie hat ihm eine Art Tagebuch versprochen.

1. Januar.

Die Sonne scheint hell am Himmel, ihre Strahlen blitzen auf der weißbeschnitten Erde. Auch in meiner Seele ist es hell und licht und strahlend.

1. Januar.

Lulu an Trinchen.

Liebes Trinchen! Dein Brief könnte mich betrübt machen, die Krankheit der Tante mich ängstigen. Habt Ihr wieder Not? O sprich deutlich, ich bin Armenpflegerin, und bin ich nicht selbst reich? Ich lasse mir im voraus geben; wenn Du wünschst, kann ich Dir fünfzig Thaler schicken. Ist es nicht wunderbar, daß ich armes Mädchen zu so guten Leuten kam, die so gütig gegen mich sind? O liebes Trinchen, ich habe nicht genug zu danken, Ihr aber auch für mich. Die Tante ist kränker, aber sagst Du nicht selbst, sie sucht jetzt Frieden? Ist das nicht eine große Gnade? Liebes Trinchen, schreibe mir bald einen freudigen Brief, alle Not, die Euch drückt, will ich wissen. — Schreibe mir voll Glauben und Zuversicht, wie ich es an Dir gewohnt bin.

Deine treue Lulu.

Lulu an die Tante.

Meine innig geliebte Tante! Könnt ich jetzt an Deinem Bett sitzen, o ich wollte Deine Hände küssen, Deine Wangen

Rathstus.

8

lieblosen, ich wollte Dich pflegen, daß Du bald gesund würdest. Ach nein, das thut Trinchen schon. Wie schnell werden die wenigen Wochen hingehen, dann ist es Frühling, dann kann ich Euch Lieben besuchen. So lange will ich Dir viel Briefe schreiben, will plaudern, als ob ich bei Dir säße, und Dir die Zeit vertreiben. Meine Weihnachtsbriefe habt Ihr jetzt, Du wirst Dich sehr gefreut haben, wie gut es mir geht. Wißt ich nur für Euch mehr zu thun, ich kann es ja. Hierbei schicke ich den grünen Terneaux für Dich zu einem weichen Oberrock, wenn Du wieder aufstehst. Deine alten sind zu dünn, bitte nimm ihn, ich habe nichts nötig; mein blaues Kleid hält reichlich bis zum Frühling, dann giebt es Sommerkleider. Die Einsamkeit behagt mir, Tante Zulchen ist sehr liebreich. Ich bin glücklich, unaussprechlich glücklich. Möchtest Du Dich davon überzeugen! möchtest Du keine Sorge um mich haben. O liebe, teure Tante, ich bin sehr reich und glücklich. Behalte Deine Lulu lieb, die gern ihre Hände möchte unter Deine Füße breiten.

8. Januar.

Das war heut ein frisches Vergnügen. Linchen mit vier Geschwistern, Lucie und ich und Herr Heber, wir sind Schlitten gefahren, den Lindenberg hinunter, das war ein Uebereinandergepoltere der Kleinen, Herr Heber und ich hatten nur immer aufzurichten und zu trösten, und doch wollte das kleine Volk nicht ablassen. Endlich als die Nasen gar zu rot und die Hände zu steif wurden, gingen wir hinein. Die Frau Pastorin erquickte uns aus der großen Kaffeekanne, dazu Honigbröte, unser Appetit war nicht gering. Ich bin täglich wenigstens eine Stunde hier, um zuzuschneiden, einzurichten, zu überlegen, bald werde ich durchgedrungen sein, in Schränken und Kommoden sehe ich Ordnung und sehe alles Nötige. Die Frau Pastorin ist sehr dankbar, die Kinder lieben mich, und

mir ist sehr wohl in dem lieben Haus. Binchen hilft uns in der Nähsschule, wir hatten sie heut zum zweitenmal, die Kinder sind noch sehr ungeschickt, nicht so zum Singen. Auch mit Leuten im Haus hatte ich vorgestern Singstunde, Sofie wirbt einen nach dem andern zur Morgenandacht, und sie kennen nur wenige Kirchenlieder.

16. Januar.

Es war eine Lust, als wir heute die silberne Theemaschine auf das feine Gedeck setzten, dazu Kuchenwerk und Feinheiten. Bollberger führte den Herrn und die Frau Pastorin, Herrn Heber und Binchen und Mariechen sehr achtungsvoll und feierlich in das wohlburchdustete Gesellschaftszimmer. Die Frau Pastorin war zu meiner Freude gar nicht verlegen und Tante Sulchen sehr vertraulich. Lucie und ich machten die Wirtinnen, wir haben den Kuchen gebacken und den Thee gekocht. Der Herr Pastor hat uns fast ganz allein unterhalten, ich freute mich, wie die Tante mit so großer Aufmerksamkeit zuhörte, sie findet ihn sehr geistreich. Es thut mir aber leid, daß sie sich über Herrn Heber lustig macht. Nicht um seinetwegen, ihm thut das nichts, nur ihretwegen, — und wegen Lucie, ihre Liebe und Achtung für die Tante muß geringer werden, wenn sie das hört. Ich werde sie recht herzlich bitten, das nicht zu thun. Herr Heber ist ein treuer Mensch, das will viel sagen.

20. Januar.

Herr von Tülsen ist sonntäglich hier zur Kirche, er besucht Pastors, auch macht er der Tante zuweilen einen kurzen Besuch. Ich kummere mich nicht um ihn. Möchte er es nur aufrichtig mit sich und dem Herrn Pastor meinen.

24. Januar.

Es hat in der Nacht sehr geschneet, der alte Berber konnte nicht kommen und sein Essen holen, ich ging mit Sofie

gegen Abend hin. Er liegt im Bett, niemand ist um ihn. Wenn die Kälte anhält, wird unser Holzbedarf nicht reichen. Ich sprach mit dem Gärtner, er hat große Haufen trockener Aeste aus den Bäumen geschnitten, ich glaube, wir könnten dies Holz, ohne den Herrn zu fragen, verschenken.

28. Januar.

Die Kälte wird immer strenger, wir müssen jetzt täglich für die Armen kochen. Auch stehen viele Kinder seit gestern hungrig und frierend vor der Schloßküche, der alte Koch giebt ihnen die Aeste, doch reicht es nicht. Er kochte gern für sie; aber Christine, die Küchenmagd, beklagt sich über die Arbeit, die ihr daraus erwächst. Lucies Eifer für die Kochstube schien auch nachzulassen. Sofie könnte es wohl thun und für die Alten kochen, doch soll es Lucie nicht nur zur Unterhaltung thun, sie soll es aus Barmherzigkeit thun und soll Opfer bringen. Ich sagte aber nichts. Gegen Abend, als der Schnee wieder leise niederfiel, forderte ich sie auf, mich in das Dorf zu begleiten. Sie fürchtete sich vor der Kälte, doch nahm sie Muff und Pelz und folgte mir. Wir gingen zur franken Grossen. Sie lag im Bett, ein kleiner Junge legte einige Reisfer auf verglimmende Kohlen, die Stube war sehr kalt. Zwei kleine Mädchen hockten an der Erde, das kleinste Kind lag im Bett. O der harte Winter! Klagte die arme Witwe, den letzten Groschen haben wir für Holz hingegeben, jetzt haben wir auch kein Brot. Ich unterhielt mich mit ihr, Lucie hörte schweigend zu. Darauf führte ich sie zum alten Werder, sein Ofen war ganz kalt, doch war er zufrieden, seine Hilfe ist das warme Essen, das ihm das liebe junge Fräulein Lucie jeden Mittag selbst kocht. Er flehte des Herrn Segen auf Lucie herab. Lucie weinte, ich verstehe ihre Thränen, sie fühlte ihre Laueheit. Als ich sie beim Herausgehen sah, diese beiden Häuser täglich selbst zu besuchen und nach allem.

Nötigen zu sehen, schlang sie die Arme um mich und küßte mich. Wir haben heute abend einen Plan gemacht. Tante Zulchen, Lucie, ich, Sofie und Vollberger haben uns in die franken und notleidenden Familien geteilt, die wir besuchen müssen. Der Schnee knirscht, dicke Eisblumen sitzen an den Fenstern, wir sollen 18 Grad Kälte haben.

31. Januar.

Lucie ist unermüdblich in ihren Hausbesuchen, sie näht auch für ihre Pfleglinge und kocht und sorgt mit großer Treue. Wie wohl ist mir bei diesem thätigen Leben, wie viel frischer ist mir das Herz, müßig und zerstreut dahin gehen macht viel Pein, das habe ich erfahren.

4. Februar.

Tante Zulchen und Lucie müssen das Zimmer hüten, sie haben beide rauhen Husten. Ich übernahm ihre Hausbesuche. Eifriger Nordwind und Schneegestöber hinderten mich fast zu gehen. Der Herr Amtsverwalter und der Gärtner haben mir sehr gültig Bahn fegen lassen bis zum Oberdorf. Auf dem Rückweg sprach ich bei Pastors vor, sie saßen alle zusammen in der kleinen Studierstube, auch die Wiege stand darin, man konnte sich kaum umwenden. Aber fröhlich sahen sie alle aus, der Herr Pastor an der Spitze. Als es dämmerte, trat ich den Rückweg an, ich litt es nicht, daß mich jemand geleitete. Es war grauig außen, der Wind segte durch die kahlen Bäume und über die öden weißen Flächen, dann wieder trieb er mir dicke Schneewirbel in das Gesicht. Im Portal empfing mich Vollberger und schalt mich fast, daß ich ausgegangen und Tante Zulchen kam mir sehr vorsorglich mit warmem Thee entgegen. Es ward dunkel, der Wind brauste immer mehr. Wenn jemand außen wäre, müßte er umkommen, sagte ich, der Schnee verweht die Wege, und der Wind ist so, daß

dem Wanderer der Atem vergeht. Da sich meine Phantasie mit solchen Bildern beschäftigte, war es mir öfter, als ob ich das Klappeln eines Wagens hörte. Erwarten Sie jemand? fragte Tante Zulchen scherzend, als sie mein öfteres banges Lauschen bemerkte. Da tönte ein Posthorn und schnell fuhr ein Wagen über die Brücke auf den Schloßhof. Wir sprangen erstaunt auf, ich allein aber durfte das Zimmer verlassen, ich lief nach dem Portal. Er war es, Herr von Schaffau, in Pelz und Schnee gehüllt, begrüßte er mich freudig. Ich weiß nicht, ob meine Freude oder meine Teilnahme für sein Erfrorensein größer war, ich ging ihm voran in das Zimmer, Lucie aber kam mir schon entgegen. Es war ein großer Jubel, und wir haben alles gethan, ihn zu erquicken. Lucie saß dann auf einer Fußbank zu seinen Füßen. Du lieber Dunkel, wir sind sehr glücklich, daß du hier bist, sagte sie zärtlich. Wir? fragte Herr von Schaffau scherzend und sah auf uns. Ja wir, mein lieber Friedrich, sagte Tante Zulchen treuherzig und klopfte ihm auf die Schulter. Es ist das erste Mal, daß ich sie ihn beim Taufnamen nennen hörte. — Es ist mir so lieb, daß ich wieder Licht im Türmchen sehe. Er hat uns nicht viel von der Stadt erzählt, wollte nur von hier hören, Tante Zulchen hat ihm berichtet. Aber Rosalie hat mir einen langen Brief geschrieben. Herr von Tilsen ist seit einigen Tagen dort, er hat sich mit ihrer Mama ausgeföhnt. Rosalie traut ihm nicht, warnt uns vor ihm. Ich weiß nicht, was er von uns hier erzählt hat, Herr Heber ist auch dazwischen, ich verstehe es nicht, aber wahrlich, es ist mir sehr gleichgiltig. — Das ganze Haus war am nächsten Morgen zur Andacht versammelt, ich fühlte, daß Herr von Schaffau jetzt mein Amt übernehmen müsse, er that es, zum erstenmal in so großer Versammlung. Ich habe dem lieben Herrn sehr dafür gedankt. Ich dachte an den ersten Sonntag, wo ich in denselben Räumen gesungen habe: „Nun bitten

wir den heiligen Geist.“ Ich habe es heute gesungen, das war anders, als damals. Nach dem Frühstück hatte Tante Zulchen mit mir gesprochen, ich weiß nicht recht den Zweck. Sie bat mich, offenherzig zu sein, ich habe ihr nichts zu verheimlichen. Sie forschte, ob ich wirklich die Absicht habe, Herrn von Tüllsens Hand auszuschlagen; ich entgegnete, daß die Sache längst vorbei sei. Sie stellte mir ernstlich vor, ob ich nicht mein Glück verscherzt habe, ob ich mit der Zeit es nicht bereuen würde. Ich konnte sie darüber beruhigen. Sie deutete mir an, daß er mein größter Feind sein würde, er würde mich verleumden, er suche mir zu schaden, sie glaube gewiß, er suche mich hier aus dem Hause zu bringen. Auch das kam mich nicht beunruhigen. Womit sollte er mich verleumden? Mein Leben liegt offen vor allen Leuten. Tante Zulchen tadelt meine Sorglosigkeit, ja als ich es nicht begreifen wollte, in welcher Weise man mich verleumden könne, zog sie eifrig ihrer Schwägerin Brief aus der Tasche und las ungefähr so:

„Das Mädchen ist sehr schlau, schlauer als Ihr denkt. Willst Du mir das nicht glauben, liebe Julie, so prüfe selbst. Beherrscht sie nicht jetzt schon alle ihre Umgebungen? Ich höre, daß man sie im Haus und im Dorf als Gebieterin betrachtet; ich finde es, wie ich ihr Wesen beobachtet habe, sehr natürlich. Ich nenne es: eine alles an sich reizende Natur. Sie thut es natürlich nicht mit Gewalt, darin besteht eben ihre Schlaueheit, sie thut es im Scheine der Liebe und Leutseligkeit. Prüfe, wie weit du selbst unter ihrem Pantoffel stehst. Rosalie spricht förmlich mit Sehnsucht von ihr, selbst Thekla versichert, daß ich ihr Unrecht thue. So bin ich die einzige, die mit klarem Auge sie beurteilt, — ich nehme Friedrich aus, der bis jetzt wenigstens noch nicht von ihr getäuscht zu sein scheint, wenn auch Herr von Tüllsen das anzudeuten sucht. In einem verstehe ich sie nicht: warum sie

Herrn von Tülßen so lange in Ungewißheit läßt. Der alte Thor glaubt wirklich ihren gottseligen Worten von Armut und Reichthum. Ich aber wünsche ihr von Herzen, daß ihre Schlaueheit sie irre führt und er sie aufgibt.“

Ist es möglich! sagte ich, nachdem sie zu Ende gelesen. Ja mein Kind, es ist möglich, und noch mehr, entgegnete Tante Zulchen. Ich wollte Ihnen nur beweisen, daß Sie nicht klüger sind als alte Leute, damit Sie mir glauben. Als sie sah, wie sehr niedergeschlagen ich war, suchte sie mich zu trösten. Gehen Sie ruhig Ihren Weg und lassen Sie Ihr Herz nicht verbittern, sagte sie. O nein, gewiß nicht, es soll mir immer mehr eine Mahnung sein, der Liebe Schein abzulegen und ihr Wesen anzunehmen, sagte ich. Wenn nur Frau von Schlichten erst wieder hier ist, will ich sie von meiner Aufrichtigkeit zu überzeugen suchen, gewiß, mit des Herrn Hilfe wird es mir gelingen. Und versichern Sie sie, daß ich nie Herrn von Tülßen meine Hand reichen werde, und daß ich es ihr zeigen möchte, wie es mir Ernst mit meinen Worten sei, wenn ich auch in großer Schwachheit mit dem Thun immer zurückbleiben würde. — Tante Zulchen umarmte mich zärtlich. Meine Schwägerin ist klug, aber ich bin klüger, meine Menschenkenntnis ist nicht geringer, sagte sie. Sie hat mich zugleich, ihr immer mein Vertrauen zu schenken. Könnten Sie wirklich das Leben in einer beschränkten Pfarre einer glänzenden Stellung vorziehen? forschte sie. Gewiß, entgegnete ich. Und Herr Heber? unterbrach sie mich zögernd. Ich mußte herzlich lachen. Gehört Herr Heber in eine jede Pfarre? der gute Herr Heber. Tante Zulchen lachte mit. Ich habe es mir gleich gedacht, die Menschen wissen nicht, was sie wollen, aber gestehen Sie, hat Ihr Herz noch nie etwas Besonderes gefühlt? Ich wurde zwar rot, aber ich konnte ihr sagen, daß ich nie thörichte Gedanken gehegt. Wenn sie vor der Seele vorüberfliegen, kann ich es nicht recht wehren,

aber ich gebe ihnen keinen Raum darin. So wollen wir das Faß zuschlagen, scherzte sie; bleiben Sie hübsch bei uns, die Ungewitter werden sich verziehen. Wir wurden beide sehr vergnügt und scherzten mit einander über der Menschen wunderliches Treiben. Ich kann nicht sagen, daß mich der Brief bange machte; ich will getrost und unbekümmert weiter gehen. Herr von Schaffau verlangte, mich auf meinen Wanderungen zu begleiten. Ich führte ihn zu den Bedürftigsten. Weil der Winter so anhaltend streng ist, sind kinderreiche Familien darunter, deren Hausväter arbeitsfähig sind, denen Arbeit aber fehlt. Herr von Schaffau war mit unsern Einrichtungen zufrieden, lobte besonders des Herrn Pastors praktische Ratschläge. Auf dem Rückwege sprachen wir in der Pfarre vor. Es war mir sehr unlieb, Herrn von Tülsen dort zu finden. Er hatte den Kindern viele Spielsachen aus der Stadt mitgebracht und that, als ob er der beste Freund des Hauses sei. Von den Eindrücken des Briefes erfüllt, habe ich ihm deutlich meine Gesinnung zu zeigen gesucht, ich wünsche dringend, daß er meinethwegen in dieser Gegend nicht mehr weilt. Der Herr Pastor erinnerte ihn selbst an den Rückweg, es dämmerte, und der Wind trieb schon wieder einzelne Schneehüschchen vor sich hin. Herr von Tülsen nahm sehr freundlich Abschied von den Pastorsleuten, dann wandte er sich zu Herrn von Schaffau, sagte leise mit großer Ironie und Bitterkeit: Ich räume Ihnen das Feld. — Herr von Schaffau entgegnete nichts, er sah ernst und ruhig aus. Auf dem Rückwege ging er schweigend neben mir, der Wind trieb uns oft den Schnee so heftig entgegen, daß er sich schützend vor mich stellte. Steuern Sie nur so tapfer gegen alle Unwetter, die Ihnen entgegenkommen, sagte er halb scherzend, als wir in das Portal traten. Das war nicht schlimm, entgegnete ich. Schlimm ist nichts, fuhr er fort, es ist alles so, wie wir es ansehen; aber oft sind wir schwach und sehen an-

derer schwachen Menschen Treiben für schlimme Trübsale an. Ich dachte an Herrn von Tilsen, an Frau von Schlichtens Brief und Verleumdungen und ähnliche Dinge. Mir können sie nicht schaden, sagte ich dann laut; er schien sich dieser Zuvorsicht zu freuen. Gestern hatte er den ganzen Tag Geschäfte, das Wetter ist etwas milder, Lucie konnte mich auf meinen Besuchen begleiten. Den Abend saßen wir sehr traulich unten im Versammlungszimmer, Pastors waren eingeladen. Tante Zulchen war sehr heiter, und Lucie in der Hoffnung, daß der Dunkel in kurzer Zeit zurückkehren werde. Ich besorgte den Thee, reichte Herrn von Schaffau eine Tasse, die Zuckerdose dazu. Er nahm drei der größten Stücke, darauf wandte ich mich mit der Dose fort. Ich bitte mir noch eins aus, sagte er und fügte hinzu, daß er in den Tagen nicht gewagt habe, den Thee süß zu machen, heute zum Abschied bäte er um diese Vergünstigung. Tante Zulchen lachte sehr, warnte ihn, seiner Schwester das nicht zu sagen, die schon behauptete, daß ich Haus und Dorf regiere. Herr von Schaffau versicherte ziemlich ernst, daß seine Schwester nicht Unrecht habe, und auch Pastors stimmten ihm scherzend bei. Der Herr Pastor sagte, daß er sich sogar verwahren müsse, daß ich ihm nicht in sein geistliches Amt greife; im Hause würde mir die Herrschaft nicht mehr streitig gemacht. Sie knüpften daran zwar große Freundschaftsversicherungen, doch habe ich mich etwas verletzt gefühlt und werde sehr auf meiner Hut sein. Und Herrn von Schaffau werde ich wirklich das Zuckernehmen ganz allein überlassen. Beim Gutenachtgagen war ich gegen alle freundlich, weil ich mir vorgenommen, am Tagesluß niemand zu zürnen. Es könnte einer oder der andere die Nacht sterben; sollen wir nicht immer auf unserer Hut sein? — Heute morgen ist er abgereist, wir sind wieder allein. Nach so angenehmen Tagen tritt eine gewisse Stille ein, wir scheinen das alle drei zu fühlen.

15. Februar.

Lulu an Trinchen.

Liebes Trinchen. Ich adressiere den Brief an Dich, damit Du diesen Zettel vorher herausnimmst. Sage mir offen, was Euch Sorge macht, Dein letzter Brief ist schwer zu tragen. Geld zum täglichen Bedarf, sagst Du, fehlt Euch nicht, ich schicke Euch dennoch zehn Thaler mit. Die Tante ist nicht fränker als alle Winter, was ist es nun? Heimliche Feinde habt Ihr? ich habe hier wohl manche, was sollten die Euch aber thun? Ich verstehe Dich nicht und verlange Wahrheit. Ist Dein Mut schwach geworden? O so will ich in großer Zuversicht zu Dir reden. Der mächtige Herr Gott ist unser lieber, lieber Vater. Diesen Sonntag beginnt die Fastenzeit, sie ist mir immer so lieb, so reich und still, — trauernd und harrend, dazwischen lichte Tage, Ahnungen des Frühlings, der großen Auferstehung. Wir üben jetzt das schöne Lied: „Ein Lämmlein geht und trägt die Schuld.“ Nun lebe wohl.  
Deine treue Lulu.

22. Februar.

Es weht eine milde Luft, der Schnee sinkt zusammen, neue Hoffnung belebt die Herzen der armen Leute. Sofie beklagt es fast, daß Kochen und Schaffen und Fürsorgen sehr aufhören wird. Ich stellte ihr heute vor, und mir zugleich, daß es das Thun nicht allein ist, ja es liegt eine nicht geringe Gefahr in diesem sich zu sehr nach außen hin Wenden, die Seele bedarf hin und wieder der Einkehr, der stillen Anschauung, dazu ist die Fastenzeit schön. Der Herr Pastor hat heute in der Betstunde uns daran gemahnt.

23. Februar.

Der Herr Pastor beklagte sich heute, daß der Amtsverwalter vergangenen Sonntag Holz fahren ließ und auch morgen wieder

anspannen lassen will. Tante Zulchen nannte ihn einen alten Esel, mit dem sie sich nicht einlassen möchte. Auf Bollbergers Mahnung hat er nicht gehört; ich sollte die Sache übernehmen. Seit dem schweren Krankenlager seiner Frau ist er sehr aufmerksam gegen mich und scheut keine Mühe, mir gefällig zu sein. Der Herr Pastor erinnerte mich daran, aber doch hatte ich nicht Lust; erstens meines „Regierens“ wegen, und dann ist der Amtsverwalter ein harter Kopf, fühlt sich dabei, weil er über dreißig Jahre treu der Familie diente, und viele Jahre gewohnt war, allein zu herrschen. Die Sache war mir sehr lästig, ich wies sie ab. Gegen Abend ging ich allein an der stillen Hecke, weiche Luft wehte leise von Süden her, die Vögel hüpfen in den Zweigen, lange grüne und braune Streifen erhoben sich aus den Schneefeldern, von der Kirche drüben klang das Abendläuten. In meinem Herzen ward es unruhig, es rief mich nach dem Amtsverwalter, und ich ging auch. — Ich trat zögernd ein. Das Ehepaar saß zusammen, sie hatten eben die Nachricht von der glücklichen Ankunft eines ersten Enkelchens erhalten, ich freute mich mit ihnen. Nach einiger Zeit fragte ich: Herr Schulz werden Sie morgen wieder Holz fahren lassen? Da haben wir es! brauste er auf, dacht ichs doch, daß dort ein Komplott geschmiedet würde. Sein Gewissen war getroffen, seine Heftigkeit gab mir Mut. Halten Sie es selbst für kein Unrecht? fragte ich. Wenn ich das Holz nicht fahren lasse, so lange der Weg noch etwas fest ist, ruiniere ich Wagen und Vieh, entgegnete er wieder heftig. Ich sagte ihm, wie es mir im Herzen leid thue, wenn ich ihn so handeln sähe, da ich überzeugt sei, daß er im Herzen den lieben Gott achte und ehre. O mein Mann ist brav und gottesfürchtig, sagte die Frau, wenn er es auch anders ist, als es jetzt Mode ist. Die zehn Gebote müßten immer Mode sein, entgegnete ich ihnen. Und ob sie es für größeres Unrecht hielten, wenn einer von ihren Leuten stiehlt, mit der Entschuldigung,

seine Kinder müßten hungern, als wenn sie den Feiertag entheiligen, um die Pferde zu schonen. Schulz lächelte, seine Frau aber sagte: Das Fräulein hat Recht, und du hast Unrecht. Lassen Sie nicht fahren morgen, bat ich dringend, und kommen Sie morgen in die Kirche, ich sehe Sie so selten dort; sein Sie dem Pastor nicht immer entgegen, er meint es gut mit Ihnen und mit allen; und wissen Sie, daß Sie dadurch auch Herrn von Schaffau sehr betrüben? — Wenn ich erst darf, werde ich oft kommen, sagte die Frau. Und Sie auch, lieber Herr Schulz, bat ich weiter. Ich bin nun so alt geworden und sollte noch so neues anfangen, sagte er halb ernstlich, halb im Scherz. Je älter man wird, je höherer Ehren wird man würdig, fuhr ich fort, bis jetzt haben Sie Menschen mit Treue und Liebe gedient, nun dienen Sie dem Herrn aller Menschen. Sie kommen morgen? bat ich zum Schluß. Ihnen zu Liebe, sagte er. Mir zu Liebe? fragte ich verwundert, warum das? Weil ich Ihnen so viel zu danken habe, sagte er treuherzig. Wenn Sie mir schon so viel zu danken haben, unterbrach ich ihn eifrig, mir zu Liebe in die Kirche gehen, was müssen Sie denn dem Herrn zu Liebe thun, der hundert und tausendmal mehr an Ihnen gethan hat? — Aufrichtige Gebete haben Einfluß auf andere Seelen: ich wußte, der alte Mann war heute in der Kirche. Als ich eintrat, saß er drüben im Verwalterchor. Der Herr Pastor redete, was der Herr für uns gethan, und was wir ihm wieder thun sollen. Das paßte zum gestrigen Gespräch. Nachmittag sagte der Pastor zu mir scherzend: Bedarf es ihres persönlichen Thuns gar nicht mehr, und herrschen schon Ihre Gedanken hier um uns her? Schulz war seit dem Erntedankfeste heut zum erstenmal in der Kirche. Ich sprach meine Freude darüber aus, sagte nichts Näheres und brach das Gespräch ab. Es ist, als ob ich meiner Seele die Kraft nähme, wenn ich ohne einen heiligen Zweck über solche Dinge spreche.

2. März.

Die Luft ist lau, die Wasser fließen in Strömen, eine Goldammer singt den ganzen Tag unter meinem Fenster, dann halte ichs nicht aus und laufe nach der stillen Höhe, da höre ich die Lerchen singen hoch oben in der Luft.

4. März.

Der alte Werder scheint seiner Auflösung nahe zu sein, er ist still und freudig. Liebes Fräulein, sagte er, dort oben sehen wir uns wieder; ich gehe schlafen, Sie werden noch lange wallen; aber das Leben ist kurz, die Ewigkeit ist lang. Lucie ist sehr bewegt, sie will ihn durchaus sterben sehen, und schaut oft mehr als einmal den Tag in seiner Hütte. Die Grossen ist gesund, ihre beiden ältesten Jungen sind beschäftigt in der Ziegelei, dort wird schon gearbeitet, auch wird bald im Feld gegraben.

6. März.

Vor acht Tagen sprach ich in der Nähsschule zu den Kindern, was wir dem Herrn wohl zu Liebe thun könnten. Bei den schönen Liedern und Geschichten wollen wir es nicht bewenden lassen, wir wollten ihm unser Herz einräumen, und austräumen, was seiner nicht würdig sei. Frisch wollten wir an das Werk gehen und damit anfangen, Ungebuld, Unverträglichkeit, Scheltworte und liebloses Wesen zu vertauschen mit Sanftmut und Geduld und Demut, und bitten um einen stillen liebevollen Sinn, die größte Zierde für Mädchen und Frauen, und so ähnliches. Heute erinnerte ich sie an das Gespräch, und sie möchten sich prüfen, ob sie wohl Gelegenheit gehabt hätten, Sanftmut und Geduld zu üben. Ein kleines Mädchen, des Bäckers Lieschen, sah mich mit großen blauen Augen ernsthaft an und nickte. Das arme Kind hat eine jähzornige Mutter, ich habe schon viel darüber gehört, und weil mir die Kinder mit der Zeit immer lieber und lieber werden,

Ist es mir, als müßte ich auch außer der Schule etwas für sie thun. So diesem armen Kind, ich weiß nur nicht wie. Was deines Amtes nicht ist, darum kümmerge dich nicht. Und doch treibt es sehr.

10. März.

Wer will uns denn aus dem Plettenhaus haben? wer sind unsere heimlichen Feinde? was veranlaßt den alten Müller, das Kapital zu kündigen? Es stände unsicher, weil das Besitztum mit jedem Jahre geringer würde; zum 1. Mai soll bezahlt werden oder verkauft, es kommt mir so unglaublich vor, daß ich mich kaum darüber beruhigen kann. Das Kapital borgt uns niemand, sagt Trinchen, weil der Müller recht hat. Die Tante ist seit einiger Zeit leidender, wie sehne ich mich nach Haus! Ostern hoffe ich zu reisen, ich schrieb das an Trinchen, ich will selbst mit dem Müller sprechen. Sollten jetzt rauhe Wege für mich kommen? Es ging mir auch zu gut, ich bin wohl zuversichtlich und hochmütig geworden; darum will ich geduldig nehmen, was der Herr mir schickt, o ich habe viel Vertrauen, er wird schon helfen, er wird der lieben, armen Tante diesen Schmerz nicht machen.

12. März.

Einen Schneeglöckchenkranz haben wir auf des alten Werders Grab gelegt. Lucie war nicht bei seinem Tode, sie fand ihn schon eingeschlafen. Es war ein armer Mann, er hat viel gearbeitet, viel Sorge gehabt. Frau und Kinder starben vor ihm, ein Sohn lebt in der Fremde. Aber es war ein reicher Mann, er war fröhlich und getrost, glücklicher als viele Tausende. Nachmittag führte ich Lucie an unsere Gartenarbeit, eine passende Beschäftigung in so schönen Frühlingstagen. Wir haben erst Pläne gemacht, Blumengarten und Gemüsegarten und Baumschule, alles will eingeteilt sein. Wir blicben, bis es tief dämmerte, bis die Vöglein immer stiller

und die Kinder im Dorfe immer lauter wurden. Ich möchte wohl fröhlich sein, der Frühling ist so schön, das Herz so voll. Der Gedanke an die Lieben daheim aber bedrückt mich dann.

16. März.

Mir ist das Herz wieder schwer, ich weiß nicht recht warum, die Tage sind so licht und frühlingsschön, es ist mir eine bange Ahnung, ich muß viel an zu Haus denken. Ich schwankte, ob ich nicht könnte Tante Julchen zur Vertrauten meiner Sorge machen; sie könnte aber denken, ich möchte von ihr das viele Geld, da sie immer so gütig war. Wie könnte ich das verlangen? Trinchen hat recht, die Tante wohnt eigentlich viel zu teuer, das Haus steht fast unbenutzt. Vorthafter wäre es, in einer kleinen Mietzwohnung zu wohnen; und doch möchte ich der lieben Tante den Kummer erspart sehen. Ich sprach mit dem Herrn Pastor, er hat mir ein und den andern guten Rat gegeben.

18. März.

Heute überlegte ich mir ernstlich, warum ich gar nicht mehr fröhlich bin. Ist das mein freudiger Mut, mein Vertrauen, meine Zuversicht? Ich ging im warmen Sonnenschein an den Rabatten vor dem Gewächshaus, ich pflückte Veilchen, Crocus, Schneeglöckchen, Leberblümchen und dazwischen zartes Spiräengrün, ich hielt den Strauß gegen den blauen Himmel, ich schaute in die lichten glänzenden Blumenkelche, mein Herz that sich weit auf und Thränen rannen leise auf die Blumen. Wir eilten zu Pastors, weil von unseren Gärtner talenten etwas laut geworden, waren wir dahin berufen. Sie wollen einige Veränderungen vornehmen, der Garten ist vom alten Herrn Pastor unpraktisch und unschön eingerichtet. Die Blumenpartien und Gemüse sollen nahe ans Haus. Der Herr Pastor fragte mich nun wohl um Rat, aber wollte doch seine Ideen am

schönsten finden und danach hun; ich ließ ihn, um nicht den Vorwurf der Herrschsucht auf mich zu laden, obgleich ich es sehr geschmacklos fand. Der Gemüsegarten ward uns überlassen, ich machte mit Herrn Heber die Einteilung, die Frau Pastorin ist mit allem zufrieden. Wir maßen die Beete ab, darauf wurden sie fest getreten, das war eine Lust; ich voran, Herr Heber, Lucie und die ganze Kinderschar folgten. Mitten in dem Jubel öffnete sich die Gartenthür, Herr von Schaffau trat ein. Wir begrüßten ihn mit großer Freude, er war so sehr ruhig dabei, daß ich mich meiner Lebhaftigkeit schämte, und schnell wieder zu meiner Arbeit ging. Es that mir aber sehr weh. Herrn Hebers gute Laune schien auch vorbei, fühlte er sich auch beleidigt? ich habe alles versucht, ihn wieder fröhlich zu machen, es gelang mir auch. Was wollte aber der Herr Pastor, als er mich am Abend warnte, vorsichtig gegen Herrn Heber zu sein. Ich weiß nicht, was sie wollen, kann mir aber kaum denken, daß sich Herr Heber über mein freundliches Wesen täuscht.

19. März.

Mir steht das Herz fast still, wenn ich denke, daß der Frau Pastorin Worte Wahrheit wären. O nein, sie spricht zu viel, spricht gern. Sollte er wirklich glauben, daß meine Achtung — und wie soll ich noch sagen — etwas anderes sei? Sollte ich so thörichte Hoffnungen hegen? Sollte er deswegen oft so stolz und kalt gegen mich sein, um mich von solcher Thorheit zu heilen, mich deswegen gestern so kalt begrüßt haben? O nein, das ist nicht möglich. Ich habe viel gesonnen, konnte nicht ruhig werden. Ich saß am offenen Fenster, laue Luft wehte mich an, der Mond schien golden, alles war still, und doch hörte ich des Frühlings Wehen und Weben. Die Frühlingsblumen vor mir in der Glashale schauten mit den lichten Augen mich wunderbar an, es war als müßte ich

frühlingsfröhlich sein. Da trat er ein, — ich wußte nicht, sollte ich getrost oder bange sein; er war ernst, aber freundlich. O könnte er in mein Herz sehen, ich habe keine thörichten Gedanken darin, aber ich kann so kaltes gleichgiltiges Wesen nicht vertragen. Lulu, sagte er, ich möchte, Sie hätten mir etwas zu verzeihen. Ich sah ihn ruhig an, ich kann ihn nicht begreifen. Ich hätte ihm gern sagen mögen, was mich eben bewegte, hätte ihn bitten mögen, darüber nicht zu sorgen, das kommt ich nicht. Und er schien doch meine Gedanken erraten zu haben. Lächelnd sagte er: Wir machen uns viel unnötige Sorge. Da war es mir, als gäbe es nichts, was mich sorgen könnte, seine Züge waren nicht wie die der Frühlingsblumen vor mir. Was war es nur? sagte ich freudig. Es waren thörichte Gedanken, entgegnete er. So weiß er es vielleicht? Ich ward befangen. Ich schenkte ihm die Blumen, die er so schön fand; es wäre alles gut, wenn nur die Frau Pastorin das nicht gesagt hätte.

21. März.

Der Tag war heute zu schön, wir haben uns erst müde gearbeitet, dann gingen wir, Tante Zulchen, der Herr Pastor und Herr von Schaffau spazieren, sehr weit, an den Bergen hinauf bis zu dem kleinen Tannenwald. Hier setzten wir uns auf das Moos, schauten hinab in die Ebene. Der Herr Pastor stimmte das Lied an: „Allein Gott in der Höh' sei Ehr und Dank für seine Gnade.“ Wir sangen alle mit. An den Frühlingsbeeten sind wir noch im Mondenschein lange auf- und abgewandelt, nur Tante Zulchen ging hinein. Die Herren sprachen über schöne, ernste Dinge, und wir hörten Ihnen zu. Morgen reist Herr von Schaffau nach Blüggen, er will vor seiner Schwester Ankunft wieder hier sein; das ist mir sehr lieb, ich habe Furcht vor ihr, möchte nicht gern allein mit ihr sein. O nein, das ist Unrecht, ich will sie nicht

fürchten, ich will sie sehr freundlich bitten, nicht mißtrauisch zu sein, da ich es sehr aufrichtig meine. Zu meinem Geburtstag wird sie noch nicht hier sein, das ist mir eigentlich lieb, ich wünschte den Tag noch Ruhe zu haben, allein mit meinen lieben Freunden und dem Frühling.

23. März.

Die Glocken läuten den Palmsonntag ein, die Töne werden auf weicher Luft zu mir getragen. Der Himmel ist rosenrot und goldig angemalt von der untergehenden Sonne. Das rosige Licht schimmert an meiner weißen Hyacinte im offenen Fenster. O so weiß und zart und rein möchte mein Herz sein, und angestrahlt vom Himmelslicht, o so tiefer Frieden, o so Frühlingsleben und Feierkleid darin. Ich fürchte Frau von Schlichten nicht mehr, o nein, wie sie auch gegen mich sein mag, diese Liebe will ich im Herzen festhalten, mit dieser Liebe will ich alles bezwingen.

24. März.

Lucie schickte mich nachmittags zu Pastors, sie hat mit Sofie irgend etwas vor, sie weiß freilich meinen Geburtstag, auch Tante Julchen thut heimlich. O ich freue mich doch sehr auf diesen Tag. Herr von Schaffau wird morgen abend kommen, oder doch Dienstag morgen. Ich will mich nur nicht zu sehr freuen, das ist nicht gut.

25. März.

Ich betrachte den Tag wie eine Vorfeier meines Geburtstages; Lucie wünscht allein zu sein, das war mir lieb. Ich bin gewandert an der stillen Hecke, ich hörte die Vögel singen und betrachtete die kleinen Unkrautblümchen, die so bescheiden und doch so frisch und lieblich blühen. Wilde Gänse zogen über mir hoch am lichten blauen Himmel, das war kein weh-

mütiger Herbstton, heller Frühlingston, — sie zogen nach Norden. O ich hätte mich schwingen mögen und weit, weit fliegen. Was ist denn jetzt? ich sitze in der stillen Stube, der Mond scheint auf die weiße Hyacinthe, mir ist es so bange. Wir gingen gegen Abend Herrn von Schaffau entgegen, er kam nicht, der Wagen, der ihn von der Bahn holen sollte, brachte unerwartet Frau von Schlichten. Sie sah unser freudiges Grüßen und dann unsere getäuschte Hoffnung, sie war sehr scharf. Da nur noch für eine Person Platz im Wagen war, mußte Lucie sich einsetzen. Lucie weigerte sich. Frau von Schlichten befahl. Rosalie stieg aus, mich zu begleiten, obgleich die Mutter auch das nicht zu wünschen schien, Rosalie ist sehr freundlich, sie sagte seufzend, daß wir leider nicht lange bei einander bleiben würden. Soll ich fort? O gewiß denkt Frau von Schlichten daran. Warum haßt sie mich? — Frau von Schlichten war unten in der blauen Stube, ich versuchte es noch einmal, sie freundlich zu begrüßen, bis jetzt ist mir ihr Herz verschlossen. Als wir uns zu Tische setzten und vorher still beten wollten, setzte sie sich schnell, flüsterte von unausstehlicher Heuchelei. Ich erschrak und schwankte, doch glaubt ich es thun zu müssen, Lucie und Tante Zulchen folgten mir. Tante Zulchen ist der Schwägerin sehr entgegen, doch auf keine schöne Weise. Frau von Schlichten war den ganzen Abend verstimmt, auch die Blumen, die wir am Fenster haben, gaben Veranlassung zum Aerger, sie hätte so etwas nie vom Gärtner erlangen können, sagte sie bitter. Ich ging früh hinaus. Wie soll es werden? Ich würde sehr schwer mich von hier trennen.

Trinchen an Lulu.

Plettenhaus, den 23. März.

Du hast recht gehabt, liebe Lulu, ich habe mich unnötig geforgt. Der Herr hat alles geordnet, wenn auch anders als wir glaubten. Deine liebe gute Tante liegt ohne Hoffnung

und doch mit sehr viel Hoffnung, sie spricht aus vollem Herzen: „Jesus meine Zuversicht und mein Heiland ist im Leben, dieses weiß ich, sollt ich nicht darum mich zufrieden geben, was die lange Todesnacht mir auch für Gedanken macht?“ So sei du auch getrost, treues Kind, der Herr hat sie erlöst von vielen Schmerzen, — ja sie ist entschlafen, ich kann es Dir nicht vorenthalten. Sie ist gerne geschieden, Sorge um Dich ängstigte sie nicht mehr. Deine Briefe waren ihr ein heller Born des Lebens und der Erquickung. Komm, mein Kind, Du sollst ihr einen Weidenkranz auf die weiße Stirn legen und einen Strauß in die zarten Hände. Komme mit der Post bis Wenderburg, da ist Jakob, du kannst dann zu Fuß gehen. Der Herr aber sei mit dir, — siehe, das sind rauhe Wege, das sind Prüfungen, und siehe, ob der Herr doch helfen kann.

Trinchen.

Plettenhaus, 29. März. Charfreitag.

Die Glocken sind verhallt, die Lieder verklungen, ich stand allein am frischen Grabe. Feuchter Nebel fiel darauf, der Himmel ist verhangen, alles trauert, und ein rechter Sterbetag. Ich habe viel, viel weinen müssen; o lieber Herr, Du hast wohl noch heißere Thränen geweint, Du hast gerungen vor mir, o komm und tröste mich.

30. März.

Trinchen geht einher wie träumend, ich muß die Starke sein. Weil ich es sein muß, wird der Herr mich dazu machen. Sie denkt an die Zukunft, es wird ihr schwer, unser liebes Haus zu verlassen, nur um meinetwillen. Ja, wohl ist es traurig, wenn ich hinauswandern muß, in meinen lieben Räumen fremde Leute zu sehen, im Garten, dort oben unter der Buche, wenn die Thür für mich verschlossen ist. Ich muß sehr weinen, aber Trinchen soll es nicht wissen, das wird mich stark machen. Aber ich bin jetzt matt, jetzt will ich ruhen. Wo war ich vor acht Tagen? Da saß ich

auf dem Grasrain vor den Tannen, Frühling war in uns, um uns, wir sangen: „Allein Gott in der Höh' sei Ehr.“

Die wenigen Tage, seitdem ich Braunsdorf verließ, erscheinen mir wie eine lange Lebenszeit. An meinem Geburtstage stand ich früh auf, ich ging nach der Hecke, ich sah die stille Pfarre, das Schloß räumend in Frühlingsdunst, ich glaubte nicht, daß es zum letztenmale sei. Als ich zurückkam, ward ich freudig überrascht. Herr Schulz selbst stand auf dem Korridor, mir seine Glückwünsche zu bringen, und von seiner Frau eine Theeserviette, von ihr gesponnen aus Braunsdorfer Flachß, o die ist mir sehr lieb. Der Gärtner überreichte mir ein Bildchen von getrockneten Blumen, so schön und frisch, wie ich sie noch nicht gesehen hatte. In meiner Stube war ein Blumenarten, und Lichter und Kuchen und Festgeschenke. Die Tante und Lucie und fast alle Hausleute waren versammelt und bei meinem Eingange sangen sie: „Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren.“ Ich sang gerührt mit, reichte dann jedem die Hand und dankte mit bewegtem Herzen. Tante Zulchen küßte mich zärtlich und wünschte mir alles Glück, Lucie hing an meinem Halse. O die viele Liebe war das schönste bei dem Feste. Plötzlich sah ich Frau von Schlichten in der offenen Thür stehen, sie hatte alles mit angesehen; denn sie sagte in großer Aufregung: Sie nehmen hier förmlich Huldigungen an. Huldigungen aufrichtiger Liebe, entgegnete die Tante scharf. Ich aber ward traurig, ich bat Frau von Schlichten mir nicht böse zu sein. Sie sah mich zornig an und verließ das Zimmer. Tante Zulchen suchte mich zu trösten, es kann nicht so bleiben, sagte sie. So muß ich fort? fragte ich. Oder sie! entgegnete die Tante. Ich weiß nicht, wie mich das freudig durchzuckte, o des Hochmutes, ich bereue ihn sehr. Wir hielten Andacht, wir frühstückten zusammen, wie gewöhnlich. Kaum war eine halbe Stunde vergangen, ich war allein und freute mich der

schönen Geschenke, da trat Betti ein, das böse Mädchen der Frau von Schlichten, und gab mir einen Brief. Ich las ihn, ich fühlte, wie er mir eifig durch das Herz ging, ich mußte mich am Stuhl halten. Er war im höchsten Zorn geschrieben: sie hätte meine Pläne durchschaut, ich sollte das Haus augenblicklich verlassen, — aber nicht eher das Zimmer, als bis zum Einsteigen in den Wagen, bei Androhung beschämender Auftritte für mich. — Soll ich Ihnen vielleicht einpacken helfen? fragte das Mädchen spöttisch. Ich war ruhig und freundlich gegen sie, auch von ihr helfen ließ ich mir, so schwer es mir ward. Betti, sagte ich, wissen Sie, daß Sie mir leid thun, daß Sie mich zu kränken suchen? Sie sah mich trotzig an. O Betti, Sie werden es einst bereuen, ich habe Ihnen nie wehe gethan, und habe ich Sie beleidigt, so bitte ich um Verzeihung, heute wo ich von hier gehe; ich habe es gewiß nie böse gemeint. Sie sah mich jetzt verwundert an. Ja, fuhr ich fort, auch Frau von Schlichten wird es einst bereuen, daß sie so heftig ward, aber sagen Sie ihr, daß ich ihr nicht zürne, und daß es mir nur sehr weh thut, ihre Liebe nicht erlangt zu haben. — Betti war von dem Augenblick an verlegen, aber freundlicher; ja sie sagte, daß die gnädige Frau gewaltig tobe. Es wird ihr vielleicht doch nichts helfen, sagte sie, und machte dann ähnliche Andeutungen wie die Frau Pastorin. O ich schäme mich sehr, daß ich Gelegenheit zu solchen Reden gegeben. Ich brach das Gespräch ab, ich fragte nur nach Tante Zulchen und Lucie. Die sind in der gnädigen Frau Kabinett und wissen von nichts. — Meine Sachen waren bald gepackt, der Wagen fuhr vor, ich stieg ein. Vorher siegelte ich den Brief von Frau von Schlichten ein, ich wollte Gelegenheit finden, ihn zum Herrn Pastor zu schicken, da war er gut aufgehoben, und meine Abreise ward ihm erklärt. Ich hatte ihn gebeten, Tante Zulchen und Lucie die Sache schonend mitzutheilen. Betti selbst übernahm die Besorgung meines Briefes,

sie war augenblicklich sehr aufrichtig für mich gestimmt. Im Portal überreichte mir Betti wieder einen Brief, den von Trinchen mit schwarzem Siegel. Ich erbrach ihn, ich las, ich weinte heftig. Ich weiß nicht, wie mich Betti überredete, in den Wagen zu steigen, ich war wie im Traum. Auf dem Hof lief mir Bollberger nach: Was ist nur? Er sah mich weinen. Der Kutscher wollte nicht halten, er mußte. Ich gab ihm Trinchens Brief mit der Bitte, ihn Tante Julchen zu geben. Meine Abreise ist nun erklärt, auch wenn Betti meinen Brief nicht besorgt. Der Kutscher fuhr mich nicht zur nächsten Station, sondern zur zweiten. Das that mir weh, aber Fran von Schlichten hatte mich durchschaut; ich hoffte und wünschte ihren Bruder dort an der Bahn zu treffen, er mußte den Morgen kommen, ich wollte ihm mein Herz ausschütten, er sollte meinen Kummer teilen. — Ich stieg aus, ich stand, harrend auf den Zug, da kam der Zug von der andern Seite. Er hielt. Plötzlich sah ich Herrn von Schaffaus verwunderte Blicke an einem Fenster. Unwillkürlich hob ich meine Hände zu ihm auf, der Zug brauste fort, nach wenigen Minuten flog ich nach der andern Seite. — Ungern bestieg ich den häßlichen Postwagen. Kann ich nicht eben so gut fahren, als die Bürgerfrauen? ich werde noch manches im Leben überwinden müssen. In Wenderburg fand ich Jakob. Das war ein stiller trauriger Gang. Wir haben den ersten Tag hier viel zusammen gelesen, und ich ging oft zum Sarg der Tante, wie schön sie aussah und friedlich. O ich glaubte immer, sie sollte durch mich noch bessere Tage sehen, und nun ist's auch wohl gut, daß sie mein Unglück nicht erlebte.

Lucie an Lulu.

Braunsdorf, den 28. März.

Liebe teure Lulu! Werden Sie diesen Brief wohl aufbrechen? Werden Sie uns nicht zu sehr hassen? O wie es in mir kocht seit gestern! Aber auch der Dunkel hat die Lippen zusammen-

gebissen und sich fortgewandt. Liebe Lulu, Sie müssen erst wiederkommen: wir werden das Unrecht nicht gut machen können; aber wenn Sie nur erst hier sind! Wäre ich doch gestern mit der Bahn fortgekommen, ich lief Ihnen nach, hatte aber das Geld vergessen, der Onkel kam dann zu schnell, holte mich zurück. Lulu, ich soll Ihnen schreiben, daß wir alle sehr traurig sind. Tante Julchen hat sehr getobt, der Onkel hat uns ermahnt. O liebe Lulu, ich habe gekämpft, ich habe für die Mutter gebetet, und für mich, daß ich möchte Geduld und Liebe im Herzen haben. — Was macht Fräulein von Plettenhaus an der Bahn? fragte der Onkel sehr hastig, als er ankam. Ich lachte ihn aus; Lulu feiert ja Geburtstag. O nein, er hatte Sie zu deutlich gesehen, er ward sehr heftig, wollte die Wahrheit wissen. Die Mutter war sanft und freundlich, sprach von Hausfrieden, von inniger Liebe untereinander, ich weiß nicht was alles; sie sagte aber, daß sie die Ursache Ihrer schnellen Abreise sei. Da war es, wo der Onkel sich wandte, und ich schnell über Graubergen weiter lief. Kam der Onkel mir nicht nach, ich hätte es doch möglich gemacht, ich wäre jetzt bei Ihnen, ich wollte Sie trösten, o und sehr lieb haben. Wenn Sie nicht kommen, werde ich die Mutter hassen müssen. O verzeihen Sie mir diese Worte! Ich kann nicht ohne Sie leben, schreiben Sie gleich, ich bin sehr ungeduldig.

Ihre liebe Lucie.

Tante Julchen an Lulu.

Liebe Lulu! Wundern Sie sich nicht, wenn ich so ruhig schreibe; ich muß Ihnen sagen, es ist mir eigentlich ganz recht, daß es so gekommen ist. Feuer und Wasser passen nicht zusammen, meine Schwägerin zieht nach Plügggen, ich bleibe mit Euch lieben Kindern hier. Die letzte Zeit hat mir so wohlgefallen, daß ich nur wünsche, so zu leben bis an mein Ende. Friedrich hätte meiner Ansicht nach noch zorniger sein können,

doch war er ernsthaft genug. Gleich nach dem Feste reist die Schwester in die Verbannung, so kommt es mir vor. Thekla ist außer sich. Rosalie hofft bei uns zu bleiben; ich weiß noch nicht, ob ich ja dazu sagen soll, was meinen Sie? Es war so hübsch allein. Mein Schwager wollte Ihnen erst selbst einige Worte schreiben, doch versicherte er, es sei nicht nötig, Sie wissen alles, was er sagen könnte, und was er von der Sache denkt. Ich meine das von mir auch und fasse mich darum auch kurz. Der Tod Ihrer Frau Tante macht Ihre schnelle Abreise den Leuten erklärlich; gemunkelt wird zwar, aber was thut's? Sie arme Lulu sind wohl sehr traurig über den Verlust? Gehen Sie so schnell als möglich zu uns, wir wollen Sie trösten. Sie wissen doch, daß ich nun Ihre liebe Tante bin. Adieu, mein Herzenskind. Wir werden Sie alle von der Bahn holen. Mein Kind, Sie haben gewiß Geldwünsche, hierbei schicke ich fünfzig Thaler; bei solchen Gelegenheiten fehlt es oft. Die Blumen in Ihrer Stube pflegt Bollberger, der Geburtstagsstisch steht unberührt, aber noch reicher ist er geworden, Sie können denken von wem. Es ist hier jetzt ein jämmerlicher Zustand, sein Sie froh, daß Sie fort sind. Ich drücke Sie zärtlich an mein Herz.

Julie von Schlichten.

Lulu an Tante Julchen und Lucie.

Ihr Lieben, Lieben, darf ich Euch mein weiches Herz aufthun? Ich habe den ganzen Abend geweint, als ich Eure lieben Briefe erhielt, ich glaubte mein Glück sei für immer verschwunden, weil ich nie wieder zu Euch kann. O hört mich weiter, gerade weil ich Euch so lieb habe, kann ich nicht hin; Ich darf Mutter und Kind nicht trennen. Trinchen hat es mit mir reiflich überlegt, ich fühle es, sie hat recht, ich gebe alles dahin, ich bleibe. Der Herr hat es schon ersehen, was aus mir wird. Aber behaltet mich lieb! Sie, liebe, teure Tante,

wenn auch Ihnen fern, muß ich doch Ihrem Herzen nahe sein, und Du, meine geliebte Lucie, wirst mich begleiten vom Morgen bis zum Abend, ich werde Dich lieben, werde für Dich beten, will Dir oft und viel schreiben, und Du schreibst mir wieder. Meine Sehnsucht ist hier sehr groß, der Herr wird mir helfen. O wie still und einsam ist es hier, und der Frühling treibt fröhlich dabei! Vielen Dank, verehrte liebe Tante, für das Geld! Zwanzig Thaler, die schon für voraus wären, schicke ich hier wieder. Es ist alles hier verwickelt, doch kam ich noch nicht zu den Geschäften; es ist auch gleich, mir ist nicht bange, und auch für die Treuen hier im Haus wird gesorgt werden. Nächstens schreibe ich mehr, ich bin so müde und matt. Der Herr sei mit uns allen! In treuer Liebe

Cure Lulu.

3. April.

Die Briefe sind geschrieben und sind abgeschickt, und so ist es geschehen, — ich bleibe hier. — Ich weinte. Trinchen trat hinter mich, da wandte ich mich. Trinchen, sagte ich freudig, ich werde bald aufhören zu weinen, und werde bald wieder fröhlich sein. Trinchen küßte mich auf die Stirn. Jakob aber sagte zu mir, als ich neben ihm unter den Kastanien stand: Es ist alles gut, Sie sind wieder hier. Das hat mich sehr gerührt; ich sagte ihm, wir wollen uns nie wieder trennen. Wir haben einen Plan gemacht, so lange Trinchen nicht die ganze Stelle im Stift hat, bleiben wir zusammen. Von diesem Jahr bekommt sie schon eine Präbende von dreißig Thalern. Jakob will späterhin zu seines Bruders Sohn; dann ist's aber vorbei, sagt er, ich will die Jahre hier noch recht genießen. Der Herr Amtmann ist auf Trinchens Rat mein Vormund, er ist damit einverstanden, daß ich noch einige Jahre hier bleibe, ich soll erst etwas verständiger werden. Trinchen glaubt doch immer, daß ich voreilig und unvorsichtig

gewesen bin; ich lasse sie gern dabei, ich bleibe lieber hier, als daß ich jetzt neue Versuche mache. Der Herr Amtmann hat es uns vorgestellt, es sei praktischer, Haus und Garten zu verkaufen, er hoffe so viel zu bekommen, daß mir noch beinahe hundert Thaler Zinsen bleiben. Das Gärtnerhäuschen im Plantagengarten will er uns vermieten, Jakob soll beschäftigt werden, wenn ich und Trinchen dann nähren, würden wir auskommen. Aber alle drei haben wir beschlossen, lieber kärglich zu leben und hier zu bleiben. Trinchen thut am stärksten, aber es geht ihr auch an das Herz, wenn sie aus dem Hause müßte. Du mein liebes Haus, jedes Plätzchen im Garten, — mir steht das Herz still, denke ich an das Plantagenhäuschen. Morgen früh gehe ich zum Müller.

4. April.

Der Morgen war lieblich und still, ich ging durch die Wiesen an dem kleinen raschen Bach entlang, drüben auf dem Weg zogen knarrend die Vögel, und Lerchen und Amseln sangen. Mir war es, als könnt ich Hoffnung fassen, ich wußte noch nicht, daß es in der Welt sehr wunderbar hergeht, und daß der Herr mancherlei benutzt, unsre Herzen zu ziehen. Ich brauste auf, fühlte tiefe Verachtung für den Mann, der so Abscheuliches anrichten kann. Das gerade hat mich nun stark gemacht, er soll nicht triumphieren, auch drüben im kleinen Häuschen will ich meinem Herrn dienen. — Herr von Tülßen ist unser heimlicher Feind, auch dort hat er mich vertrieben. Meint er, daß er mich leichter gewinnen könne, wenn ich so hilfsbedürftig sei? Trinchen glaubt das, kann sich aber wenig in solch ein Treiben finden. Der alte Müller schätzt sich und mich glücklich, einen solchen wunderlichen Käufer gefunden zu haben, der so veressen darauf sei, daß er über den Preis bezahlen würde. Der Herr Amtmann thut so klug, wie er die Eigenthümlichkeit benutzen wolle, wie er ihn höher treiben

will; beim Verkauf zu anderer Zeit, ohne diese Gelegenheit, würde nichts übrig bleiben. Des Müllers Kapital steht wirklich unsicher, am Haus ward seit Jahren nichts repariert. Soll ich aber von solchem Gelde leben? Der Gedanke ist mir zuwider, ich kann es nicht, und dem Herrn Amtmann kann ich den Grund nicht sagen. Ich habe an meinen lieben Herrn Pastor geschrieben, alles, alles; er wird mir raten, es ist mir, als müßte der Herr durch teure Menschen Hilfe senden. Ich habe Trinchen viel von Braunsdorf erzählt, sie liebt Herrn von Schaffau sehr, sie sagt mir: sie denke ihn sich wie meinen seligen Vater. Ich muß sehr viel nach Braunsdorf denken, es ist auch ganz unmöglich, daß ich nicht noch einmal hinkommen sollte. Ich habe einen tröstlichen Traum gehabt. Mußte noch den ganzen Morgen daran denken.

9. April.

Ich wanderte im Garten, die Kastanien sind am Aufbrechen, die Stachelbeeren sind grün, lieblich ist der Frühling, wie im vergangenen Jahr. Jakob gräbt, hat Erbsen gelegt und anderes mehr, ich habe nicht den Mut, ihn abzuhalten, ich weiß nicht, was er hofft. Ich ging weiter nach den Weiden hin, Gänseriekchen war wieder mit ihrer goldnen Herde hier, sie freute sich, mich zu sehen. Auch Dortchen kam mir mit dem Strickzeug entgegen, sie sah ordentlich aus, auch das Kleine. Ich freute mich, und nahm mir vor, die Schule so bald als möglich wieder anzufangen. Ich ging deswegen wieder nach dem Plantagenhäuschen. Es war verschlossen und ganz leer. Ich sah mir durch die Fenster die Stuben an, Raum genug. Vor der Thür ist eine Steinbank und zwei Akazien. Ich setzte mich. Der Sonnenschein lag so still auf dem einsamen Garten, nur die Vögel sangen fröhlich. Mein liebes Plettenhaus scheint mit dem grauen Siebel hierher. Ich weinte erst, als ich aber länger gefessen und gesonnen und

immer tiefer in den blauen Himmel geschaut, da kam ein großer Friede über mich. Lieber Herr, ich weiß es wohl, du wirst mich dort in dem kleinen Häuschen sehr reich machen. Trinchen und Jakob will ich pflegen, und Nähsschule will ich halten, und alle Menschen will ich sehr lieb haben. Freudig kam ich nach Haus, erzählte Trinchen, wie traulich das Plantagenhäuschen sei, und wie wir fröhlich dort miteinander leben wollten. Wir haben am offenen Fenster sehr fleißig genäht. Trinchen erzählte von der Vergangenheit, von der Jugend der teuren Tante; sie war so hoffnungsreich, und ist so unbemerkt entblättert, — das ist ein wehmütiges Bild. Trinchen warnt mich, nur nichts von der Zukunft zu erwarten. Sie sieht mich so scharf dabei an. Nein, ich will in der Gegenwart leben. Bleibe ich gesund, kann ich mir Geld verdienen. Werde ich krank und schwach, da wird der Herr weiter sorgen; die Welt ist doch sehr schön und herrlich, ich freue mich auf des Frühlings Pracht. Werde ich wohl bald Briefe haben?

16. April.

Am ersten Mai wird das Testament eröffnet, sollen auch die Siegel von den Sachen genommen werden; doch haben wir Lust, vorher zu ziehen. Manche Leute kommen, um sich Haus und Garten anzusehen, das ist sehr störend. Am 3. Mai wird es verkauft. Trinchen sieht so bleich aus, daß mir bange wird, sie härmt sich. Ich auch, und darf es mir nicht merken lassen. Ueber dem Dorf drüben türmen sich graue Wolken, einzelne schwere Tropfen fallen, die Nachtigallen singen. Jakob steht unter dem Kastanienbaum mit unterschlagenen Armen und schaut über den Garten hin. Er ist viel in Gedanken und hat das Arbeiten eingestellt.

21. April.

Wir sind im Plantagenhäuschen, lieber Gott, hilf uns. Wir waren zur Kirche. Den Tag über alle sehr still. Gegen

Abend setzte ich mich an das Klavier und sang: „Befiehl du deine Wege“. Trinchen und Jakob sangen mit, dann weinten wir mit einander. Und traurig sind wir dennoch nicht, es ist eine wunderbare Erhebung mit uns vorgegangen.

23. April.

Trinchen liegt im Bett. Das Wetter ist sehr unfreundlich, es ist gut, daß wir den nötigsten Umzug gemacht. Wenn Trinchen gleich im Bette liegt, könnte mir hange werden. Gott ist meine Zuversicht.

24. April.

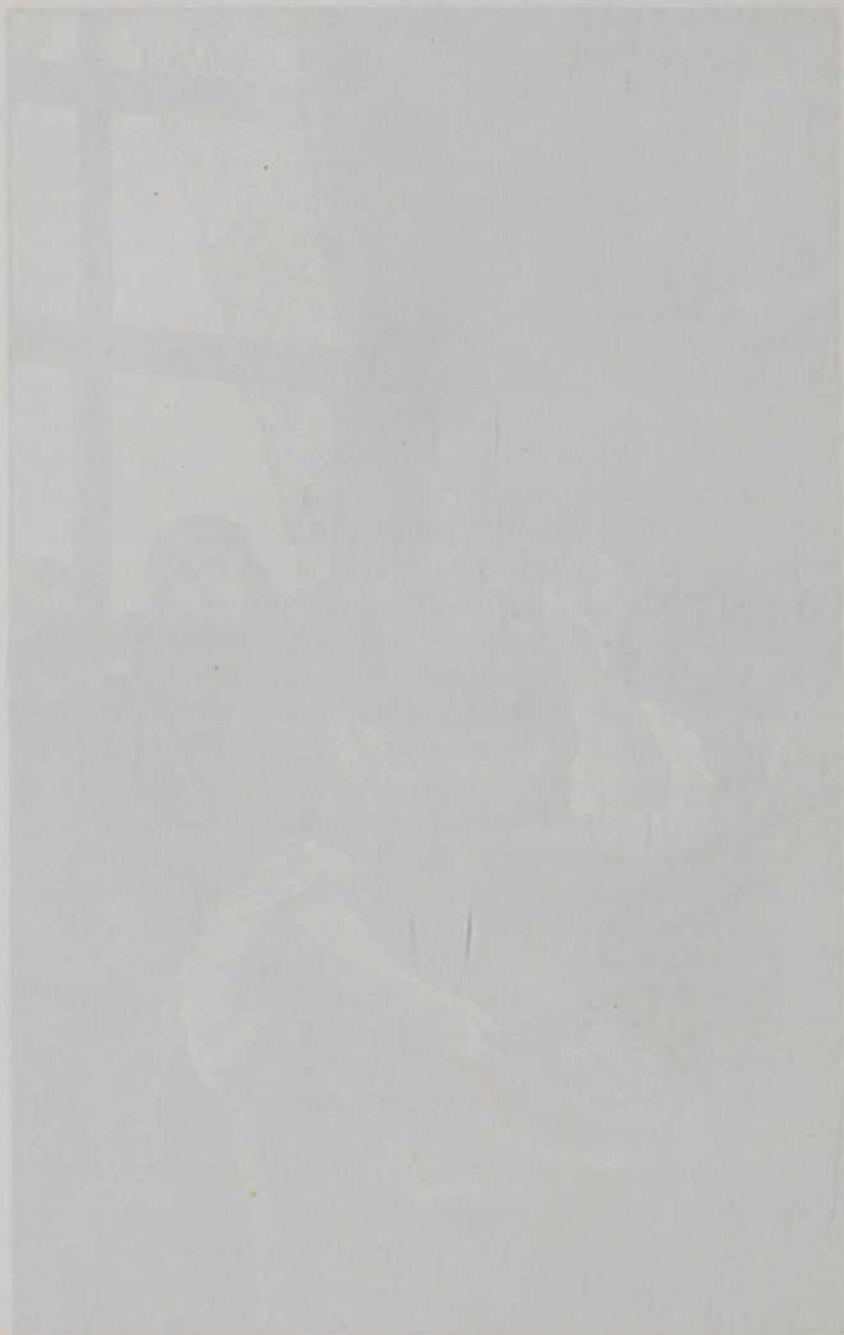
Eine Rechnung vom Arzt kam an, Trinchen wollte ich nicht wecken. Auch weiß ich, daß wir soviel Geld nicht haben. Ich schrieb dem Arzt, wir würden zum Mai bezahlen. Es wurde mir sehr schwer, ich bat ihn aber zugleich, zu Trinchen zu kommen, sie scheint mir sehr krank. Kalte Regenschauer treiben an das Fenster, es ist öde außen, — und keine Briefe von Braunsdorf.

26. April.

Der Arzt kam, er hat auch Medizin verschrieben, Jakob ging mit dem letzten Geld nach der Apotheke. Das kleine Dortchen habe ich als Wache in das Haus gesetzt und lief schnell nach Amtmanns. Ich bat, uns etwas Geld zu borgen. Sie waren sehr teilnehmend, die Frau meinte, ob ich wohl so vielen Sorgen gewachsen sei, ich möchte doch lieber unter andere Leute gehen. Erst will ich Trinchen pflegen, sagte ich, und mußte dabei weinen. Als ich nach Hause kam, habe ich Suppe gekocht, der Wind fuhr durch den Schornstein, Thüren und Fenster klappeten. In der Stube heizte ich ein, weil es kalt war. Trinchen seufzte, ich soll so etwas nicht thun. O wie gern. Sie hat mich prüfend angesehen, ich habe mein Herz

gehalten, sie merkte nicht, wie ich um sie besorgt bin. Jakob kam zurück mit der Medizin. Gegen Abend schlief Trinchen. Ich wanderte fort, das Haus ist zu klein, ich weiß keinen Ort, mich auszuweinen. Ich ging den Herrenstieg, der Wind rauschte in den Wipfeln, oben an der Trift war es öde, der Schäfer saß nicht unter der Hainbuche, graue Regenwolken flogen über das Thal. Der Regen trieb mich fort. Am Plettenhaus kam ich vorbei, es lag so still und grau und öde, ich wollte hinein, es war verschlossen. Am alten Gewächshaus klorrte der Wind, eine starke Regenhusch trieb mich hinein, da habe ich geseffen und geweint, ich weiß nicht, wie lange. Ein wunderbarer Schein weckte mich aus meinen Gedanken, ich trat in den Garten. Die schwarzen Wolken waren nach Norden gezogen, die Sonne hatte Raum gewonnen und leuchtete in wunderbaren Farben über die Frühlingswelt. Purpur und Gold hing an dem jungen Grün und den dunklen Tannen, die Pappeln strahlten wie Lichter gegen den tiefvioletten Himmel, und ein voller Regenbogen stand über dem lieben Plettenhaus. Kein Lüftchen regte sich, es war still und lau, und frischer Duft erfüllte die Luft, immer glühender wurden die Farben, Erde und Himmel strahlten mit einander. Ich habe tief aufgeatmet, ich habe die Hände gefaltet, das war ein Wunder, eine Herrlichkeit! ich hätte laut aufjauchzen mögen vor Freude und Ehrfurcht und Anbetung. Sollt ich da noch zagen? noch trauern? O nein! ich ging zum Plantagenhäuschen, es war von demselben Lichte angestrahlt. Trinchen saß im Bette, der Abendschein lag rosig auf ihrem Gesicht, sie sah freudig nach dem Regenbogen über dem lieben Plettenhaus. Sie war wohler, sie hatte geschlafen, auch ihr Mut, ihre Zuversicht war wieder stark. Das ist ein Friedenszeichen, ein Segenszeichen, sagte sie. O ja, der Herr wird alles gut machen, Trinchen; mir ist mein Herz schon im Voraus voller Dank. — Trinchen ist auf, sie ist besser, wir haben Pläne gemacht.





1881

1881

Der Herr segnet zehnfältig, er segnet hundertfältig, es ist alles ohne unser Verdienst, lauter Gnade! mich hat er tausendfältig gesegnet. Ich kann nichts thun, als dich lieben, Herr, ja nimm mich hin, mit allen meinen Schwächen, recht als ein schwaches Kind, aber nimm mich ganz hin.

Trinchen hat mir eine schöne Hochzeitsrede gehalten: Glaube nicht, daß du am Ende bist und nun sicher ruhen kannst auf deinem Glücke. Jetzt erst beginnt für dich das Leben. Bis jetzt glich es einem Spaziergehen am Ufer, du erfreutest dich an den lieblichen Blumen und an den spielenden Wellen; jetzt aber mußt du hinaus auf das bewegte Meer, und Sturm und Wellen werden nicht fehlen. Danke dem Herrn, daß du einen treuen Freund zur Seite hast, aber halte fest an dem rechten Steuermann, der dich allein nur über den Wogen halten kann. Du liebes Trinchen. Deine Erziehung an mir ist vollendet; jemand, der mich ebenso lieb hat, wird sie fortsetzen. Aber in jedem Frühjahr, mit Gottes Hilfe, gehen wir einige Wochen nach dem lieben Plettenhaus. Jakob freut sich schon, zu meinem Geburtstag soll das alte Gewächshaus ein wahrer Blumengarten sein, und reife Kirschen sollen wir essen. Er ist sehr froh, daß es mit dem Brudersohne nichts wird, raucht auch wieder Louisiana, und Trinchen wird gepflegt und isst jeden Morgen Kaffeebrote. Ich fürchtete, sie würde mit Tante Julchen sich nicht wohlgefallen; doch schreibt mir Lucie, sie leben herrlich zusammen. Des lieben Herrn Pastors Schwester ist die rechte Person dazwischen, sie ist eine bessere Gouvernante, als ich es war. Obwohl mein lieber Herr und Gemahl gestern scherzend sagte: da meine Erziehung so ausgezeichnet im Plettenhaus geglückt, möchte er dort eine Erziehungsanstalt für junge Mädchen sehen. Haus und Lage paßten gut dazu.

Eben kam Bollberger und fragte: mit welchen Pferden ich auszufahren geruhete; ich mußte lächeln. Es ist des

Herrn Sache, zu bestimmen, entgegnete ich, gehen Sie und fragen Sie ihn. Der Herr schickt mich eben, war seine Antwort. So gehen Sie und sagen ihm, ich würde mit den Pferden am liebsten fahren, die er bestimmte. Bollberger hatte nicht Lust zu dem Gang. Wollen Sie nicht bestimmen, gnädige Frau? der Herr ist etwas übler Laune, sagte er. Ich mußte ihm antworten: Mein Gemahl ist nie übler Laune. — Bollberger kann nicht vergessen, daß er seinen Herrn auf den Armen trug. Ich aber werde nie in Sachen bestimmen, die meines Amtes nicht sind. Eine sehr demüthige Hausfrau möchte ich sein, eine Edelfrau, wie sie im Bilde am Altar betend kniet, so sanft und ergeben und fromm und treu.



## Tante Sofie.

### Eine Weihnachtsgeschichte.

Tante Sofie war eigentlich eine Großtante, sie konnte aber immer noch für eine leibliche Tante gelten. Ihr blondes Haar hatte sich nicht ganz vom Grau verdrängen lassen und ihre fröhlichen Augen warfen einen lichten Schimmer von Jugend über ihre regelmäßigen Züge, so daß die altmachenden Runzeln nicht viel ausrichten konnten. Tante Sofie nun saß im Lehnstuhl am warmen Ofen und hielt den kleinen Willi, das kleinste Familienglied, auf ihrem Schoße. Willi war nicht viel älter als ein Vierteljahr und lallte sein Br und Brä mit großem Eifer und griff dabei mit den Händchen in die Luft, mit der Absicht, das gelbe Lockenköpfchen seiner dreijährigen Schwester Lulu zu fassen, die am Knie der Tante gelehnt sich zärtlich zum Brüderchen wandte. An der anderen Seite saß auf einer Fußbank strickend die zwölfjährige Sofie, ganz das Ebenbild der Tante: ihre blonden Flechten begrenzten die weiße Stirn und die rosigten Wangen, und ihr Mund war immer bereit zum Lächeln, auch jetzt, wo ihre Aufmerksamkeit sich der Unterhaltung ihrer Brüder zugewandt hatte. Der Gerhard aber war mit fünf Jahren beinahe so dick wie lang und hatte ein wahres Helbengesicht. Dabei hatten auch seine Gestikulationen immer etwas äußerst Helbennmäßiges.

„Du bist aber ein recht dummer Junge,“ sagte er eben zu seinem zehnjährigen Bruder Karl, „wenn du meine Rätsel nicht raten kannst.“

„Ach, ich habe ja gar nicht danach gehört,“ entgegnete Karl.

„Na, rate, was ich meine: M — M — M —“

Karl: „Mwine.“

Gerhard: „Nein, Kall, Kall —“

Karl: „Nun? Kall? —“

Gerhard mit höchster Bravour: „Ja, ja, Kall — —!“

Karl: „Sag 'mal, wie es aussieht.“

Gerhard: „Blau sieht es aus.“

Karl: „Blau sieht es aus — und Kall —?“

Gerhard: „Nein, warte mal, rot und gelb sieht es aus.“

Karl: „Kall, und rot und gelb —“

Gerhard: „Na, Kanonenfeuer, das sieht doch rot und gelb aus?“

Karl: „Erst sagt er M, dann Kall —“

„Ach was! Kanonenfeuer sieht rot und gelb aus —“ rief Gerhard und sah triumphierend auf die Umstehenden.

„Tante Sofie, ist das wohl ein Rätsel?“ fragte Karl ärgerlich.

„Si freilich, und gar kein übles,“ entgegnete die Tante, „laß den Dicken nur so fortfahren.“

Der Dicke aber schritt mit kühnem Blick die Stube entlang nur bei der offenstehenden Thür der Küche wurden seine Züge etwas zweifelhaft. Der Rätselheld sah dort in der Dunkelheit einen schwarzen Gegenstand mit weißer Kappe, der ihm nicht recht geheuer schien, und nahm lieber wieder den sichern Platz am Ofen ein.

Karl hatte sich indessen zur Tante gewandt. „Da ist aber noch ein Rätsel, das ich nicht begreifen kann,“ sagte er etwas spöttisch, „und womit die Tante wunder wie geheimnisvoll thut. Ich glaube immer, die Naturgeschichte hat einen Knack gekriegt, denn vor vier Tagen ist der erste Schnee gefallen und das Bratäpfelfest ist noch nicht erfolgt.“

„Das ist auch wahr!“ sagte Gerhard in höchster Uebereinstimmung.

„Wißt ihr denn, warum der liebe Gott es hat so früh schneien lassen?“ nahm die Tante das Wort.

„Nein,“ war die Antwort.

„Da haben wir's. Das wißt ihr nicht, und seid zufrieden; darf denn die Tante nicht auch mal ihre unerforschlichen Gründe haben? Ich bleibe dabei, daß ihr euch in Geduld fassen müßt.“

„So ganz unerforschlich bist du doch nicht,“ lachte Sofie, „denn wenn du Hefe gehabt hättest, um die Zwiebäcke zu backen, würdest du uns nicht auf das Bratäpfelfest haben warten lassen. Und da Pieschen heute nach der Stadt gewesen ist —“

„So werden heute abend noch die Zwiebäcke gebacken und morgen ist das Bratäpfelfest,“ fiel die Tante ein. „Ja wirklich, so ist es, und meine Geheimnisse sind an den Tag gekommen.“

„Also gebacken — wird heute?“ sagte Gerhard. „Nun weiß ich auch, wer du schwarzer Kerl mit der weißen Kappe da in der Küche bist; du bist das Mehlsäß mit dem Teig-lafen, und sollst dich wärmen.“

Der Jubel unter den Kindern war groß. Die Mutter kam jetzt herein, nahm Willi auf den Schoß, und Tante Sofie band die weiße Küchenschürze vor. Die Kinder schickten sich an, sie in die Küche zu begleiten, aber die Tante wollte durchaus allein backen. „So bei Licht in der engen Küche werde ich schwindelig, wenn ihr alle um mich herum schwirrt,“ sagte sie.

„Aber Zulu muß doch für dich einen großen Mann backen mit langen Beinen und einem dicken Kopf und Guckaugen drin!“ sagte die Kleinste mit ihrem süßen Munde bittend.

Tante Sofie hätte nicht müssen Tante Sofie sein; sie nahm die Kleine auf den Arm und meinte: so eine Kleine —

daß ginge noch. Und nun ging sie hinaus und machte die Thür des Heiligtums hinter sich zu.

Die übrigen Kinder hockten sich dicht um die Mutter, denn die sparsame Tante hatte die Lampe mit aus der Stube genommen. Freilich, sehr nötig war sie hier nicht, Sofie konnte beim Schein des Feuers ehr wohl stricken, und weder die Mutter zum Erzählen, noch die Kinder zum Zuhören bedurften einer hellen Stube.

„Hört nur, wie die Tante so schön singt,“ sagte die Mutter.

„Ja,“ entgegnete Sofie, „die Tante kann wunderschön singen. Ich habe sie noch nie grämlich gesehen, sie ist wohl zuweilen ernsthaft, aber meistens ist sie doch vergnügt.“

„Aber weinen habe ich sie doch schon gesehen,“ sagte Karl geheimnißvoll. „Erst in vergangener Woche machte sie einen Epheukranz, und die Thränen liefen dabei immer über die Backen.“

„Die arme Tante!“ erwiderte die Mutter; „sie hat wohl Ursache, an dem Tage traurig zu sein. Ich will es euch erzählen, wenn ihr mir versprecht, nicht gegen die Tante davon zu reden, es macht sie nur traurig.“

Die Kinder versprachen das tiefste Stillschweigen, und die Mutter begann:

„Die Tante Sofie war in ihrer Jugend sehr hübsch, gut und fromm, und alle Menschen hatten sie lieb. Einer aber, ein junger Offizier, der hatte sie am liebsten, und sie hatte ihn auch sehr lieb, und sie heirateten sich. Nun aber war gerade die Zeit, daß Napoleon mit seinen Franzosen kam, das war für die armen Frauen eine schlimme Zeit, denn sie mußten ihre Männer in den Krieg ziehen lassen. Der Onkel mußte auch fort und kam nicht wieder. Die Franzosen haben ihn bei Jena totgeschossen. So war nun die Tante mit ihrem kleinen Jungen allein, der war erst zwei Jahre alt und hieß Rudolf. Ihr könnt euch denken, wie betrübt die Tante war. Sie lebte nun ganz für den kleinen Rudolf und erzog ihn

mit großer Sorgfalt. Fromm und gut wollte sie ihn sehen. In den ersten Jahren hatte sie auch ihre Freude an ihm. Obgleich er lebhaft war, so war er doch sehr liebevoll. Als er aber größer ward, ward er leichtsinnig, er vergaß die Mutter und den lieben Gott, und folgte seinem eigenen bösen Willen und dem Rat böser Leute. Wenn er es auch oft bereute und der Mutter die besten Versprechungen machte, währte es nicht lange, so ging er wieder seine bösen Wege. So war er sechzehn Jahre alt geworden; gelernt hatte er sehr wenig, und er wußte selbst nicht, was aus ihm werden sollte. Da kam ein junger Mensch nach dem Städtchen, um seine Verwandten zu besuchen, der war Seemann.

Mit Trauer mußte die Tante sehen, daß gerade zu diesem jungen Manne sich ihr Rudolf hingezogen fühlte, ja, nach einiger Zeit ihr seinen Entschluß mittheilte, auch Seemann zu werden. Das war für Rudolf ein herrlicher Gedanke; in die weite Welt gehen, vielerlei erleben, nichts lernen und ein recht freies Leben führen! Die Mutter machte ihm viele Gegenvorstellungen, aber als sie sah, daß er seinen Willen gar so fest darauf gesetzt hatte, da ließ sie ihn ziehen. Ihr einziger Trost war der liebe Gott. Sie hatte es wohl erfahren, daß sie selbst mit eigener Kraft den Sohn nicht hüten könne, und hatte ihn schon längst mit Gebet und heißen Thränen dem himmlischen Hüter empfohlen — und dessen Hilfe ist ja gleich nah, weit draußen in fernen Ländern, wie hier in der Heimat. Ja, sie dachte sogar: wer weiß, ob der Herr ihn nicht gerade hinausführt in die Ferne, um seine Seele wieder zu gewinnen? — Und sie hatte sich nicht geirrt. Rudolf zog aus mit leichtfertigen Hoffnungen, er kam nach Hamburg, trieb sich da wild umher und kam nun auf das Schiff, um seine Lehrzeit als Schiffsjunge anzutreten. Aber wie hatte er sich getäuscht! Hier war nichts von einem freien Leben zu spüren. Die härtesten Arbeiten

mußte er den ganzen Tag verrichten. Und ward ihm das sauer und er klagte darüber, so mußte er manchen Puff und Stoß aushalten. Das kam ihn bitter an und er begann sein früheres Leben mit dem jetzigen zu vergleichen. Wie sehnte er sich jetzt nach den Liebesworten seiner guten Mutter, wie fing er an, seinen Leichtsinn zu beklagen, wie gern wäre er zurückgekehrt! Aber dazu war es zu spät. Es half ihm nichts, als mit Geduld die schwere Arbeit zu ertragen. Spät abends saß er oft einsam auf dem Berdeck; denn so, wie er früher das Geräusch geliebt, so liebte er jetzt die Einsamkeit und war glücklich, wenn er einmal das Fluchen und Schimpfen der Matrosen nicht zu hören brauchte. Hier saß er und sah nichts als Wasser und Himmel; aber am Himmel leuchteten viel tausend freundliche Sterne, und er dachte daran, wie ihm seine Mutter so oft den schönen Sternenhimmel gezeigt und ihm erzählt, wie dort oben sein seliger Vater bei dem lieben Gott sei. Damals hatte er nicht viel darauf gehört, jetzt lernte er wieder beten, wie die fromme Mutter es ihn einst gelehrt; jetzt flehte er zum lieben Gott, er solle ihn wieder aufnehmen als ein Kind, und jetzt holte er seine Bibel und andere schöne Bücher, die ihm die Mutter mitgegeben, hervor und las und lernte, und fand immer mehr seinen Trost darin. Ja, die schwerste Arbeit ward ihm jetzt leicht, und mit Geduld ließ er sich schimpfen und stoßen, denn er dachte, das hat dir der liebe Gott geschickt, damit du dich bessern sollst. Und wie glücklich und selig fühlte er sich dann wieder abends, einsam auf dem Berdeck! Wenn er an seine Mutter dachte, ging ihm das Herz über. Wie hatte sie ihn geliebt trotz seiner Sünde, wie hatte sie immer wieder gesucht, ihn mit Liebe zu gewinnen! — und er war gewiß, daß ihr Gebet ihn auch jetzt begleitete auf der weiten Reise. Das war ihm ein süßer Trost, und ein noch süßerer der Gedanke der Heimkehr. Wie wollte er ihre Liebe jetzt vergelten, wie den Kummer,

den er ihr bereitet, wieder gut machen. — Und auch diese Zeit kam. Ein Jahr war vergangen, das Schiff lief wieder in den Hafen und Rudolf eilte zu seiner Mutter. Ihr könnt euch nun die Freude der guten Tante denken. Mit Entzücken drückte sie den wiedergefundenen Sohn an ihr Herz, und mit Gebet und Dankfagung bezeugten sie beide dem lieben Gott ihre Freude und ihr Glück. Rudolf gab sein Seemannsleben auf. Ein junger Hamburger Kaufmann, der als Passagier mit auf Rudolfs Schiff war, hatte beobachtet, wie Rudolf sich von den rohen Matrosen zurückzog, und endlich gemerkt, daß er nicht zu dem niederen Stande der anderen gehörte. Beide wurden Freunde, und der junge Kaufmann machte Rudolf das Anerbieten, in seines Vaters Hause die Handlung zu erlernen. Rudolf nahm das gern an, und auch seine Mutter war glücklich darüber, denn nun konnte sie ihrem einzigen Kinde doch näher bleiben. Das nächste Jahr war der Tante glücklichstes Jahr. Rudolf war ihr gutes, folgsames Kind, seine Briefe bezeugten das, und auch die Briefe seines Lehrherrn, die voll von seinem Lobe waren. Als aber ein Jahr vergangen war, mußte Rudolf wieder hinaus auf das Weltmeer. Sein junger Freund, der Sohn des Hauses, wurde nach Ostindien gerufen, und Rudolf sollte ihm zur Hilfe und auch um sich selbst zu belehren, ihn begleiten. Im Frühjahr ging das Schiff ab und im Sommer erhielt die Tante gute Nachricht durch ein anderes Schiff, das ihnen unterwegs begegnet war. Aber es war gegen Ende November, da kam der Trauerbrief, der die Freude ihres Lebens vernichtete. Das Schiff war gescheitert. Der junge Hamburger selbst schrieb den Brief, er war gerettet; auch andere von der Schiffsmannschaft waren erhalten und hatten sich wieder zusammengefunden, aber von Rudolf fand man keine Spur, obgleich die geretteten Kameraden ihn an einem gekenterten Boot hängend auf den Wellen hatten treiben sehen. Und wenn nun der Tag ist, wo der

Trauerbrief ankam, dann macht die Tante einen Epheukranz und weint sich satt. Die arme Tante! Es sind nun bald fünfundzwanzig Jahre, daß sie zu uns zog; ich war noch ein Kind, aber ich weiß noch deutlich, wie ich sie oft weinen sah, und wie sie uns Kinder dann so zärtlich ansah und sagte: Ihr seid doch meine lieben Kinder. Mein Vater hatte sie in unser Haus genötigt, damit sie an uns Kindern möchte ihre Freude haben; und die hatte sie auch. Wir aber hatten auch unsere Freude an der Tante, denn ihr wißt ja, wie sie immer fröhlich mit den Kindern ist. Und je älter sie wird, je froher wird sie, weil sie hofft, dann bald in den Himmel zum lieben Gott und zum seligen Onkel und zu ihrem Kinde zu kommen.“

„Aber sie stirbt doch noch nicht?“ fragte Gerhard.

„O nein,“ tröstete die Mutter. „Wenn sie so alt wird, wie der selige Großvater, so hat sie wohl noch zwanzig Jahre zu leben.“

Jetzt trat die Tante ein, und da sie merkte, daß die Mutter etwas Ernsthaftes erzählt hatte, war sie auch still, und als die Kinder sich so liebevoll an sie schmiegen, traten ihr Thränen in die Augen.

Am anderen Morgen aber war auf den Gesichtern wieder Lust und Fröhlichkeit. Heute war ja nun endlich das ersehnte Bratäpfelfest.

„Ich weiß nicht, warum der Tag heute so lang ist,“ sagte Gerhard, „ich glaube, weil so viel Schnee fällt. Seht nur, Dießchen ist erst vor einem Weilchen nach dem Hühnerstall gegangen und jetzt sieht man ihre Fußstapfen nicht mehr.“

Endlich ward es dämmerig, und die Tante kam mit einem großen Apfelforbe und einem Teller voller Zwiebäcke. Und was lag oben auf den Zwiebäcken? Luluchen's Zwiebacksmann, so schön braun anzusehen, und mit zwei großen schwarzen Augen von Rosinen. Da ging's lustig her, da ward gejubelt und gesprungen, und auch Willichen ward angesteckt von dem

fröhlichen Lärmen, er hüpfte auf dem Arm der Mutter und jubelte recht in das Blaue hinein. Die Tante hatte aber auch zwei gelbe Papierkronen mitgebracht; Gerhard und Lulu, als die Kleinen, sollten die Bratäpfelkönige sein, und Karl und Sofie die Äpfel braten und die Zwiebäcke verteilen. O, was ist das für eine Lust, wenn außen hoher Schnee liegt, die warme Stube voller gesunder, fröhlicher Kinder ist, und im Ofen singen und zwischen die Bratäpfel ihre trauliche Wintermelodie. Die gute Tante hatte tüchtig eingelegt, und der große Kachelofen that sein möglichstes, die Kinder zu befriedigen. Seine Röhren waren gefüllt, und Sofie und Karl legten die Äpfel mit großer Sachkenntnis. Endlich lag ein brauner, dampfender Bratäpfelkranz auf dem großen Esstisch, und für jeden Hausgenossen lagen zwei Zwiebäcke dabei. Die Tante war heute gar nicht sparsam; sie hatte außer der Lampe noch zwei Lichte angezündet, und nun liefen die kleinen Könige auf den Hausflur und riefen mit lauter Stimme: „Herein! herein zum Bratäpfelfest!“ Und da kamen Vater und Mutter, und Lieschen und Katharine, und feierlichst ward jeder an seinen Platz geführt, und darauf tüchtig schnabuliert. Der Gerhard war wieder ein rechter Held dabei.

Und als sie noch mitten darin waren, bellte der Hund. Es klopft an die Hausthür.

„Wer kommt wohl so spät noch?“ hieß es von allen Seiten, und Lieschen ging zu öffnen. Es war der Briefträger.

Auf dem Brief steht: „Einschreiben“ und „Durch Eilboten zu bestellen.“ — Ein Platz am warmen Ofen und ein paar Bratäpfel mit knusperigen Zwiebäcken waren sogleich die Belohnung für den alten Boten.

„Seltsam!“ sagte der Vater, „der Brief ist aus Hamburg, ohne Namensunterschrift, und zwar an den seligen Großvater adressirt. Der Schreiber wünscht Nachricht vom Vater, von

allen seinen Geschwistern und Kindern, und zwar umgehend an einen Bankier in Hamburg zu schicken.“

„Seltsam!“ sagten alle und waren sehr neugierig. Aber sie mußten sich gedulden; denn wenn der Vater auch sogleich antwortete, vor acht Tagen konnte doch keine Nachricht wieder da sein.

Aber mehr als acht Tage waren vergangen und der geheimnisvolle Schreiber des Briefes hatte nichts wieder von sich hören lassen; ja, man fing an, die ganze Sache zu vergessen, denn das nahende Weihnachtsfest beschäftigte Alt und Jung. Die Kinder genossen diese schöne Zeit zugleich mit den Freuden des Winters. Nachdem der Schnee gefallen, traten helle Wintertage ein, Schlitten und Schlittschuhe wurden hervorgeholt. Beim glitzernden Sonnenschein zogen sie aus und wurden nicht eher müde, als bis die Sonne im Abendnebel neben dem Kirchturme stand, oder die Zweige der alten Linden sich schwarz am goldenen Abendhimmel malten. Dem Gerhard war es freilich oft zu viel, denn wenn Sofie und Karl rüstig auf den Beinen waren, stand er bedächtig dabei, bis er den Kribbel in Händen und Füßen hatte. Ei, da ging das Zetern los! Sofie und Karl mußten mit ihm hin und her traben, damit das Blut wieder in Bewegung kam. In der warmen Stube hatte er dann gut reden. „Morgen werde ich tüchtig marschieren!“ sagte er entschlossen. Ja, aber er machte es morgen wie heute, und seine älteren Geschwister beklagten sich bitterlich bei der Tante.

„Laßt ihn nur,“ sagte diese. „Es muß gefroren und geschrieen sein, das gehört nun einmal zu den schönen Wintervergnügungen für so kleine Gerhards.“

Aber nicht allein außen war es eine herrliche Zeit, auch in der Stube bei der Tante und der Mutter. Da saßen sie zusammen in der Dämmerstunde und sangen schöne

Weihnachtslieder, die Tante mit heller Stimme voran; und dann erzählte sie auch liebliche Geschichten vom Christkündchen und von den heiligen Engeln. Zuluchen sperrte ihren kleinen Mund vor Verwunderung weit auf. Gerhards Herz ward so voll, daß er nicht Worte finden konnte, und nur mit einzelnen überschwänglichen Tönen sich äußerte. Karl und Sofie saßen sünig dabei, sie fühlten schon das Wehen des Heilandes.

So ging ein Tag nach dem andern hin, es ward immer geheimnisvoller im Haus; oft wenn die Kinder in die Stube traten, hatten Mutter und Tante etwas unter die Schürze zu stecken; in die Putzstube durfte niemand mehr hinein, und wenn Lieschen von der Stadt kam, durfte nur Tante Sofie die Sachen in Empfang nehmen. O die gute Tante Sofie, sie lebte nur für die Kinder. Ihnen Freude zu machen, war jetzt ihre größte Sorge. Das wußten die Kinder wohl.

„Hör einmal, Tante!“ sagte Gerhard eines Tages, „ich werde dir auch etwas zum Christfest schenken, ich weiß nur noch nicht was.“

„Die Tante braucht nur gar nichts!“ sagte Sofie bestrübt. „Meine Geburtstagsmütze hat ihr auch nicht große Freude gemacht und sie setzt immer wieder die alten auf.“

„Freut euch doch, daß ihr eine so reiche Tante habt, die garnichts braucht und lieber giebt als nimmt!“ tröstete die Tante.

„Sollte es denn aber nichts geben, was wir ihr bescheren könnten?“ sagte Karl nachdenkend.

„Nein, nein,“ lachte Tante Sofie „überlaßt der Tante nur das Bescheren!“

„Ei — wenn wir auch nichts wissen, der liebe Gott sollte sich doch wohl was aussinnen können,“ entgegnete Karl eifrig.

„Ja, Tante, du sollst nicht gar zu stolz thun,“ fuhr

Sofie fort; „wir wollen dem Christkindchen sagen, daß es dir etwas bringt, was dich doch noch freut.“

„Ich aber besinne mich selber,“ sagte Gerhard und steckte pathetisch beide Hände in die Hosentaschen.

Der Weihnachtsheiligeabend war gekommen. Der Schnee fiel wieder in dichten Flocken, und Gerhard sagte wieder: „Ich weiß nicht, warum der Tag so lang ist; ich glaube, weil so viel Schnee fällt. Und du, Kathrine, erzählst heute ganz dumme Geschichten.“

„Was dumm?“ sagte Kathrine ärgerlich; „hast sie doch sonst gut gefunden. Sieh aber auf die Straße, zähle die Kuchen, die die Nachbarin aus dem Backhaus trägt, und sieh, wie Bäckers Pudel den Schnee mißt und die Krähe drüben auf dem Dache huppelt.“

„Arme Krähe, armer Pudel,“ sagte Gerhard tiefsinnig, „euch bringt der heilige Christ nichts. Gerhard will doch lieber in der Küche sitzen.“

„Und aufgewärmte Rüben essen,“ fiel ihm Karl ins Wort, „und geduldig sein wie ein Schäfchen. Nein, ich finde das Warten gerade herrlich, wenn man gar nicht weiß, was man vor Erwartung und Freude anfangen soll. Jetzt aber sollten Gerhard und Buluchen ihre Weihnachtslieder hersagen, denn wer nichts weiß, der bekommt nichts.“

Währenddessen stand Sofie unruhig am Fenster und sah nach Lieschen aus, die war nach der Stadt geschickt mit der Weisung, nicht eher vom Schuster fortzugehen, als bis er die gestickten Morgenschuhe herausgegeben hätte. Sofie hatte lange an den Schuhen gestickt, und ein großer Teil ihrer Weihnachtsfreude hing daran, sie dem Vater zu beschenken. Als es vier Uhr schlug und Sofies Sorgen lauter wurden, wandte sich die Aufmerksamkeit der ganzen Kinderstube dieser Angelegenheit zu. Endlich, es war schon ganz dämmerig, da kam sie an. Sie brachte aber auch außer den Schuhen noch die Nachricht,

daß eine halbe Stunde vor dem Dorfe eine Kutsche zerbrochen im Schnee liege; ein blasser Herr und eine Dame und noch drei Kinder so groß wie Karl und Sofie säßen darin, und gerade zum Herrn Bergassessor hätten sie fahren wollen.

Diese Nachricht setzte das ganze Haus in Bewegung. Vater und Mutter, Tante Sofie und die Kinder zerbrachen sich den Kopf, wer das wohl sein könnte. Indessen berichtete Lieschen weiter, daß die Pferde am Hofthor ständen, um die Kutsche zu holen. Während nun der Vater den Wagen aus dem Schuppen ziehen ließ, ging Tante Sofie mit großem Eifer an die Gaststuben. Welch ein Glück, daß sie mit ihren Festvorbereitungen fix und fertig war! Sie liebte es nicht, bis auf die letzte Minute zu wirtschaften, die letzte Stunde mußte sie ruhig bei den Kindern sitzen, um sie in gehöriger Stimmung nach dem Kirchhof zu führen, wo sie die Engelchen vom Turme musizieren hörten. Heute nun mußten sich die Kinder in der dunkeln Stube ohne sie behelfen; mit Katharines Hilfe aber waren bald die Gastbetten überzogen und das Feuer knisterte lustig im Ofen.

„Ich bin doch im Leben noch nicht so neugierig gewesen, wie heute!“ sagte Sofie. „Wer kann nur in solchem Wetter und gerade zum Christfest hier ankommen?“

„Gerade zum Christfest,“ fuhr Karl fort, „dies ist die schlimme Sache! Wo sollen die armen Kinder nun ihre Bescherung herkriegeln?“

„Da könnten wir wohl unter unseren alten Sachen was herausfinden,“ sagte Gerhard wichtig; „ich habe da zum Beispiel einen Hampelmann, der ist so gut wie neu; daß ihm der eine Arm mit der Geige fehlt und er mit dem Fiedelbogen in die Luft fliegt, ist zum Totlachen.“

„Gerhard hat nicht unrecht,“ fiel ihm Karl ins Wort, „ich werde dem größten Jungen ein buntes Schreibheft schenken, daß ich noch liegen habe.“

„Und ich könnte dem kleinen Mädchen die Nadelbüchse von Rosaseide mit der Silberschnur schenken,“ sagte Sofie.

Nachdem sie hin und her beraten hatten, trat die Tante ein, und sie mußte die verschiedenen Gegenstände in Empfang nehmen und versprechen, auch für die Gastkinder ein Plätzchen auf dem Weihnachtstische zurecht zu machen, und Honigkuchen und Äpfel und Nüsse nicht zu vergessen.

Alles war bereit; nur die Gäste waren noch nicht angelangt. Es schlug sechs, das Festläuten begann, und wenn die Familie das Musizieren der Engelchen nicht versäumen wollte, mußte sie sich jetzt zum Kirchweg rüsten. Der Vater nahm Dulu auf den Arm, die Mutter Gerhard an die Hand, und Karl und Sofie gingen mit der Tante. Da gerade fuhr der Wagen vor.

Der Vater wollte höflicher Weise umkehren, aber der fremde Herr litt das nicht, er versicherte, es sei ihnen allen in den Pelzen und Fußsäcken so warm geworden, daß ihnen der Weg zur Kirche eine wahre Freude sei; jetzt wollten sie alle die Weihnachtsfreude genießen und später wollte er sein unzeitiges Eindringen erklären und entschuldigen.

So wanderten sie alle zum Kirchhof, der älteste fremde Knabe an Karls Hand. Der Sternenschein lag hell auf seinen Zügen und die Tante vertiefte sich in eine wunderbare Ähnlichkeit. Jetzt waren sie auf dem Kirchhofe angekommen. Der Tante Herz schlug wärmer und wärmer. Immer mußte sie wieder in die dunkeln, freundlichen Augen des Knaben schauen. „Wie heißt du denn?“ fragte die Tante leise und drückte einen Kuß auf die hohe lichte Stirn.

„Rudolf,“ flüsterte der Knabe.

„Rudolf?“ wiederholte die Tante, und es ward ihr immer wunderbarer um das Herz; sie schaute hinauf zu dem Sternenhimmel — o, da hinauf hatte ja ihr schwaches Herz ein langes Leben voller Hoffnungen in Glauben und Geduld

und Liebe gesendet! Der Himmel lag im strahlenden Reichthum über ihr, und die Engelein sangen:

Vom Himmel hoch da komm' ich her,  
Ich bring euch gute, neue Mär,  
Der guten Mär bring' ich so viel,  
Davon ich singen und sagen will.

Als der Gesang vorüber war, ging alles heim. Die Tante war vorangeeilt, um den Christbaum anzuzünden; beim Eintritt der Heimkehrenden leuchtete ihnen der helle Lichterglanz entgegen. Der Fremde hatte ihnen ja gesagt, sie wollten die Festfeier nicht stören, und alle fühlten, daß es so am besten sei. Die Tante saß schon am Klavier, die Mutter nahm den kleinen Willi und alle traten mit großer Bewegung in das festliche Zimmer. O wie schön das klang, als Eltern und Kinder sangen das schöne Lied:

Lobt Gott, ihr Christen allzugleich,  
In seinem höchsten Thron!

Und auch der fremde Herr und die Frau und die Kinder sangen mit; aber der Herr war sehr bleich geworden und Thränen rannen über seine Wangen. Bei der letzten Strophe wankte er zum Stuhl der Tante. Er kniete nieder, die drei Kinder neben ihn. Die Frau lehnte über den Stuhl, und er ergriff die Hand der Tante und bedeckte sie mit seinen Küssen und Thränen. O, die gute Tante! Sie wußte ja alles, die Sterne hatten es ihr gesagt, und ihr Herz war stark für Freud und Leid. Da schmiegte der kleine Rudolf sich enger an sie und flüsterte: „Großmutter!“ und die andern Kinder thaten ebenso, und es war ein seliges Weinen der Freude.

„Ihr Sohn Rudolf!“ hörten Karl und Sofie die Eltern sagen, und allen ging das Herz über vor Freude und Bewegung.

Aber den Thränen folgten Worte und recht selige Worte. Das war ein glückliches Erkennen und Begrüßen.

„Siehst du wohl!“ sagte Karl zur Tante triumphierend, unser Wunsch ist erfüllt, der liebe Gott hat für dich eine ganz besondere Weihnachtsfreude ausgedacht.“

Die Tante küßte ihre beiden ältesten Pflegekinder. „Und nun?“ wandte sie sich zu Gerhard scherzend, „was hast du dir denn für mich ausgedacht?“

„Ich besinne mich noch,“ entgegnete dieser mit großer Fassung und ließ sich in der Betrachtung seiner Christgeschenke nicht stören.

Seine Geschichte wollte Onkel Rudolf später erzählen, und für jetzt sollte mit den Kindern die Weihnachtsfreude recht gründlich genossen werden. Zu diesem Behufe kam noch eine große Kiste in die Stube. Gerhard hatte den Kummer, daß sein Hampelmann nicht das einzige Geschenk für den neuen Better blieb. Der Onkel hatte in der Kiste noch reichlich für seine Kinder gesorgt, aber auch für Gerhard und seine Geschwister waren Wunderdinge darin. O! es war fast der Freude und des Glückes für heute zu viel.



## David Blume.

David Blume war eine Waise, er verlebte aber doch eine glückliche Jugend, weil er eine brave Großmutter hatte. Diese lehrte ihn, daß Gott fürchten glücklicher macht als aller Reichthum der Welt. Sie war selbst arm und hatte nur ein knappes Auentheil im Hause ihres Stieffohnes; weil sie dem aber stets eine treue Mutter gewesen, so erlaubte er ihr gern, daß sie den kleinen David, den Sohn ihrer einzigen rechten Tochter, bei sich hatte. Meister Trautmann hatte selbst drei Knaben und drei Mädchen, und es ward ihm nicht leicht, das siebente Kind zu ernähren, aber seine Mutter hatte ihn gelehrt: „Geben ist seliger denn Nehmen.“ Und er hatte den kleinen David nie merken lassen, daß er eigentlich nicht zur Familie gehörte. An Kleidung fehlte es dem Knaben auch nicht, seine Großmutter war in jüngeren Jahren Krankenwärterin gewesen und Befreundete aus der alten Kundschaft unterstützten sie jetzt mit abgelegten Sachen für den Enkel. Gar rührend sah es aus, wenn die Großmutter mit dem Kleinen in die Kirche ging. Sie hatte nach der alten Mode ihre goldgestickte Haube auf und ein schwarzes Kamelottmäntelchen um. David trippelte in großen Pumphosen, weitläufiger Jacke und Budelmütze neben ihr her. Sie liebte es nicht, viel Veränderungen mit den geschenkten Sachen vorzunehmen, so bunt sie einliefen, so wurden sie möglichst angepaßt, waren die Hosen zu groß, so wurden die Beine abgeschnitten, und sie hielten sehr schön warm, und David erkannte dankbar die Güte wohlthätiger Menschen.

So war David vierzehn Jahre alt geworden und guter Rat war nun teuer. Meister Trautmann hatte seine drei Söhne, die mit David ziemlich gleich im Alter waren, in seiner Tischlerwerkstatt anzulernen. David mußte sich also ein anderes Unterkommen suchen. Der Junge hatte sich in den Kopf gesetzt, Beutler zu werden, was sein Vater gewesen war, aber zwei solcher Meister waren nur in der kleinen Stadt, und beiden wollte die Großmutter nicht den Liebling übergeben, denn beide würden ihn nicht aus Barmherzigkeit, sondern nur des Vorteils wegen nehmen, und der Vorteil war der, den Waisenknaben mehr als jeden andern plagen zu können. Dazu war David schwach und unansehnlich, seine Gestalt klein und mager, auf den bleichen Wangen war wenig Rot, und nur wenn er die großen schwarzen Augenwimpern aufschlug, sah man in wunderschöne dunkle Augen, die sinnig und voll Liebe waren.

„Großmutter,“ sagte David tröstend, „wenn ich fleißig bin und alles thue, was der Meister und die Frau Meisterin verlangen, werde ich es schon gut haben. Und hat der liebe Gott bis jetzt für Kleidung gesorgt, wird er es auch später thun. Und du wirst doch nach aller Sorge um mich auch noch deine Freude haben. Laß mich aber nur zu Meister Bunze, der hat viel Kundschaft auf dem Lande, und ich muß die Hosen und Tabaksbeutel zu den Bauern tragen, und das möchte ich recht gern. Und er hat auch nicht so viel Kinder. Und dann wohnt er hier am nächsten, und ich kann recht oft zu dir kommen und dir erzählen, wie gut es mir geht.“

Die Großmutter mußte lächeln über die gute Zuversicht. „Nun denn, in Gottes Namen,“ sagte sie, „ich gehe zu Meister Bunze und spreche mit ihm.“

Meister Bunze war ein wohlhabender Bürger der Stadt, er hielt auf Ehrbarkeit und guten Ruf bei den Menschen. Vom Herrn und seinem Evangelium wollte er nichts wissen,

das waren für ihn unnütze Dinge. Aber wunderbarlich genug — mußte er sich selbst gestehen, daß ihm seine gottlosen Gesellen und Lehrlinge viel Aerger gemacht, ihn betrogen und bestohlen und ihm das Leben verbittert hatten. Er war daher sehr freundlich zur Frau Trautmann, als sie ihren Enkel anbot. Ein frommer, stiller Bursche ist immer angenehmer im Haus als ein wüster, so überlegte er sich, und der Frau Meisterin gingen auch gleich kluge Gedanken durch den Kopf. Der David wird deine Kinder nicht heimlich puffen und als Küchenmädchen wird er nicht naschen. Die Sache ward abgemacht. „David lernt sich in fünf Jahren los, die Großmutter muß nur für Wäsche und Kleidung sorgen.“

„Und mancher Groschen Trinkgeld fällt vor,“ sagte die Meisterin gewichtig, „wenn er die fertigen Sachen zu den reichen Bauern trägt. Kann der Junge sparen, so ist ein Paar Stiefel im Umsehen zusammen.“

Die Großmutter dachte: die Leute sind nicht so schlumm, es wird schon gehen.

Und so schien es. Am zweiten Dienstag nach Ostern zog David an und am Sonntagabend darauf kam er zum erstenmal zur Großmutter. „So lange mußt du aushalten, hatte sie beim Abschied zu ihm gesagt, „du darfst nicht zu oft kommen, damit deine Meisterleute nicht ungeduldig werden, und es ist auch gut, du versuchst dich ein paar Tage ohne die Großmutter.“

David war ganz lustig, als er seinen ersten Bericht machte. Er erzählte von dem schönen Hirsebrei, den es gegeben hatte. Freilich erzählte er auch, daß er gern noch mehr davon gegessen hätte, aber er traute sich's nicht, und die Meisterin hatte ihn geübt und bescheiden genannt, und der Geselle wäre ein Unverschämter, der verdiente nicht halb so viel, als er aße, und dazu hätte er der Meisterin neulich ein Stück Speck aus dem Küchenschrank geholt; und David sollte

nur dem Gesellen auf die Finger sehen und ihr getreulich Bericht erstatten.

„Was deines Amtes nicht ist, darüber laß deinen Vorwitz,“ warnte die Großmutter. „Des Meisters Sache ist es, den Gesellen zu bewachen, du bist der Lehrjunge und mußt dem Gesellen unterthan sein in allen Stücken, wo du kannst. Gehe still deinen Weg. Und Klagen darfst du nicht viel, denn es ist dein Wille, daß du Beutler wirst und zu Meister Bunze gekommen bist, nun mußt du deine Lehrzeit aushalten.“

Diese Rede hatte die Großmutter nicht nötig zu halten. David war eher geneigt, seinen Kummer zu verbergen, als ihn mitzuteilen. Seine fröhliche Laune war auch gleich verschwunden und sein Gesicht ganz ernsthaft geworden.

Der Alten that es fast leid, daß sie des Jungen fröhliche Zuversicht gestört hatte, und sie suchte ihn wieder guten Muts zu machen. Und Kinder lassen sich leicht trösten. Als David die Großmutter verließ, sang er mit heller Stimme:

Die Luft ist so blau, und das Feld ist so grün,  
Lieb Mütterlein, laß in die Fremde mich ziehn.  
Dann schnür' ich mein Bündel und wandre hinaus,  
Den Stab in der Hand und am Hute den Strauß.  
So wandr' ich durch Deutschland und komm an den Rhein,  
Bei tüchtigen Meistern da fehr' ich wohl ein.  
Dann sitzt mein lieb' Mütterlein abends und spinnt,  
Denkt traurig: wo weist doch mein einziges Kind?  
Dann klopft es gar lustig ans Fensterlein klein,  
Dann tritt zu der Thür der Wanderbursch ein:  
Gott grüß' dich, lieb' Mutter, schau, bist ja noch frisch:  
Und schüttet ihr jauchzend sein Geld auf den Tisch.  
Ich lobe mein Handwerk, das bringt mir was ein,  
Bald bin ich nun Meister, wie wirst du dich freun!

Im Geiste wanderte er schon als Geselle durch das Land. Jawohl, so wird's kommen, sagte er sich fest und schaute dabei auf zu den Sternen, die mit mildem Schein vom blauen Frühlingshimmel niederschauten. David war glücklich, er

saß noch lange im Bett und sah durch das Fenster seines Dachkammerchens die Sterne blinken, bis seine müden Augen endlich zufielen.

David ging jeden Sonntagabend regelmäßig zur Großmutter, und in der Woche ging er ab und zu mit vor. Die erste Zeit hatte er nur immer seine Meisterleute zu loben, aber bald mußte er der Großmutter erzählen, daß beide könnten lachen über die Späße des wüsten Gesellen. Am Sonntag nach Johanni aber war David besonders still, die Großmutter konnte ihn erst gar nicht zum Sprechen bringen, und endlich brach er in Thränen aus.

„David, was hast du?“ fragte die Großmutter eindringlich, und David erzählte, wie er heute zum Gesellen gesagt: „Die Thoren denken in ihrem Herzen, es ist kein Gott,“ weil er seine gottlosen Reden nicht hätte mit anhören können. Da hätte ihm der Geselle eine Ohrfeige gegeben, und die Meisterin hätte gelacht und gesagt: „Da ist dem kleinen Mucker eine außs Maul gewischt.“ Als David den Abend bei Tisch wie gewöhnlich die Hände faltet, thut es Marie, des Meisters kleine Tochter, auch, und als der Meister das sieht, ruft er böse: „Kinder, laßt das dumme Zeug, und du, David, bring meinen Kindern nicht deine Poffen bei!“

Die Großmutter hörte nachdenklich zu. Was sollte sie thun? Den Jungen fortbringen ging nicht. „Mein Sohn,“ sagte sie ruhig, „habe Gott vor Augen und im Herzen, gehe still deinen Weg, er wird zur rechten Zeit mit seiner Hilfe kommen. Je treulicher du an ihm hältst in der Not, je treulicher wird auch seine Liebe sein.“

„O!“ sagte David, und seine blauen Augen leuchteten ganz freudig, „es wird mir auch noch gut gehen. Wie manchen Kindern ist's in der Jugend schlimm gegangen, und wenn sie fromm waren, hat er sie glücklich gemacht. Ich glaube, ich werde noch sehr glücklich, und du, Großmutter, auch, du sollst

zu mir ziehen, wenn ich Meister bin. Ein halbes Jahr ist bald dahin, dann ist der zehnte Teil um. Fünf Jahre ist nicht lange, ich weiß, als ich zehn Jahre alt war, gaben mir Postdirektors den blauen Sammtkittel, und das ist eben, als ob's gestern gewesen wäre."

Die Großmutter mußte lächeln, aber sie dankte dem lieben Gott, der dem Kinde so frohe Zuversicht gegeben.

David war zuvorkommender als je im Meisterhause, und dennoch ward er dem Meister immer unbequemer. Wenn David vor dem Essen die Hände faltete und sein Gebet nach oben richtete, so waren seine Augen unwillkürlich in Spannung auf den Meister gerichtet. Der Junge betet jetzt, dachte der Meister, und es war, als ob eine unheimliche Macht über ihn käme. Es ihm zu verbieten, wagte er nicht, ja es wandelte ihn manches Mal wie mit einem Schrecken an, wenn er daran dachte, wie er des Knaben Gebet eine Pöffe genannt. Ungläubige Menschen sind immer abergläubisch; es kam ihn ein wunderlicher Aberglaube an, wenn er des Kindes stilles Walten sah. Recht klar war er sich über diese Gefühle nicht; „aber," sagte er, „das Muckerwesen ist mir unausstehlich und hat auch was Aufsteckendes, die Kinder hängen an dem Jungen wie Kletten, er muß ihnen seine Geschichten erzählen, sie singen seine Lieder, und Fragen thun sie einem, man weiß nicht, was man darauf antworten soll. Kurz und gut, der Junge muß aus dem Haus, sobald als möglich."

„Ich halte auch nichts vom Muckertum," sagte die Meisterin „und doch ist es in manchen Fällen gar nicht zu verachten. David ist mir hundertmal lieber als alle die gottlosen Jungen, die wir schon als Lehrlinge gehabt haben. Die liefen in die Gasthäuser, rauchten Zigarren, tranken Schnaps; David hält das alles für Sünde, und ich habe nichts dagegen. Unsere Kinder sind immer unter Aufsicht, kurz und gut, ich kann den Jungen jetzt nicht entbehren.

David, obgleich er es recht schlimm hatte, beklagte sich nicht. Seine Großmutter hatte es ihm verboten, und die Meisterin deutete oft genug an, daß er nur aus Barmherzigkeit hier wäre, und wenn sie ebenso wollte, wie der Meister, so wäre er schon längst aus dem Hause. David ertrug alles, weil er den festen Gedanken gefaßt hatte, in der Lehrzeit müsse es ihm schlecht gehen, und später werde er sehr glücklich sein. Der Herr hat noch niemand verlassen, der auf ihn gebauet hat, wenn man auch nicht weiß, wie er es machen wird. Er konnte am freudigsten vor sich hinschauen, wenn es ihm am schlimmsten ergangen war.

„Ich dachte immer, der Junge wäre aus Dummheit so fägsam und geduldig,“ sagte einst der Geselle zur Meisterin; „aber der hat's hinter den Ohren. Als ihn neulich der Meister mit einigen derben Püffen traktiert hatte, sagte ich zu ihm: ‚Du armer Bengel kannst einem beinah Leid thun.‘ Da sah er mich ernsthaft an und sagte: Wilhelm, aber noch mehr muß man den Meister bedauern, der hat keinen Frieden im Herzen, darum ist er auch den ganzen Tag ärgerlich. Und, Wilhelm, ändere dich auch, sonst führst du ein elendes Leben, und wenn das vorüber, kommt das Gericht und dann ist alles zu spät.‘ Der Junge hielt eine ordentliche Predigt, wie gut es wäre, wenn man fromm wäre und gerecht gegen jedermann, und dann machte er noch seine Anwendungen auf alle Menschen, die gottlos wären. Kurz und gut, er hat es hinter den Ohren. Ich wollte ihm ärgerlich einige über das Maul wischen, da faltete er die Hände und fing an das Vaterunser zu beten. Ich muß sagen, das machte mich perplex; vor dem Vaterunser hat man doch eine gewisse Scheu.“ — Die Meisterin meinte wieder, daß sie eigentlich die Muckerei nicht liebe, daß sie aber in manchen Stücken nicht ganz zu verachten sei. „David ist einmal wohl dabei, man könnte den Jungen um seine gute Laune manches mal beneiden,“ war der Schluß ihrer klugen Rede.

Außer diesem inneren Grunde des Glückes hatte sich seit Johannis für David auch eine äußere Quelle des Vergnügens eröffnet. Das waren die Wanderungen auf das Land. Manche schwere Woche half ihm der Gedanke an den Sonntag überwinden. Mit welchem Entzücken verließ er dann ganz früh die Stadt, wanderte durch die grünen Felder, hörte die Glocken läuten, kehrte oft erst in eine Kirche und dann bei Bauersleuten ein. Meistens traf er es bei diesen gut, wenigstens bekam er immer reichlich Essen, und da die Frau Meisterin gar nicht gern sah, daß er ihr gerade in die Mittagssuppe fiel, konnte er sich Zeit zu diesen Wanderungen nehmen; ja sie schmunzelte, wenn er nachmittags versicherte, sein Brod in der Tasche reichen wohl bis zum Abend, und daß er mit ihren Kindern bis dahin spielen könne.

Es war am Erntedankfest. David mußte einem jungen Bauern gestickte Hofenträger hintragen. Sie waren erst Sonnabend spät fertig geworden, und Sonntag früh mußte David sich auf den Weg machen, weil des Bauern Hochzeit war. Glücklicher David! Der Himmel stand so hoch und blau über ihm, der Sonnenschein lag auf den stillen Dörfern und blitzte in den tauigen Wiesen, ein Sonntagsmorgen in seinem schönsten Friedensglanze ruhte auf der herbstlich prangenden Natur. Die Vögel sangen zwar nicht mehr, sie hüpfen aber fröhlich in den bunten Zweigen der Bäume, und auf den gelben Stoppelfeldern blühten noch Kornblumen. Mit dem schönsten Strauß auf der Mütze, frischen roten Wangen und hellen Augen trat David in das Hochzeitshaus. Die Braut war die jüngste Schwester des Bauern, dem der Hof gehörte, er mußte die Hochzeit ausrichten und hatte es recht aus dem Vollen gethan. David bekam gleich ein großes Stück Kuchen. Die Wohnstube war festlich geschmückt, aber im Lehnstuhl saß die Frau des Bauern bleich und matt, sie war erst kürzlich von einer schweren Krankheit genesen. Sie ließ sich mit dem freund-

lichen Lehrjungen in ein Gespräch ein, und that es so liebevoll, daß ihm das Herz überging und er Kuchen und Kaffee darüber vergaß und ihr bald seine Leiden und Freuden mitgeteilt hatte.

Sie sprach ihm Trost zu, und je mehr sie sprach, je kräftiger und lebendiger wurde ihr Wesen; David fühlte, wie die Liebe zum Heiland und die Freude, von ihm reden zu können, sie stark machte. Hättest du solche Meisterin! dachte David in seinem Herzen. Der Bäuerin Sohn, ein Knabe von vierzehn Jahren, trat ein. Er war der Mutter Ebenbild, dabei aber frisch und fröhlich. Er that ganz kameradschaftlich mit dem Stadtjungen, und beide schlossen Freundschaft miteinander. Erst waren sie in der Kirche zusammen, dann mittags beim Festessen, und David ergöhte sich über die maßen. Nachmittags lagen beide Jungen im Grasgarten unter einem vollen Pflaumenbaum. Christel stieß an den Baum, daß die blauen Früchte ihnen fast in den offenen Mund fielen, was bei glücklichem Fang immer herzlich belacht wurde.

„Solch einen Tag habe ich noch gar nicht verlebt,“ sagte David, „laß dir nur bald ein paar neue Lederhosen machen, die muß ich hertragen, und das sollte mich freuen, heute muß ich nun fort.“

Christel hatte noch nicht Lust, den neuen Freund fort zu lassen, aber die Sonne warf schon lange Schatten, und wenn nicht Erntefest gewesen und die Meisterleute mit den Kindern in einem Kaffeegarten wären, hätte David schon längst fort gemußt. Er ging heute mit seligem Herzen und mit vollen Taschen heim. Der Bräutigam hatte ihm fünfzig Pfennig geschenkt und die kranke Bauernfrau ein Halstuch, und Christel hatte für Kuchen und Schweinebraten gesorgt.

David's erster Gang war zur Großmutter, und diese hatte die Freude, den stillen David ganz ausgelassen zu sehen.

„Großmutter, alle Vierteljahr so einen Weg und ich bin zufrieden. Die Lehrzeit geht hin und dann schnür ich mein

Bündel und wand're hinaus?' Weihnachten soll ich Christel neue Hosen bringen, und zum Martinsmarkt kommt er in die Stadt, da schenkt er mir einen Hering und einen Honigkuchen, und das sollst du beides haben. Denn zum Jahrmarkt geht's bei uns auch hoch her, da ist's wie ein Taubenschlag, ich muß eine Kanne Kaffee nach der andern kochen und darf Safransemeln essen, soviel ich will."

Martini kam und zugleich ein kleines Kindlein in das Meisterhaus. David bewährte sich in seinen Fertigkeiten; er kochte, machte rein, zog die Kinder an, keine Magd hätte es besser besorgt. Selbst der Meister gönnte dem Jungen manches freundliche Wort oder nahm ihn in Schutz, wenn der Geselle gar zu grob gegen ihn sein wollte. Bierzehn Tage später kam Christel zum Jahrmarkt, der versprochene Hering und Honigkuchen war getreulich an David und von diesem der Großmutter überliefert und das Freundschaftsbündnis zwischen den beiden Jungen noch fester geknüpft. Christels Vater machte viele Bestellungen, mit der Bedingung, daß David am heiligen Abend die Sachen bringen und die Festtage bei ihnen bleiben dürfe. So schien Davids Glückssonne aufs herrlichste zu strahlen, als plötzlich ein dunkles Unwetter herauf zog.

Es war am Sonntag vor Weihnachten. David saß an der Wiege des kleinen Jungen, die Meisterin hatte sich längst zu Bett gelegt, und der Meister war noch im Bierhaus. Der arme David! nach den mühevollen Tagen mußte er jetzt häufig auch noch manche Stunde in der Nacht Arbeit verrichten, und je geduldiger er schien, je mehr ward ihm aufgepakt. Er fühlte aber auch kaum die größeren Beschwerden, Weihnachten rückte ja immer näher, er sah im Geiste den Lichterbaum glänzen, er sah sich im Bauernhaus freundlich empfangen von der liebevollen Frau und von dem lustigen Christel. Wenn es auch nicht Hochzeit ist, so ist es das liebe schöne Christfest,

da giebt's viel Freude, und gewiß wird die gute Frau auch ihm etwas beschenken. So haute er eben seine Schösser in die Luft, als es heftig an das Fenster pochte. „Gevatterin Bunze!“ rief eine laute Frauenstimme, „wir müssen unsere Männer holen, die sitzen drüben beim Bier und sollen's schon in den Köpfen haben.“

Frau Bunze hatte nicht Lust, wieder aufzustehen, sie schickte David ab, wie sie schon öfter gethan, wenn ihr der Mann zu lange blieb. Für David waren es schwere Wege, der Meister ließ den Unmut über die Frau und über die eigene Sünde immer zuerst am Lehrlingen aus; aber es half nichts, er mußte fort.

Er ging nicht sehr schnell, er dachte, vielleicht bringt des Schneiders Frau auch meinen Meister auf den Weg. Die Rechnung schlug aber fehl; er erreichte das Bierhaus, ohne jemand zu begegnen, und als er in den Hausflur trat, hörte er in der Stube entsetzlichen Lärm. Zaghaft stand er vor der Thür, aber der Wirt machte ihm die Thür auf und schob ihn vor sich hinein. Die Schneiderin hatte Meister Bunze beim Rockschöß und schrie nach Hilfe, denn dieser schlug unbarmherzig mit einem dicken Stock auf den Schneidermeister ein. Der glogte mit seinen trunkenen Augen um sich und wehrte sich mit Schimpfen und Fluchen. Da plötzlich fuhr Bunzes Stock ihm in das Auge, daß er besinnungslos niederstürzte. Erschrocken hielt Meister Bunze inne, und der Wirt, der nicht Zeuge dieses folgenschweren Auftritts sein wollte, schlug im gleichen Augenblick die Thür zu.

„Er hat ihn totgeschlagen!“ jammerte die Schneidersfrau. „Ach, wie das Blut stürzt! Gevatter Schäfer, kommt doch nur her.“

Der Wirt kam. Der Verwundete wurde aufgerichtet, das bleiche Gesicht mit dem Blutstrom sah schrecklich aus. Die Schneidersfrau jammerte und schüttete zugleich eine Flut

von Drohungen und Verwünschungen über Meister Bunze aus. Der war durch den Schreck ganz nüchtern geworden, und seine Klugheit riet ihm, sich vom Anfang an auf das Leugnen zu legen. Er behauptete, der Schneider sei umgetaumelt und mit dem Auge auf die Stuhllecke gefallen. Jetzt rief die Schneidersfrau David zum Zeugen auf. Der war noch starr vom Schreck, er hatte ja den schweren Knopf des Stockes in das Auge fallen sehen, er konnte ja nicht anders, als zu den Beschuldigungen ja sagen. Das machte Meister Bunze wütend. Er wollte auf seinen Lehrlingen los, schalt ihn einen Lügner, und nur der Wirt konnte den armen Jungen vor Mißhandlungen schützen. David lief in Angst nach Haus und gleich auf seine Dachkammer. Der Geselle ward munter, David erzählte, was vorgefallen, und bat ihn mit Thränen, ihn vor dem wütenden Meister zu schützen. Der Geselle war schlecht genug, eine heimliche Freude an dem Vorfall zu finden. So war doch seinem Meister auch einmal etwas eingebrockt!

Die Furcht, Meister Bunze möchte noch zu David kommen, war unnötig, er blieb unten; aber der Geselle hörte ihn noch lange toben und hörte auch, wie die Schneidersfrau ihren verwundeten Mann mit lautem Weinen vor der Thür durchbringen ließ.

Am andern Morgen traute sich David kaum herunter, doch wunderbarerweise waren Meister und Meisterin sehr freundlich zu ihm.

„Jetzt soll sich's nun zeigen,“ sagte die listige Frau Meisterin, „ob du ein braver Junge bist oder ein Undankbarer. Du kannst jetzt deinem Meister einen großen Dienst erweisen, du brauchst gar nicht zu lügen, du sagst nur, daß du nicht ganz genau hast sehen können, was vorgefallen. Das ist auch natürlich. Du hast voller Schrecken gestanden, da kannst du dich geirrt haben.“ — Derart redete sie noch mehr und auch der Meister konnte heute glatte Worte sagen, knüpfte aber

baran die ärgsten Drohungen. Mit Schimpf und Schande sollte er aus dem Haus, er wolle ihn so schlecht machen, daß jeder Meister sich vor ihm fürchten müßte.

David hörte seufzend zu. Hätte er doch nichts gesehen! Er hatte aber nur zu deutlich gesehen und durfte, wenn er vor Gericht stand, keine Unwahrheit sagen. Sein Trost war die Großmutter, sobald er konnte, lief er zu ihr und schüttete ihr sein Herz aus. Das war ein harter Schlag für die alte Frau; was sollte nun wieder aus dem Jungen werden? Daß diese Geschichte ihn von Meister Bunze fortbringen mußte, sah sie voraus, und wo sollte er ein anderes Unterkommen finden, wenn Bunzes ihr möglichstes thun wollten, den Jungen schlecht zu machen. — Meister Trautmam und seine Frau wurden zu Räte gezogen. Der Meister war zu gewissenhaft, einen zweifelhaften Rat zu geben; aber die Meisterin, die schon fürchtete, den Jungen wieder an den Tisch zu kriegen, suchte Ausflüchte. „Wenn du es mir genau gesehen hast!“ warnte sie; „ehe ich so was beschwören sollte, bedächte ich mich hundertmal, und würde aus Angst nicht wissen, was ich gesehen hätte.

„Ich habe es aber gesehen, wie der Stock in das Auge schlug und Meister Kleist auf die Erde fiel,“ sagte David treuherzig.

„So helfe dir unser Gott, du bleibst bei der Wahrheit,“ entgegnete die Großmutter entschieden.

Die vier Tage bis Weihnachten gingen bei Bunze in dumpfer Stille hin. Meister Kleist hatte die Gehirnentzündung, und solange sein Zustand zweifelhaft war, riet man der Frau, nichts in der Sache zu thun. Auch David hatte so lange Ruhe. „Ehe wir nicht wissen, was wird, wollen wir den Jungen nicht bestürmen, nur unter der Hand wollen wir ihn bearbeiten,“ sagte die Meisterin, und ließ keine Gelegenheit unbenutzt, ihn für ihre Zwecke zu stimmen. Davids Herz aber ward mit jedem Tage fester, denn seine Gebete wurden mit jedem Tage inbrünstiger.

Der Weihnachtsheligeabend war trüb, leichter Schnee fiel auf den hartgefrorenen Boden und ein kalter Wind fegte ihn zuweilen wieder von den Straßen. Das störte die allgemeine Freude nicht, die Leute liefen geschäftig hin und her, Kinder standen mit blaugefrorenen Wangen vor den Spielsachenläden, teilten sich ihre Wünsche mit, oder trippelten vor die Bäckerhäuser, um sich am süßen Ruchendufte zu ergötzen.

David hätte sich auch gern wie andere Kinder gefreut, aber diese Art Freude war für ihn verloren. Die so sehr ersehnte Reise ward ihm zwar nicht entzogen. „Laß ihn nur,“ sagte die Meisterin zu ihrem Mann, „wir wollen ihm das Leben so angenehm wie möglich bei uns machen, damit er's nicht gern aufgibt.“ Sie schenkte ihm auch schon früh Kuchen, eine Pelzmütze und ein paar Handschuhe. „Wie unser eigen Kind sollst du es haben,“ sagte sie zärtlich, „ich will für dich wie eine Mutter sorgen und mein Mann will es deiner Großmutter schriftlich geben, daß du mit drei Jahren auslernen sollst. Also denke in zwei Jahren bist du Geselle. Nun wollen wir sehen, ob du brav bist, oder ob du schlecht und rachsüchtig unsere Wohlthaten vergiltst.“

„Ach du lieber Gott!“ seufzte David, und ein paar große Thränen liefen aus seinen blauen Augen, „daß werde ich doch nicht.“

„Nein, das wirst du auch nicht,“ sagte die Meisterin hoffnungsvoll, gab ihm sein Reisebündel, und David trat den Weg an.

Als er an Kleists Haus kam, stand er zagend still, er hegte die Hoffnung, wenn der Nachbar gesund würde, könnte die Sache gütlich beigelegt werden. Jetzt hätte er gern noch gewußt, wie es mit dem Kranken stand. Da trat der Arzt aus der Thür, er kannte David und sagte in Teilnahme: „Ja, lieber Junge, der Meister liegt im Sterben, er erlebt den Abend nicht mehr.“

David's Kniee wankten, er konnte kaum weitergehen. Noch einmal sah er sich nach seinem Meisterhaus um. „Dahin werden mich meine Füße nicht wieder tragen. Lieber Vater im Himmel, wohin wirst Du mich führen? Du weißt schon mein Obdach, ich weiß es nicht. Ob der Geselle recht hat, daß ich muß Rüben puzen in der Fabrik? oder Wolle spinnen? Die Großmutter kann mich nicht ernähren, und Better Trautmann sieht schon so kummervoll aus. Lieber Gott verzeihe meinen Kleinmut, aber ich bin sehr unglücklich, ich wäre so gern ein Meister geworden, aber Du willst es wohl nicht. Lieber Herr, hilf mir nur, ich habe wenig Kraft.“ — So gingen Gebete, Gedanken und Besürchtungen durcheinander. Dazu weinte er bitterlich und merkte nicht, wie der Weg immer beschwerlicher ward.

In einem Dorfe, das halben Weges lag, erinnerten ihn die rauchenden Schornsteine, daß es gut sei, wenn er sich erwärmen könne. Doch war er zu traurig und traute sich nicht, fremden Leuten in das Haus zu kommen. Da hörte er seinen Namen rufen. Der Rufende war ein Mann, der in der Thür eines großen Bauernhofes stand. Jetzt erst erinnerte sich David, daß Christels Mutterbruder hier wohnte. Christel hatte ihn nicht viel gelobt; er hätte vor Jahr und Tag die Frau und zwei Kinder verloren und wäre seitdem immer ernst und bekümmert um keinen Menschen. David hatte ihn auch damals auf der Hochzeit nicht lächeln sehen, und so folgte er denn mit einigem Zagen dem Rufe.

„David, du kannst mit in meinem Wagen fahren,“ sagte der Bauer. „Denn du willst doch zu Christel?“

David nickte und folgte der Einladung in die Stube. Hier brachen Kälte und Mattigkeit erst aus und kaum konnte er sich aufrecht im Stuhl erhalten.

„Armer Junge!“ sagte der Bauer und sah ihn teilnehmend an. David erstaunte, denn zwei treuherzige Augen, wie die

von Christels Mutter schauten ihn an. Wie ihn das bewegte, er konnte seine Thränen nicht zurückhalten.

„Was hast du denn?“ forschte der Bauer mit milder Stimme.

„Mich friert,“ stotterte David, um doch etwas zu erwidern.

„Wenn weiter nichts ist,“ lächelte der Bauer, „da weiß ich Rat.“

Er zog ihm die Stiefel aus, steckte seine Füße in Filzschuhe und holte heißen Kaffee aus der Ofenröhre. Ordentlich lustig konnte der Mann aus Barmherzigkeit werden. Er schilderte dem Knaben, wie er ihn auf dem Wagen wollte in Pferdedecken packen, wie für seine beiden Hengste der Weg kaum eine Viertelstunde lang wäre, wie dann die Schwester einen so großen Weihnachtsbaum anzünden würde, daß der kleine David schon vom Sehen würde warm werden.

David sah dankbar auf seinen Wohltäter. Ach, wie erquickte ihn diese Güte, wenn er nur hätte reden können. Aber nichts als wehmütig lächeln konnte er, sein Herz war zu kummervoll. Als der Bauer nach den Pferden ging, blieb er allein in der Stube hinter dem Ofen sitzen. Neben ihm auf dem Tisch lag eine große Bibel, er las darin, und ein wunderbarer Friede kam über ihn und eine selige Zuversicht, wie man sie nur nach so großer Trübsal fühlt. Ohne es zu wissen, kniete er nieder. „Du lieber Herr, könnte ich doch heut allein hier bleiben, ich mag keinen Lichterbaum sehen und keine fröhlichen Menschen, mit Dir allein sein wäre meine schönste Freude und mein Trost.“

Erschrocken sprang er jetzt auf, der Bauer stand vor ihm. Aber waren die Augen noch teilnehmender geworden? sie schauten so eindringlich in die feuchten Augen, als wollten sie des Herzens Grund erforschen. David konnte nicht widerstehen, es war, als zöge es ihn an die Brust dieses Mannes,

er lehnte seinen Kopf an und schluchzte leise. Der Bauer aber ließ alles geschehen, und erst nach und nach forschte er nach dem Grunde dieser Thränen. David schüttete sein Herz aus, er sprach von seinem Unglück, aber auch von seinem Troste.

„Ja, David,“ sagte der Bauer, „wir müssen alle heute fröhlich sein, daß uns das Christkindlein geboren ist. Und du mußt auch fröhlich sein, auch für dich ist es geboren. Sei fest im Glauben und fröhlich in der Hoffnung, der Herr hat noch niemand verlassen, der auf ihn gebauet hat.“

„Ich will auch jetzt fröhlich sein,“ sagte David, „und mich mitfreuen über den Weihnachtsbaum und über alle fröhlichen Menschen.“

Der Bauer sprach noch eine Weile mit ihm und hatte seine Freude an dem Kinde, es that ihm fast leid, als die Hengste vorfuhren.

Der Bauer fuhr selbst und sah von Zeit zu Zeit vorförsiglich nach seinem Schützling, der behaglich neben ihm saß. Christel war dem Freunde ungeduldig bis vor's Dorf entgegen gegangen, als er ihn in Pferbedecken gehüllt bei dem Onkel sitzen sah, machte er übermütige Sprünge neben dem Wagen her und dazu seine Witze.

„O Davidchen! kleines Davidchen!“ rief er, „wir haben schon Angst um dich gehabt. Du armer, dünner Bengel. Die Mutter meint, du könntest unkommen in dem Wetter. Jetzt mach' aber, daß du vom Wagen kommst, ich muß dich messen, ob du ebenso lang bist als die Weihnachtswecke, die die Mutter für dich gebacken hat, ich habe mit Christian um einen Geldbeutel gewettet, und wenn ich verliere, mußt du ihn beuteln.“

So ähnlich sprach Christel auch noch, als sie beide in der Knechtstube hinter dem Ofen saßen, und David störte den Kameraden nicht in seiner frohen Laune. Drüben in der Wohnstube ward für das ganze Haus die Bescherung aufge-

baut, Christel konnte nur nicht begreifen, warum es heute so lange dauerte. Die Magd hatte ihm gesagt, daß Vater und Mutter mit dem Onkel im Gespräch vertieft am Ofen saßen, als ob gar nicht Weihnachten wäre.

Endlich wurde gerufen. Außer den Hausbewohnern wurde noch Patenkindern beschenkt und es war ein langer Tisch. Der brennende Baum in der Mitte, an beiden Seiten Äpfel, Nüsse, Honigkuchen, Bücher und Kleidungsstücke, für jeden passend geordnet. Nur David schien vergessen, alle andern bekamen ihren Platz, er blieb allein an der Thür stehen. Doch nicht allein, der Bäuerin Bruder stellte sich zu ihm, als der Hausvater mit derber Stimme das Lied anstimmte: „Lobt Gott, ihr Christen allzugleich.“

Nach dem Liede las die Bäuerin das zweite Kapitel im Evangelium St. Lucä, und dann konnte ein jeder sich der schönen Weihnachtsgaben freuen. Davids Antlitz leuchtete, so etwas hatte er noch nicht erlebt, höchstens hatte er es durch ein Fenster gesehen, wenn die Großmutter am heiligen Abend mit ihm durch die Straßen ging; da fehlte aber doch der Gesang und die fromme Bäuerin und der stille, ihr so ähnliche Bruder. David wäre gern an den Tisch getreten, um Christels Herrlichkeiten zu beschauen, aber der Bäuerin Bruder hielt ihn an der Hand und sah ihn zuweilen mit sonderbarer Bewegung an, bis die Bäuerin herzutrat. Auch ihre Augen schauten so beweglich auf den Waisenkneben. „David,“ sagte sie, „das Christkindlein hat für dich heute in großer Liebe gesorgt, es sagt zu dem Manne hier: ‚Siehe, das ist dein Sohn,‘ — und zu dir: ‚Siehe, das ist dein Vater.‘“

Sie konnte vor Rührung nicht weiter sprechen, der Bauer hatte des Kindes Kopf wieder an seine Brust gelegt und sagte: „Ja, David, du bist nun keine Waise mehr,“ — dann schwieg er.

David aber fühlte alles, er klammerte sich fest an den ihm vom Heiland geschenkten Vater, dem rannen die Thränen

über die braunen Wangen, die Liebe dieses verlassenem Kindes war ihm eine reiche Christgabe.

Für heute ward nicht von der Zukunft geredet, am andern Morgen aber vor der Kirche, als Christel in der Weihnachtslederhose und Budelmütze mit einer langen, neuen Peitsche auf dem Hofe knallte, saßen die Großen mit David zu Rate. Er sollte entscheiden, ob er beim Pflegevater bleiben, oder sein Handwerk weiter lernen wollte.

„Mein Handwerk,“ sagte David mit Freudigkeit. Ich möchte gern Geselle sein, und dann Meister werden und die Großmutter zu mir nehmen.“

Das gefiel dem Pflegevater erst recht. Das Handwerk hat einen goldenen Boden, dachte er, und kannst du es dem Jungen einst wohl machen, so wird er die übrigen Groschen anzuwenden wissen. — Noch denselben Nachmittag fuhr er mit David zur Großmutter! der Junge hatte nicht länger Ruhe.

O, du gute Großmutter! der Freudenbecher war fast zu voll für dich. Als sie den Abend allein war, denn der Pflegevater wollte wenigstens den Jungen so lange bei sich haben, bis er ein passendes Unterkommen für ihn gefunden, da versammelte sie den Meister Trautmann mit seiner Familie um sich, und alle sangen aus frohem Herzen:

Lobe den Herren, der alles so herrlich regieret,  
Der dich auf Adlers Fittichen sicher geführet,  
Der dich erhält,  
Wie es dir selber gefällt:  
Hast du nicht dieses verspüret?

Das eine, was David noch bedrückte, nämlich vor Gericht erscheinen und den Meister Bunze zum Mörder stempeln zu müssen, ward vom Pflegevater auch beigelegt. Die Schneiderswitwe nahm das Bußgeld von Meister Bunze, dem der Bauer noch ein gutes Stück Geld hinzufügte, und gab die Klage auf.

Meister Bunze blieb von äußerer Strafe frei. Aber die innere blieb ihm im Herzen und kann durch kein irdisch Neugeld von ihm genommen werden. Duster lebt er hin, seine Frau klagt und die Kinder sehen bange darein. Davids Schicksal hatte besonders die Meisterin bewegt. „Unser Herrgott lebt doch noch,“ sagte sie eines Abends weinend, „und Gott fürchten und Glauben haben ist eine schöne Sache. Bete nur Mariechen! wenn ich's könnte, möchte ich's auch. Und laß die Kleinen beten. Wenn ihr fromm seid, so geht es euch so gut wie unserm David.“

Wer weiß, vielleicht lehrt der liebe Gott sie dennoch das Beten. Möchte er auch Meiste Bunze und allen Sündern das Herz öffnen, daß sie kommen und Neugeld zahlen, das jede Strafe tilgt.

David kam Ostern zu einem frommen, braven Meister in die Lehre. Sein Pflegevater hatte große Freude an ihm, und die Liebe zwischen beiden ward immer wärmer und fester, und David wuchs heran geistig und leiblich. Die Großmutter freute sich ordentlich über den hübschen Burschen mit den frischen Wangen und den hellen Augen.

Als drei Jahre um waren, trat er eines Tages zu ihr ein, seine Kleidung war funkelneu, das Felleisen vollgepackt, und die neuen Stiefelsohlen schauten an der Seite heraus. Auf dem Hut aber steckte ein Strauß, in der Hand hatte er den Stab, und mit fröhlicher Stimme begann er zu singen:

Die Luft ist so blau, und das Feld ist so grün,  
Lieb Mütterlein, laß in die Fremde mich ziehn.

Die Großmutter mußte durch Thränen lächeln und „der Herr segne dich!“ stammelte sie.

Der Pflegevater, der hinter der Thür gestanden hatte, trat dann auch herein. „Der Herr segne ihn!“ sagte er auch.

Und so sprechen wir auch und begleiten den Gefellen mit den besten Wünschen auf seiner Wanderschaft.

## Die beiden Tannenbäume.

Eine Weihnachtsgeschichte.

Warum die Herren und Damen nur im Sommer unsern stillen Wald und unsere einsamen Thäler überschwemmen, ist sehr begreiflich; man muß nur in der großen Stadt das Treiben im Winter gesehen haben. Für die Langeweile ist dort besonders geforgt, bunt und laut geht es durcheinander, daß man kaum zu sich selber kommen kann. Wo es aber am schönsten ist, selbst im Winter, das weiß ich wohl, ich will es nur nicht sagen, damit die Reiselustigen nicht auch im Winter unsere Ruhe stören. Darum nur schnell zur Geschichte, die gerade an einem prächtigen Wintertage beginnt.

Es war vierzehn Tage vor Weihnachten, ein leichter Reif deckte die Erde und hatte die grünen Tannen mit vielen Sternen geschmückt, in denen die Sonnenstrahlen goldig funkelten. Es war sehr still im Walde, selbst der Bach, der sonst übermüthig zu rauschen pflegte, ging sanft und leise an selbstgeschaffenen Kristallsäulen hin. Eine junge Tannenschönung am Eingang eines Thales stand träumend versunken in der Beschauung des eigenen Glanzes. Sie stört nicht das einförmige Hauen der Aelte, nicht das Feuer der Arbeiter, dessen Schein durch die schlanken Stämme mahnend blickte. Ach nein, sie waren noch zu jung, als daß für sie das Hauen der Aelte gefährlich klang. Ein Bäumchen war besonders fröhlich, obgleich sein Loos nicht besonders gefallen war. Es stand so nahe an einer schlankeren Schwestertanne, daß es nur nach einer Seite hin seine Zweige ausbreiten konnte und ein kleiner Krüppel geblieben war, während seine Nachbarin ihre schönen Zweige über sein Haupt erhob.

Es war am Morgen des schönen Tages, an welchem die Erzählung beginnt, als der Förster mit einem Holzhändler in das Thal bog und hin zu den andern Häusern ging. Er that das fast jeden Tag, und die Bäumchen sahen ihn unbesorgt vorübergehen; war er doch ihr guter Freund und freute sich ihres Gedeihens. Plötzlich blieb er stehen, und zwar gerade vor dem ungleichen Schwesternpaare.

„Also zwanzig Schock schlägt ihr aus dieser Schöpfung,“ sagte er zu dem Holzhändler; „die Dinger stehen so üppig, ich glaube, man merkt es kaum, wenn die Schocke fehlen, und Weihnachtsbäume müssen das werden, wie sie im Buche stehen!“

Diese Worte gingen den beiden Tannen durch Mark und Bein, der Großen zitterten vor Schrecken alle Glieder und ein Sternenregen fiel auf das Haupt der Kleinen. „Hast du es gehört?“ sagte sie, „ein Weihnachtsbaum soll ich werden; ich werde abgehauen, bin höchstens noch ein paar Wochen frisch und grün, und dann ist's vorbei.“

„O, mir wird das Sterben nicht weniger schwer als dir,“ sagte die Kleine seufzend.

„Du Thörin!“ fuhr ihre Gefährtin eifrig auf, „dich können sie nicht gebrauchen zu einem Weihnachtsbaume, wenn ich von deiner Seite bin, werden sie sehen, welch ein Krüppel du bist, sie werden es gar nicht der Mühe wert halten, dich nach der Stadt zu bringen.“

Wenn die Große sonst ihre Schönheit auf Kosten der Kleinen rühmte, so hatte es die Kleine oft sehr gekränkt, jetzt aber war ihr dieser Tadel ein rechter Trost in großer Herzensangst. O möchte sie doch recht haben! dachte sie, du bleibest so gern hier in deinem stillen Wald, möchtest nicht gern schon sterben! — Sie blieb in Erwartung ganz stumm, während die stolze Schwester in trostlosen Worten ihren Aerger aussprach.

Inzwischen hatten die Holzhauer ihre Arbeit begonnen. Ein schmerzliches Wehzen und Fallen ging durch die jugendliche Schonung, und wahrlich, wenn die Menschen diese Sprache verstanden hätten, daß Einhauen in so junges Leben sollte ihnen schwer geworden sein. — Endlich kam die Reihe an das Schwesternpaar. Die hohe schlanke Große ward getroffen vom sicheren Streiche der Axt, aber die Kleine blieb unverfehrt, kein Nädelchen that ihr weh. „Das kleine Ding mag stehen bleiben!“ sagte der Hauer und griff dabei kräftig nach der Großen, um sie in den Weg zu werfen. Weil aber beide Tannen mit den Zweigen sehr verschlungen waren, vergriff er sich in der Hast und riß die Kleine, die nur lose in der Erde hing, samt der Wurzel aus. O weh! — So wanderte auch die Kleine mit der Schwester nach dem Weihnachtsmarkt.

So ein Weihnachtsmarkt ist ein wunderbares Ding. Der Platz mit den hohen Häusern, die vielen Schauläden mit glänzenden Spiegelscheiben, die Buden mit den ausgelegten Herrlichkeiten, das Fahren von vornehmen Wagen, das Laufen von feinen Herren und Damen, dazwischen das Rufen und Zanken von groben Leuten, — ja es ging bunt und laut durcheinander, und die Tannenbäume wußten nicht, was so ein Weihnachtsfest zu bedeuten habe, und warum sie eigentlich hierher geführt waren. Das war traurig; — aber trauriger war es noch, daß die Menschen, die da umherliefen, auch nichts wußten von dem lieben Weihnachtsfest. Käufer und Verkäufer hatten das Herz voll irdischer Gedanken; sie dachten nicht daran, daß alles dem lieben Herrn Christus zu Ehren geschah. Ja, wenn nicht zuweilen einige stille und selige Kindergesichter drüber hingegangen wären, so hätte man glauben sollen, der Teufel ganz allein hätte sich dies Treiben angestellt.

Eine prächtige Karosse hielt auf dem Markte, ein Bedienter öffnete den Wagenschlag und eine Dame in rauschender

Seite schwebte heraus. Sie ging gerade auf die Weihnachtsbäume zu, sah sich die schönsten an und wählte endlich die schöne schlanke Tanne, die wir schon vom Walde her kennen. Jetzt erst wurde die kleine Schwester bemerkt, der Verkäufer machte sie los und warf sie gleichgültig hin. Das mißachtete Bäumchen rief der Schwester ein wehmütiges Lebewohl nach, diese aber, geblendet von dem Lobe, das ihrem schönen Wuchs gespendet war und von der Pracht der Dame und ihrer Umgebung, hatte kaum einen kalten Gruß für die Zurückbleibende.

Die Dame fuhr nach einem schönen Hause, und der Bediente trug den Baum in einen prächtigen Saal. Hier war erst recht eine Herrlichkeit, goldene Bilder, samtene Möbel, dazu viel bunte Sachen in halb offenen Kisten und Schachteln, und Dinge aus den hellen Schauläden, von der unsere Tanne sich nie etwas träumen ließ. Sie ward in die Fensternische gesetzt, so konnte sie auch auf den Hof und um sich schauen; aber auch nach innen war Unterhaltung genug, zwei Flügeltüren nach dem Nebenzimmer waren meistens geöffnet, und beide Zimmer waren bis spät in die Nacht belebt. Die Tanne fing an, ihr Los ganz erträglich zu finden. Mußt du einmal so früh sterben, so hast du wenigstens noch glänzende Tage zu verleben.

Die gepuzte Dame und ihre zwei jungen Töchter waren den größten Teil des Tages im Saal und erzählten sich unterhaltende Dinge. Sie sprachen von großen Gesellschaften, wie es da und dort hergegangen war, was die Herren und Damen an hatten, was sie gethan und gesprochen hatten. Dann besprachen sie die große Gesellschaft, die am heiligen Abend hier sein sollte, redeten von den schönen Geschenken, die sie austheilen wollten, und die sie selbst erwarten; kurz und gut, die Tanne konnte in den ersten Tagen gar nicht genug aufpassen, und zerbrach sich den Kopf, was das wohl für ein Fest sei, zu dem so große Vorbereitungen gemacht wurden.

Arme Tanne, hier warst du nicht an den rechten Ort gekommen, hier wurde der Name des Festes nur zum Vorwand eitler Thorheiten genommen, vom festlichen Geiste war nichts zu spüren.

Nach einigen Tagen aber hörte die Tanne nicht mehr aufmerksam zu, wir wissen ja selbst, wie solche Unterhaltungen beschaffen sind, und wundern uns gewiß nicht, daß selbst der Tannenbaum sie bald langweilig fand. Dazu kam noch, daß die gute Laune der Damen oft gestört wurde. Der Herr des Hauses nämlich schien gar nicht einverstanden mit diesen Vorbereitungen; er sprach öfter ärgerlich über so ein albernes Fest, wie das Weihnachtsfest, das den Haushalt aus aller Ordnung bringe, so viel unnützes Geld koste und wohl die Gesundheit seiner Töchter dazu, denn morgens und abends fände er sie an den abscheulichen Stickerarbeiten, und zu vernünftigen Dingen sei niemand aufgelegt. — Das ist ein häßliches Fest! dachte der Tannenbaum, wenn er solche Worte hörte.

Eines Morgens war die Sprache des Hausherrn schärfer als je, er murrte, wie jetzt im Haus alles kopfüber und unterginge, und wenn er bedenke, daß dies alles bloß um unnützen Aufwandes willen sei, ja, wenn er die Rechnungen bedenke, die er dann nach Weihnachten bezahlen solle, so möchte er sich tot ärgern, und —

Bei diesen Worten schlüpfen die beiden Töchter in den Saal und schlossen die Thüre hinter sich, so daß man hier nichts weiter hören konnte. Die Mädchen aber sprachen nun untereinander.

Die jüngste von beiden, ein stilles und sanftes Mädchen, sagte zu ihrer älteren Schwester: „O, ich fürchte mich eigentlich schon immer vor dieser Weihnachtszeit, jedes Jahr giebt es Aerger; der Vater zankt mehr wie je, die Mutter ist so übler Laune, wir können ihr nichts hübsch genug machen, und dabei

haben wir Tag und Nacht zu thun, und alles um den einen Tag, an dem ich gar nicht so viel finde. Ich will froh sein, wenn er vorüber ist."

Die ältere nannte sie eine Thörin und sagte, daß sie ebensogut als andere Leute das Fest so feiern könnten, und daß sie selbst das Schelten für nichts achte, wenn sie an die Lust des Abends denke.

In diesem Augenblick wurde der Wortwechsel der Eltern im Nebenzimmer noch lauter, die Saalthür öffnete sich, der scheltende Vater drang ein. Als er die vielen ausgelegten Sachen sah, dazu den großen Weihnachtsbaum und die Zuckersachen, die ihn schmücken sollten, ward sein Zorn noch größer. „Seid ihr denn alle toll geworden?“ rief er, „was ist das für eine Verschwendung! Ich werde alles an die Kaufleute zurückschicken und den alten Baum stecke ich in das Feuer, damit ich nur von Weihnachten nichts höre und sehe!“

Der Tanne fuhren diese Worte wie Todeschrecken durch alle Glieder. So steht es hier? dachte sie. Was mag das nur für ein häßliches Fest sein, das allen Leuten so viel Neger bereitet und dich selbst aus deinem grünen Walde gerissen hat, um dir gar nun den Feuertod zu bereiten!

So schlimm war es übrigens nicht gleich, die Frau vom Hause sprach jetzt mit schmeichelnder Stimme von den Anforderungen des Standes, von den reichen Gegengeschenken, von dem Vergnügen eines solchen Festes, und zuletzt mit etwas sentimentalem Ton von dem lieben Weihnachtsfeste, das nur alle Jahr einmal komme und worauf alt und jung sich so lange freue. „Selbst Christinchen, meine Plättfrau, erzählte mir gestern, daß sie dies Jahr wohl an zwanzig Geschenke austheile.“

„Und da hat sie sogar einen Weihnachtsbaum geholt!“ rief die jüngste Tochter.

Aller Blicke wandten sich nach der Plättfrau, die über den Hof schritt, und als die Tanne auch dahin schaute, sah

sie zu ihrer Verwunderung ihr kleines Krüppelschwesterchen in das Hinterhaus wandern. Sie hörte noch, wie das junge Mädchen von dem guten Christinchen sprach, und von der kranken Nähfrau und den vier Kindern, und von dem jungen Musiker, die alle dort oben unter dem Dache wohnen und die jetzt immer Weihnachtslieder miteinander singen. Also war das kleine Weihnachtsbäumchen zu guten, armen Leuten gekommen, und das ging so zu.

Als es heute wieder in traurige Gedanken versunken auf dem Markte lag, trat eine freundliche Frau zu dem Verkäufer. Er forderte sie zum Kaufen auf. „Ja kaufen,“ sagte sie lachend, „das ist so eine Sache; ich nehme lieber ein Bäumchen geschenkt, und ich glaube, ich bin an den rechten Mann gekommen, wenn ich ihn bitte, daß er unserm Herrn Christus zulieb vier armen Waisenkindern einen kleinen Weihnachtsbaum schenkt.“ — Der Mensch läßt sich gern etwas Gutes zutrauen und schmunzelnd reichte der Verkäufer das Bäumchen hin, das ihn ohnehin nichts gekostet hatte. Frau Christinchen bedankte sich schönsten und machte unterwegs ihrem bewegten Herzen Luft.

„O du hübsches, liebes Bäumchen!“ sagte sie, „wie will ich dich schmücken, wie will ich auch unter deinem Scheine meinen lieben Herrn und Heiland loben. O, wie ist doch das Weihnachtsfest ein seliges Fest, wie danke ich dir doch, du teurer Heiland, daß du in die Welt gekommen bist, alle Menschen selig zu machen. O, daß es von jetzt an immer Weihnachten in mir wäre! o daß mein Herz dir immer grünen möchte in stetem Lob und Preis!

Ei, meine Perl, du werte Kron,  
Wahr Gottes und Marien Sohn,  
Ein hochgeborner König:  
Mein Herz heißt dich ein Lilium,  
Dein süßes Evangelium  
Ist lauter Milch und Honig.

Ei mein  
Blümlein,

Hosianna himmlisch Manna, das wir essen,  
Deiner kann ich nicht vergessen."

Warum war denn Christine dies Jahr so froh und glücklich? Nun, weil sie ein solches Fest noch nicht erlebt hatte. Sie hatte schon viel Weihnachtsfeste gefeiert; etwas aber hatte ihr doch gefehlt, der liebliche Kindergeist, ohne den sich Weihnachten nicht feiern läßt.

Christine war von strengen Eltern christlich erzogen; die Kirchenfeste wurden sonderlich gefeiert, auch Weihnachten; aber Christines Mutter war eine sparsame Frau, ihren Kindern etwas bescheren, hielt sie für Verschwendung. Sie mußten daher Lieder auswendig lernen, mußten mehr beten und singen als sonst, und höchstens wurde am Festmorgen ein Licht angesteckt und den Kindern ein Lebkuchen besichert. Weihnachtsfeier lernte Christine kennen, aber Weihnachtsfreude nicht; daß es eben ein Kinderfest ist, und daß Eltern auch Kinder werden müssen, um es recht zu feiern, erfuhr sie nicht. Sie verlebte so eine ehrbare Jugend, heiratete nicht zu jung einen ordentlichen Mann, und übte ihr Christentum, wie sie es gewohnt war. Kinder hatte sie nie, und zum Glück, wie sie meinte; denn ihr Mann starb früh, und sie konnte kaum für sich selbst sorgen, weil ihre Finger, durch Gicht gelähmt, sie oft an der Arbeit hinderten. Doch hatte der Herr immer geholfen. Hier war sie Blättfrau, dort Krankenpflegerin, und überall war sie gern gesehen.

Einst, als sie in einem vornehmen Hause als Krankenwärterin diente, hörte sie, daß im Neben Hause ein Handwerksmann gestorben und eine Witwe mit vier Kindern ganz hilflos hinterlassen habe. Christine ging rüstig hinüber. Als sie die bleiche Frau und die vier lieblichen Kinder sah, da ward es ihr mit einemmal wunderbar zu Sinne. Es war,

als ob eine Stimme zu ihr spräche: Christine! dies soll deine Schwester sein, und dies sollen deine Kinder sein, nimm sie zu dir. Aber, ihr schwaches Herz war voller Sorge, wie sollte sie für so viele Leute sorgen.

Kurze Zeit darauf wohnte die kranke Mutter mit den Kindern unter Christines Dache. Christine war sehr froh, sie ahnte vielleicht, daß ihr durch diese christliche That sehr reicher Segen werden sollte. Frau Leonard, eine sehr demüthige und sanfte liebe Frau, fügte sich in alles, was Christine über sie und ihre Kinder bestimmte. Die älteste Tochter, das fünfzehnjährige Hannchen, war das Ebenbild der Mutter und fügte sich mit gleicher Gelassenheit. Die drei jüngeren Kinder aber konnten das Wesen der neuen Pflegemutter nicht begreifen und wandten sich schon von ihr. Christine bemerkte das nicht, sie verlangte von Kindern nichts weiter, als strengen Gehorsam, und mit eiserner Hand nahm sie den Zügel der Erziehung in die Hand, ja beschchnitt, wo sie konnte, die Freudenblüten der Kinder.

Je mehr sich so die Kinder von Christine abwandten, je mehr wandten sie sich dahin, wo sie den Sonnenschein der Liebe und Freude fanden, zu Hannchen und zur Mutter. Da, die Liebe ist erfinderisch, ohne Kostenaufwand wurde so manches eronnen, um die kleinen Herzen zu erfreuen. Die Mutter überwand ihre Schwachheit, um mit den Kindern fröhlich zu scherzen, und Hannchen sparte sich selbst vom Nötigsten ab, um ihnen etwas mehr zu geben als das tägliche Brot.

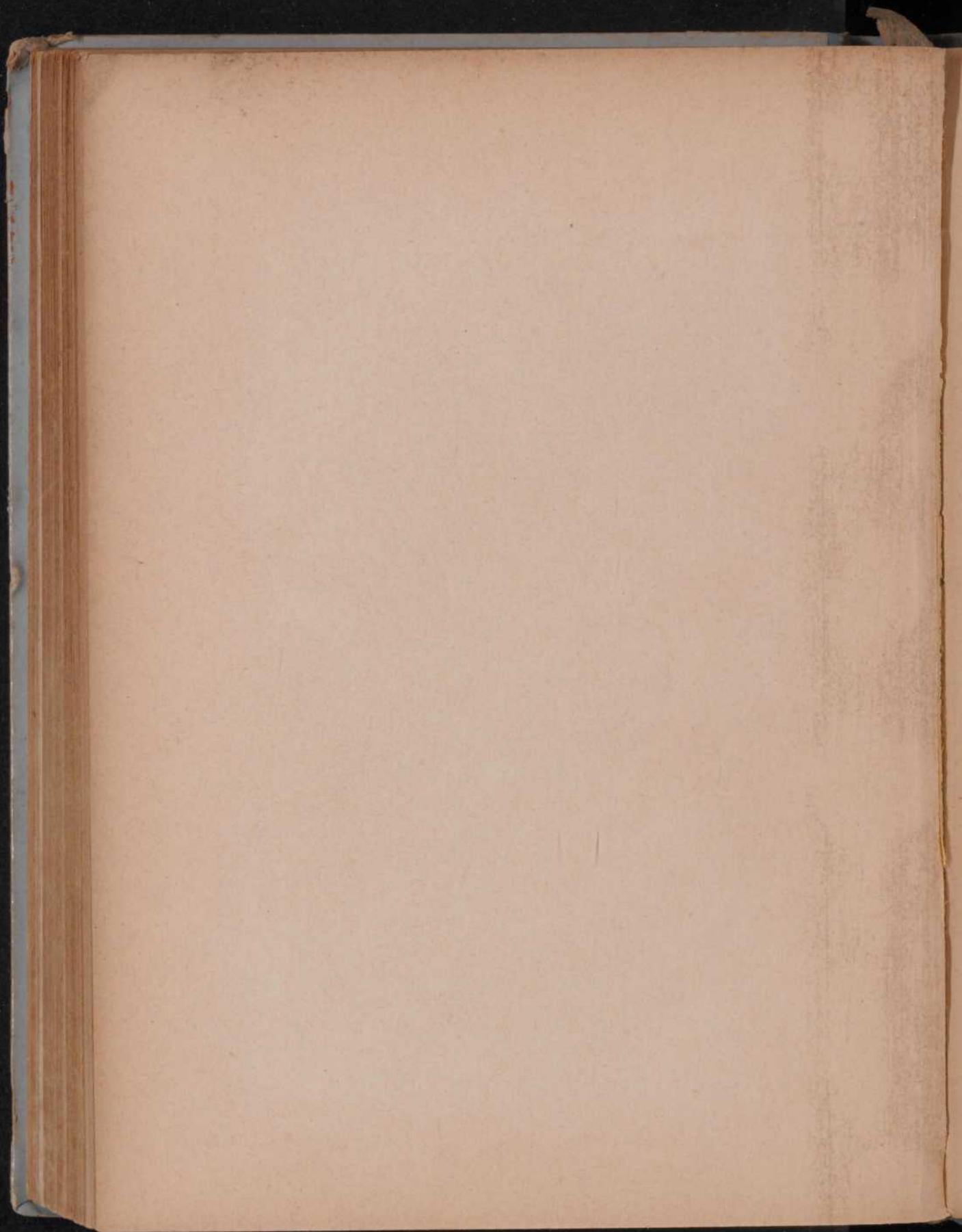
Christine konnte diesem stillen Liebesleben endlich nicht widerstehen. Sie fühlte es bald schmerzlich, daß bei ihrem Eintreten der Frohsinn der glücklichen Familie gebannt schien und nur allein Respekt für sie zu sehen war; und es war ihr eine nie gekannte Freude, wenn Lenchen, das jüngste fünfjährige Mädchen, sie liebevoll anschaute, denn Lenchen

mit den bittenden Augen hatte schon manches von ihr erlangt, ja kürzlich sogar eine Zuckerbretzel, die Christine eigenhändig beim Bäcker gekauft hatte.

So standen die Sachen, als Christine das erste Weihnachtsfest mit der Familie erleben sollte. Sie hatte natürlich schon längst vom Mißbrauch der Weihnachtsfeier in jeziger Zeit geredet, sie fand es für Eltern und Kinder eine gefährliche Zerstreuung. Sie sollten, wie sie es selbst gewohnt war, Weihnachtslieder lernen, singen und beten, und höchstens bei einem Lichtchen einen Lebkuchen bekommen. Mutter und Kinder fügten sich; aber ohne daß es beabsichtigt ward, erfuhr Christine soviel von den Weihnachtsfesten, welche die arme Familie früher erlebt hatte, daß es ihr endlich ein Stachel im Herzen ward. Wenn sie darauf bestand, den Kindern die neue Kleidung immer dann zu geben, wenn es gerade nötig schien, bemerkte die Mutter, daß sie früher jedes nötige Kleidungsstück gern unter den Weihnachtsbaum gelegt habe, und daß es dadurch ihr und den Kindern immer eine Erinnerung an das liebe Weihnachtsfest war.

Ein Christenhaus in der Zeit vor Weihnachten ist vom Geiste der Liebe bewegt, das ist ein heimlich stilles Schaffen und Treiben, allen leuchten die Augen heller in der Erwartung der Weihnachtsfreude und zugleich in der Freude, daß Geben seliger als Nehmen sei. — Frau Leonard und ihre Kinder mußten das nun entbehren, sie sangen ihre Weihnachtslieder und schafften daneben das gewöhnliche Tagewerk ihrer Hände. Hammen behauptete, es sei ihr nicht wie früher, wenn sie nicht einige späte Nachtstunden heimlich schaffen könne zum heiligen Christfest, dabei leise für sich ein Lied singen, oder in die stille Nacht hinausschauen nach den leuchtenden Sternen, und wenn zugleich der Hände Werk ein festliches sei. Die beiden Knaben klagten laut: „Wenn wir abends spät aufwachen, sehen wir nie ein Licht





durch die Ritzen der Thür schimmern, am Tage dürfen wir ungehindert in jede Schublade schauen und wir selbst haben gar nichts zu schaffen.“ Der älteste hatte zwei Zigarrenkisten geschenkt erhalten, er konnte für die Mutter, für Hannchen und Christine die schönsten Sachen daraus schneiden, Zwirnwickel, Nähkästen und andere Dinge. Der kleinere hatte allerlei Erfindungen im Kopfe, und Lenchen versicherte ernsthaft, welche herrlichen Sachen sie der Mutter und den Geschwistern und Christinchen schenken wolle. Hannchen und die Mutter hatten genug zu trösten, und Christine wurde das Herz immer schwerer, je näher Weihnachten kam. Wunderbar war es aber auch, daß sie seit dem halben Jahre, wo sie mit der Familie zusammenwohnte, nie Gicht in den Händen hatte und reicheren Verdienst als je. Aber auch die fränkliche Frau Leonard war seit einiger Zeit sehr gekräftigt und konnte mit des fleißigen Hannchens Hilfe die übrigen Kinder ganz gut ernähren. Christine konnte es sich nicht verhehlen, daß sie jetzt der Familie überflüssig war; um so mehr empfand sie es, daß groß und klein noch gleichen Respekt vor ihr hatte, und ihr jetzt auch bei der Feier des Weihnachtsfestes solche Opfer brachte.

„Es ist doch wohl möglich, daß der heilige Christ noch zu uns kommt,“ sagte am heiligen Abend der jüngere Bruder zu dem älteren.

Lenchen aber klatschte in die Hände: „Ich freue mich, ich freue mich auf morgen früh!“ rief sie.

Das ist Kinder Glaube, der da hofft, wo nichts zu hoffen ist. — Der Mutter und Hannchen ging das Herz über, Christine, die das mit angehört, ging in ihre Stube, sah in die Dämmerung und betete zum heiligen Christ.

„Es soll ein Wunder geschehen,“ sagte sie dann; „Christine werde ganz klein, so recht ein kleines Kind.“

Das Frühläuten klang über die ruhende Stadt, Christine war schon auf, die Stube warm, für jedes Kind brannte ein

Büchlein auf dem Tisch, Äpfel und Honigkuchen lagen daneben, auch, und Kleinigkeiten, die gar nicht zum täglichen Brod gehörten. Christine, wo sind denn deine Ansichten geblieben? und warum bist du so selig? O, wie ein recht seliges Kind stehst du bei den Herrlichkeiten und magst dich nicht trennen.

Christine holte das kleine Lenzchen aus dem warmen Bett. „Lenzchen,“ sagte sie, „der heilige Christ ist in meiner Stube, ich trage dich hin zu ihm. Fritschen, es ist wirklich ein Wunder geschehen, kommt, kommt alle zusammen!“

Alle traten staunend in die helle Stube, Christine lachte mit nassen Augen, und eine glückliche Fandke sang dem Christkindchen ihr seliges Willkommen entgegen.

Das Weihnachtsfest ging vorüber, der Winter auch, Christine fühlte immer mehr, daß ihre Freunde ohne sie leben konnten, wogegen dieselben ihr immer unentbehrlicher geworden waren. Mit dem Frühling wurde der stille Kreis noch durch eine Person erweitert, die besonders den Kindern nicht wenig willkommen war. Ein junger Schullehrer, dazu großer Musiker, kam nach der Stadt, um noch ein halbes Jahr Musik zu studieren und dann sein Examen als Organist zu machen. Er sah sich nach christlichen Leuten für sein Unterkommen um, und der Zufall führte ihn zu Christine. Es paßte sich, daß ein drittes Stübchen oben bei ihr leer war, sie nahm also den jungen Mann in Pflege und Kost, und sollte es ihr lebenslang nicht bereuen. Herr Gutfnecht ward ein guter Nachbar, die Kinder hingen bald an ihm wie die Kletten, er spielte mit ihnen oder belehrte sie und erzählte ihnen Geschichten. Den Frauen war er behilflich, wo er konnte, oder er unterhielt sie, oder noch besser, er musizierte ihnen schöne Sachen vor. Wie manchen Sommerabend saßen sie auf dem Bodenraum vor den drei Stubenthüren, das Geschwirre von vorüberziehenden Spaziergängern störte sie nicht, Geräusch und Staub blieben unten, hier oben war abendliche Stille und Fröhlichkeit. Der Sommer

ging vorüber, die kühleren Abende führten die Gesellschaft in Christines Stube zusammen, und wie die Abende immer länger wurden, da fingen die Weihnachtsgedanken an hin und wieder aufzutauchen.

Christine hatte diesen Zeitpunkt nur erwartet, sie war ja nicht mehr die alte Christine, sie war ein Kind geworden mit den Kindern, Lenchen kam in den Mußestunden wenig von ihrer Seite, und das liebe, kleine Bettelgesichtchen konnte der guten Christine alles abschmeicheln. „Weihnachten, ja Weihnachten,“ sagte Christine, „das ist ein schönes Fest, und ich bin doch neugierig, was mir der heilige Christ bringen wird, ich möchte mich auch gern in meinen alten Tagen jetzt beschenken lassen.“ Die Mutter und Hannchen und die Kinder jubelten im Herzen, selbst schenken will sie sich etwas lassen! die gute Christine! Die Jungen schmunzelten heimlich, Lenchen aber plauderte alle ihre Geheimnisse aus; ein Glück, daß sie mit ihren Gedanken nicht ins Klare kommen konnte, und somit Christin en eigentlich doch nicht wußte, wie sie daran war. — So zog denn mit der lieben Adventszeit dort oben unter dem Dache ein besonders festlicher Geist ein. Die Mutter nähte mit fleißiger Hand nötige Kleidungsstücke, um sie als Festgabe den Kindern lieb und schön zu machen, Hannchen saß manche stille Nachtstunde allein mit ihren Gedanken, die Kinder sahen dann das schimmernde Licht durch die Ritzen der Stubenthür fallen und und träumten weiter vom heiligen Christ; am Tage wurden sie öfter aus der Stube geschickt, oder Hannchen und die Mutter flüsterten miteinander. Sie selbst aber waren am meisten geheimnißvoll beschäftigt, der gute Nachbar, Herr Gutknecht, reichte ihnen hilfreiche Hand, und wahrlich, es war kein Wunder, wenn Christinchen neugierig ward, welche Kunstwerke die Jungen endlich aufstischen würden. Christine aber war anzumerken, daß sie nicht allein müßig blieb, das Dachkämmerchen neben ihrer Stube war allen längst ein verbotener

Ort. Lichter und Kuchen und Spielsachen waren angeschafft, jetzt strebte sie nur noch nach einem Baum und wie sie so glücklich war, einen zu erhalten, das ist oben schon erzählt worden, und wir fahren nun in der Geschichte der beiden Tannen wieder fort.

Christine schlüpfte leise mit ihrem Baum in die bewußte Dachkammer, der gute Nachbar folgte schon mit einem leeren Blumentopf, um ihn einzusetzen. „Gi, eine Wurzel hat das Bäumchen!“ sagte er froh, „so will ich doch die Erde gut mischen und sehen, ob es nicht anwächst, und dann nehme ich es zum Andenken mit in meines Vaters Garten.“

Dem Bäumchen gingen diese Worte wie Balsam durch die schon matten Glieder; mit Wohlgefallen ließ es sich in frische Erde setzen, der Nachbar setzte es dann an die offene Bodenlücke, damit es Luft und Sonnenschein genieße, und verließ mit Christine die Kammer.

Hier hatte das Bäumchen Raum, sich umzuschauen, und das erste, was es erblickte, als es durch das kleine Fenster hinausfah über den Hof, das war die stolze Schwwestertanne hinter den Spiegelscheiben. Die große Tanne sah sehr schwermütig aus, wir wissen ja, welche Gedanken sie hatte von dem traurigen Feste, das den Menschen so viel Aerger und Unruhe bereitet, und ihr das Leben kostet.

Die kleine Tanne hier oben in frischer Morgenluft, hatte andere Gedanken. Was mag das für ein Fest sein, dachte sie mit fröhlichem Herzen, das den Menschen so süße Loblieder entlockt, und was mag das für ein lieber Herr und Heiland sein, dem zu Ehren diese Lieder gesungen werden? Sie sollte es noch erfahren. Schon am Abend kamen die Bewohner der drei Stuben zu Christine, und das Tannenbäumchen hörte deutlich nebenan singen und sprechen. Es erfuhr, wie in heiliger Nacht der Stern geschienen, wie die Engel vom Himmel den Frieden auf Erden verkündet, wie das Kindlein ein Erlöser der

Menschen geworden, und wie ihn lieben eine große Seligkeit ist. Die Tanne hörte aufmerksam zu. O, ihr glücklichen Menschen, die ihr ein solches Fest feiern könnt!

Die Adventszeit war vorüber, der Festtisch war bereitet, der Baum warf seinen hellen Glanz auf beides und die Lippen strömten über: „Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen.“ — Der Gesang klang hinauf zum blauen Sternenhimmel und der Lichterschein fiel hernieder auf den dunkeln Hof.

Ja, da unten hinter den Spiegelscheiben war es trüb und still. Der heilige Abend war in lauter Lust verjubelt, der Tannenbaum stand seines Schmuckes beraubt auf dem leeren Tische und wußte schon, daß er heute sollte aus dem Zimmer geworfen werden. Wie mag es nur dem Schwesterbaum dort oben ergehen? dachte er, gestern sah er noch fröhlich zum Fenster hinaus, jetzt leuchtet er hell und die Töne dort oben klingen anders, als die tobende Tanzmusik.

Bald nachdem der Gesang dort oben verklungen war, kamen die Dienstboten und trugen den Baum, der schon teilweise seine Nadeln verlor, auf den Hof. Und wunderbar genug, als die Kinder der Witwe gerade feierlich geschmückt in ihrer Hausthür standen, kam der Bediente mit dem Baum heraus. Die bunten Papierschleifen und Ketten daran erregten der Kinder Bewunderung, und der Bediente schenkte ihnen den Baum. Jubelnd ward er hinauf getragen, und dort auf dem Bodenraum vor den drei Stubenthüren stand die geschmückte kleine Schwestertanne, und hier feierten die beiden ihr Wiedersehen.

„O, das traurige Weihnachtsfest!“ jammerte die große. „O, das selige Weihnachtsfest!“ sang die kleine. Beide teilten sich ihre Erfahrungen mit. Die kleine bemitleidete die arme Schwester, und die große ward sehr getröstet durch diesen letzten, lieblichen Aufenthalt.

Die Geschichte der beiden Weihnachtsbäume ist aus. Die kleine Tanne ward bis zum Frühjahr von Hannchen und Freund Gutknecht sorgsam gepflegt, und ihre Freude war groß, als anstatt der Weihnachtslichter an ihren Zweigen hellgrüne Triebe an das Tageslicht strebten. Und als der junge Mann nach vollbrachtem Examen das Bäumchen mitnahm nach seines Vaters Garten, nahm er von Hannchen das Versprechen mit, daß, wenn er des Vaters Gehülfe sei, sie dem Bäumchen folgen und in seines Vaters Hause wohnen möchte. Christine, die Mutter und Geschwister sagten Amen dazu.



## Anna.

### Erste Abteilung.

„Na, Anna, heut will ich die Butter nicht sparen, es ist das letzte Brot, das du von Rechts wegen bei uns isst,“ sagte die Schneidermeisterin Weber zu ihrer fünfzehnjährigen Tochter, indem sie ihr ein Butterbrot reichte.

„Gott sei Dank, daß wir eine von der Tasche los sind!“ unterbrach sie der Mann; „ist die Sache erst in Schuß, denke ich, werden die andern folgen, und man kam wieder Atem schöpfen in seinen vier Pfählen.“

„Nu, nu,“ lachte die Frau Meisterin, „wer hat die meiste Arbeit von der Kinderwirtschaft gehabt? Das war ich doch. Aber das vergißt sich leicht, und ich erlebe es, du sagst noch einmal: Mutter, es war doch besser, als die Kinder im Haus waren, als jetzt, wo sie fort sind und liegen einem auf der Seele.“

„Et, ich denke doch, wir werden Ehre einlegen mit unseren Kindern,“ entgegnete der Meister eifrig. „Hörst du, Anna, du machst es gut bei der Frau Postmeisterin, du bist rechtschaffener Leute Kind, auf deinen guten Namen hin wirst du genommen, nun halte dich danach.“

Anna schaute aus dem dickbäckigen Gesicht mit vergnüglichen Augen. Warum sollte sie es nicht gut machen? Sie hatte den besten Willen und freute sich über alle maßen auf den Dienst. Dazu hatte sie einen neuen Koffer von den Eltern bekommen, wenn auch nicht viel darin lag, so trug sie doch den Schlüssel an einem Bande um den Hals, und sah in Gedanken den Koffer voll der schönsten Wäsche und Kleidungsstücke und die sorgfältig gesparten Thaler in der kleinen Beilage liegen.

„Dein Iebelang habe Gott vor Augen und im Herzen, und hüte dich, daß du in keine Sünde willigst noch thust wider Gottes Gebot.“ Diese Worte gab die Mutter der Tochter mit auf den Weg, als diese sich zum Abschied rüstete. Anna trodnete sich mit der Schürze die Thränen ab, reichte Eltern und Geschwistern die Hand und ward darauf von der Mutter und dem Lehrburschen, der den neuen Koffer karrete, in den ersten Dienst geführt.

„Ach, liebe Frau Postmeisterin, noch ein Wort unter vier Augen,“ sagte Frau Weber, „ich habe noch etwas auf dem Herzen.“

Die Frau Postmeisterin machte ein stuziges Gesicht, sie dachte: Was will die? Mietsgeld hat das Mädchen, Lohn ist ihr reichlich versprochen, vor der Arbeit darf sie sich nicht scheuen, ist auch eine vierschrötige Person, kann zugreifen, darf nicht zimperlich thun, wird's auch vor dem Brotschrank nicht sein, — was in aller Welt mag die Frau noch für Bedenken haben? So schossen der Postmeisterin in aller Eile die Gedanken durch den Kopf.

„Ach, liebste Frau Postmeisterin,“ der Frau Weber ging vor Rührung die Stimme über, „ich bitte Sie, daß Sie über das Mädchen wachen, sie ist noch so jung, ist nie aus dem väterlichen Haus gewesen und kennt auch die Welt nicht, weiß nicht, wie schlecht sie ist.“

„Liebe Frau, sie wird auch in unserem Hause nichts Schlechtes sehen,“ entgegnete die Postmeisterin hochfahrend.

„Ach, das meinte ich damit nicht,“ stotterte Frau Weber erschrocken, „ich meine, daß Sie das Mädchen nirgends hinfassen, wo sie Böses hören und sehen könnte. Sie können sich wohl denken, liebe Frau Postmeisterin, wie es einer Mutter um das Herz ist, wenn sie zum erstenmal ein Kind von sich giebt.“

„Mein neues Mädchen ist noch ein kleiner Holzkopf,“ sagte die Frau Postmeisterin lachend zu ihren Freundinnen, die bei ihr zum großen Kaffee versammelt waren.

„Entweder sie sind klug und naseweis und verlangen dabei, daß man sie in Seidenpapier wickelt, oder sie sind dumm und es ist nichts mit ihnen anzufangen,“ entgegnete eine von den Damen.

„Ich will doch lieber eine dumme als eine überkluge,“ entgegnete der Postmeisterin älteste Tochter; „die darf ihre Nase nicht in alles hineinstecken und nicht über alles mitreden. Man muß sie sich freilich zustoßen, sie kann aber auch wieder einen Puff vertragen.“

Es entstand nun eine wahre Flut von Mädchenerzählungen, und da jede Erzählende meinte, ihre Geschichte sei die interessanteste, so sprachen fast alle zugleich. Gutes kam wenig zum Vorschein, aber die Frauen waren darüber einig, daß sie die getreuesten Herrschaften seien, die Dienstmädchen aber meistens unter aller Würde gewissenlos und unverbesserlich.

Anna hörte davon nichts, sie war seelenvergnügt. Wenn das alle Tage so hergeht, dann soll es eine Lust sein. Das Rauschen der seidenen Kleider, das Klirren der kostbaren Tassen, alles erregte ihre Bewunderung. Auch stand sie im Nebenzimmer und betastete die schönen Mäntel und Hüte, und das eine Fräulein hatte ihr schon drei Tassen süßen Kaffee gegeben, die auf den Präsentiertellern herausgekommen waren.

---

Bierzehn Tage waren vergangen. Anna hatte Erfahrungen gemacht und zwar nicht die angenehmsten. Das Zustoßen dauerte vom Morgen bis zum Abend, von sanftem Zureden war nichts zu hören, es wurde gezankt und ausgelacht, auch hin und wieder geschupst. Und das ging nicht nur den Alltag so, auch den lieben Sonntag. Anna

wollte am dritten Sonntag, den sie im Dienst war, gern in die Kirche gehen. „Das geht heut nicht“, sagte die Frau Postmeisterin, „die Pflaumen zum Mus werden gekocht, die Leute haben heute am besten Zeit und uns paßt es auch gut.“

„Pflaumen schütteln?“ Anna ging ein Freudenstrahl über ihre Züge.

„Nicht du,“ ergänzte die Frau Postmeisterin, „meine Töchter wollen sich das Vergnügen machen, und du hilfst mir hier im Hause.“

Helle Thränen liefen über Annas rote Backen, und die gestrenge Frau zankte über das muckische Wesen und versicherte, daß sie so etwas durchaus nicht leide. Die drei Fräulein knüpften ihre guten Lehren daran und gingen dann in den Garten, um die blauen Pflaumen zu schütteln.

Es war gegen Mittag, Anna kam wie ein Aschenbrödel aus dem Zimmer der Töchter und schlüpfte scheu durch den Hausflur, um von den Leuten, die nach dem Bureau gingen, nicht gesehen zu werden. Sie trat in die Küche und stand erfreut vor zwei Körben blauer Pflaumen. Sie sahen sehr einladend aus, und Anna überlegte, wie schön sie schmecken würden, denn sie zweifelte nicht, daß darunter auch für sie etliche gewachsen wären. Da schoß die Frau Postmeisterin herein.

„Nasch = Trine!“ rief sie dem erschrockenen Mädchen entgegen.

Anna war feuerrot geworden, und das war der klugen Frau Postmeisterin ein sicheres Zeichen der Schuld. „Schäme dich! konntest du die Zeit nicht abwarten? Du hättest welche bekommen, so aber bekommst du keine.“

Anna versicherte ihre Unschuld.

„Hauche mich an,“ rief die gestrenge Frau.

Anna that es mit gutem Gewissen und die Frau Postmeisterin konnte auch durchaus nichts von Pflaumenduft ent-

decken, da es aber wieder gegen ihr Prinzip war, irgend ein Unrecht einzugestehen, so blieb sie bei ihrer Behauptung, und Annas Thränen rannen vergeblich.

Als die Frau Postmeisterin in die Wohnstube trat, ward sie von den zwei Töchtern, die das Gespräch durch die offene Thür belauscht hatten, mit Versicherungen von Annas Unschuld überflutet, sie hatten gehört, wie das Mädchen kurz vor der Mutter in die Küche trat, und hatten sie durch die angelehnte Thür beobachtet. „So ist's eine gute Lehre für die Zukunft!“ beruhigte sich wieder die kluge Frau.

Aber diesmal hatte sie sich geirrt. Dem kaum war Anna allein, so griff sie hastig in die Pflaumenkiste, lief auf ihr Zimmer, verschloß die Thür hinter sich und verzehrte im Gefühle der beleidigten Unschuld die gestohlenen Pflaumen. Sie schmeckten herrlich; es wäre zu abscheulich gewesen, hätte sie danach vergebens lüstern sein sollen, — und noch dazu unschuldigerweise für eine Diebin gehalten zu werden? Nein, es war eine höchst gerechte Sache, sich die Pflaumen zu nehmen. — Es war aber für das arme Mädchen ein trauriger Tag, es wagte niemand anzusehen, es hatte Pflaumen gestohlen. Seine Herrschaft dagegen meinte, es wolle grollen, und vergalt ihm das mit bösen Worten.

Nur die jüngste Tochter hatte Mitleid. Das Mädchen ist unschuldig, dachte sie, du willst ihm einige Pflaumen geben. — „Da, is!“ sagte sie zutraulich, „sei wieder vergnügt, die Mutter hat es nicht so böse gemeint; ich weiß wohl, daß du unschuldig bist.“

Anna nahm die Pflaumen nicht. „Ich danke,“ sagte sie leise und blickte nicht auf.

Das Fräulein dachte, dem Mädchen sei das Grollen lieber als die Pflaumen und wandte sich böse ab.

Anna aber brückte es im Herzen. Ein so teilnehmendes Wesen hatte sie lange nicht erfahren; sie hätte lieber ihre

Schuld eingestehen mögen, als das Fräulein böse fortzuschicken, und wenn die Frau Postmeisterin nicht dazwischen gefahren wäre, hätte sie es wohl auch gethan.

Die Frau Postmeisterin hatte es bald mit Anna soweit gebracht, wie mit ihren meisten Mädchen, die sie gehabt, und das waren in den vierundzwanzig Jahren, die sie verheiratet war, nicht wenige. Nach einigen Monaten hatte sie ihren Freundinnen die schlimmsten Sachen von ihrem Mädchen zu erzählen. Das war kein Holzkopf mehr, das war die impertinenteste Person von der Welt, dazu naschte sie ihr alles unter den Händen fort und im Bügen besaß sie eine besondere Kunstfertigkeit. Das war alles richtig. Die Frau Postmeisterin war eine vorzügliche Lehrmeisterin gewesen. Durch ihre Launen und ihr auffahrendes Wesen hatte Anna antworten gelernt; durch das ihr entgegengebrachte Mißtrauen und Kargen hatte sie naschen und lügen gelernt; und unordentlich und faul war sie, weil das Befehlen oft so durcheinander fuhr und jedes eigene Bestimmen in ihrem kleinen Küchenreiche durch die unvernünftige Herrschaft so verkümmert wurde, daß sie endlich gar keine Liebe mehr zu ihrer Arbeit hatte.

So war Weihnachten herangekommen, die Frau Postmeisterin ärgerte sich im stillen, daß sie ihrem ungeratenen Mädchen ein Weihnachtsgeschenk geben sollte, und doch hatte sich Anna in den letzten Wochen zusammengenommen. Heute sollten die Festkuchen eingerührt werden, die Frau Postmeisterin stand schon vor dem Backtrog, Anna sollte nur schnell zum Kaufmann laufen, um noch etwas Gewürz zu holen. Anna kam keuchend in den Laden, der war aber so voller Menschen, daß sie sich nicht an den Ladentisch drängen konnte. Der Frau Postmeisterin daheim schwoll der Kamm, ihre Ungeduld wollte sich nicht meistern lassen. „Das Mädchen ist vielleicht erst zu

seinen Eltern gegangen," sagten die Töchter. „Nicht vielleicht!“ eiferte die Mutter, „nein, jedenfalls!“

„Habe ich gesagt, du sollst nach Hause gehen oder zum Kaufmann?“ wandte sie sich heftig zur eintretenden Anna.

„Ich bin nicht nach Hause gewesen!“ war die kurze Antwort.

„So hast du auf der Straße gestanden oder hast im Baden das Fortgehen vergessen,“ fuhr die Frau fort.

Anna widersprach, die Postmeisterin zankte, schimpfte, Anna ward grob und gröber, die Töchter mischten sich ein, bis endlich Anna sich gezwungen sah, die Stube zu verlassen. Weinend ging sie dann zu ihren Eltern und schüttete ihnen ihr Herz aus. Der Vater zankte über die ungerechten Herrschaften, die Mutter klagte: „Wenn es bei so ehrbaren Leuten, wie bei Postmeistern nicht geht, wo soll es denn gehen?“ — Anna aber nahm sich soviel als möglich zusammen. Morgen war Weihnachtsbescherung, sie wollte sich mit den Geschenken trösten.

Der andere Tag kam und sie hatte sich sehr getäuscht. Als die Frau Postmeisterin am Abend ihre Familie in die hellerleuchtete Stube führte, da wandte sie sich recht kalt zu der erwartungsvollen Anna und sagte: „Wenn du zusehen willst, meinnetwegen! Daß du nach dem Borgesfallenen nichts bekommst, wirst du dir denken können.“

Anna stand wie vom Blitz getroffen, das hatte sie doch nicht gedacht. Ein Weihnachtsgeschenk kam ihr von Rechts wegen zu, sie hatte sich quälen müssen vom Morgen bis zum Abend, und nun, — zusehen? Sie ging auf ihr Stämmerlein und weinte sich satt.

In der Stube hatte man keine Teilnahme für sie. Das Mädchen hat kein Gefühl! meinten sie, das ist so kaltblütig und höhrend, man muß nur sein Gesicht sehen, man möchte sich tot ärgern! — Woher wußten sie das? Wer schaut denn hinein in so ein armes ernerzogenes Mädchenherz! Das Mucken und Grollen könnte oft durch einen freundlichen, ernsten Zuspruch

dem Mädchen abgenommen werden, aber die Herrschaft geht auf gleichem Wege, ihr Herz ist ohne Liebe und Teilnahme. Aber das Mädchen soll so kaltes teilnahmsloses Wesen vertragen lernen, es soll für Geld und Brot arbeiten. Was soll es dazu bewegen? Pflichtgefühl? Die Herrschaft weiß es selbst nicht, kurz und gut, es soll und muß es thun.

Am ersten Feiertag waren Postmeisters in einer Abendgesellschaft, am zweiten auf einem Ball. Anna hatte die Erlaubnis, denselben Abend auch auf einen Ball zu gehen, die Frau Postmeisterin erklärte wieder sehr klug: „Meinetwegen mag sie da tanzen, das kostet uns kein Geld und thut uns keinen Abbruch.“ Aber Aerger kostete es. Anna freute sich, daß ihr eintöniges Leben endlich einmal durch ein Vergnügen unterbrochen würde, und als die Mutter die Einwilligung nicht gleich geben wollte, kramte sie so viel Klagen über ihr trauriges Leben aus, daß der Vater selbst sagte: „Daß sie gehen, das Mädchen wird desperat, der Mensch will doch was zu seinem Vergnügen haben! Mzuhart macht schartig, von Morgen bis zum Abend angestellt und gequält — sie führt ein wahres Hundeleben.“

Ja, dienen und abhängig sein ist wohl schwer, es ist aber leicht, wenn Liebe und Teilnahme ihre lichten Strahlen in das einförmige Dienstleben werfen. Die Frau Postmeisterin hatte von alledem keine Ahnung, ihre Diensthboten hatten ihr nie Freude, nur Aerger und Unwillen erregt, hatten ihr die Tage verbittert und je älter sie wurde, je schlimmer wurden die Mädchen, behauptete sie.

In den beiden Festtagen war Anna nicht die freundlichste und die Frau Postmeisterin fand es nur für eine gerechte Strafe, wenn sie ihre gegebene Erlaubnis zum Tanzvergnügen wieder zurücknahm. Anna war von diesem neuen Angriff nicht wie vom Blitz getroffen, sie hatte sich darauf vorbereitet. Als die Frau Postmeisterin ihr den Entschluß feierlich mittheilte,

schälte sie ruhig ihre Kartoffeln weiter. Sie sagte auch kein Wort, als ihr der Befehl ward, die Waschfrau, die für den Abend bestellt war, um das Haus zu hüten, wieder abzustellen. Sie ging hin zur Waschfrau, aber sie bestellte sie nur eine Stunde später und erwartete in einiger Aufregung den Abend.

Als ihre Herrschaft fort war, rüstete sie sich mit ruhigem Herzen zu ihrem Festtagsvergnügen. Anna ging fort mit dem Gefühle des höchsten Rechtes in ihrem jetzt schon von Lügen umstrickten Herzen, sie tanzte und jubelte und vergaß allen Kummer und Aerger. Sie vergaß aber auch das Nachhausegehen, und es schlug vier Uhr, als sie vor der Hausthür stand und an der Klingel zog. Ihr Gewissen sagte ihr, daß sich etwas besonderes ereignet haben könnte. Ja, die Herrschaft war früh nach Hause gekommen, hatte die Waschfrau fortgeschickt und Anna die Thür zugeschlossen. Daran hatte sie vorher nicht gedacht, jetzt war es ihr klar, und nachdem der kalte Wind ihr noch ein Weilschen durch die dünnen Tanzkleider gefahren war, lief sie vor Kälte zitternd zu ihrer Eltern Haus. Hier klopfte sie nicht vergebens, die Mutter machte verwundert auf. Anna hatte über die Zeit getanzt, sie hatte die festen Schläfer bei Postmeisters nicht wecken wollen, die Sache war erklärlich und ward zu dieser Stunde nicht weiter erörtert.

Erst am andern Morgen brach das Ungewitter von allen Seiten über Anna her. Die Frau Postmeisterin wies ihr die Thür, die Mutter war außer sich, der Vater gab ihr einige derbe Pißfe, unterließ es dabei freilich nicht, weiblich auf Postmeisters zu schimpfen. Gegen Abend karrte der Lehrlinge Annas neuen Koffer wieder in die väterliche Wohnung.

So war Annas erste Ausflucht beendet, sie hatte es freilich sehr schlimm getroffen, und viele Mädchen kommen vielleicht erst in Jahren so weit, als sie in dem Vierteljahr. Sie war als ein unerfahrenes, gutwilliges Mädchen aus-

gegangen, und kam zurück als lügenhaft, naschhaft und voller leichtsinniger Gedanken. So wie nun Postmeisters dachten: Mit einem andern Mädchen wird es besser gehen, — so dachte sie: Mit einer andern Herrschaft wird es besser gehen. Ihre Eltern dachten ebenso und suchten ihren Trost darin, ihr Kind zu entschuldigen, die Herrschaft anzuklagen.

„Das Mädchen soll nicht wieder zu so hochnasigen Leuten,“ sagte der Vater, „zu ehrlichen Bürgerleuten soll sie. Sie mag lieber drüben zum Branntweinbrenner. Ein derbes Wort schadet weniger, als so getüftelte Redensarten, wie sie vornehme Leute führen, und hat sie auch grobe Arbeit, so ist sie mehr unter ihresgleichen und fühlt sich nicht herabgesetzt.“

Die Mutter wußte selbst nicht, wozu sie raten sollte. Anna aber nahm getrost das Mietzgeld von der Frau Stohmann, der reichen Branntweinbrennerfrau, und versprach sich nicht wenig von diesem neuen Dienst.

### Zweite Abtheilung.

Bei Postmeisters war Anna wenigstens in einem äußerlich geordneten Hausstande gewesen, in ihrem zweiten Dienste fehlte auch das.

Stohmann war ein reicher Ackerbürger, aber selbst hinter dem Pflug zu gehen, behagte ihm nicht; er überließ das dem Knecht und wußte seine Zeit besser anzuwenden. Er hatte eine Branntweinbrennerei angelegt samt einer Schenkstube, war dazu Kornhändler geworden, verdiente Geld im Umsehen und hatte keine Mühe davon. Freilich behielt auch bei ihm das Sprichwort seine Gültigkeit: Wie gewonnen, so zerronnen.

Seine Frau theilte diese Ansichten. „Können wir's doch, haben wir's doch!“ sagte sie bei jeder Gelegenheit. Sie stand

noch vormittags mit der schmutzigen Nachtmütze vor der Thür am Brunnen und klafchte mit den Dienstmädchen, während Kinder und Mägde sich eigenhändig fette Butterbrote schmierten. Am demselben Abend konnte sie in einer Atlasmantille und Blumenhaube nach dem Konzert gehen, setzte sich in die erste Reihe, ließ sich Punsch und Paifertorte bringen und freute sich, wenn Frauen und Töchter der höchsten Beamten ihren Staat bewunderten. Für Haus und Kinder lebte sie nicht; es war ihr gleichgültig, die Kinder alltags mit zerrissenen Hemden und Schuhen laufen zu sehen, wenn sie nur hin und wieder an Sonn- und Festtagen in aufgedonnerten Staatsanzügen mit ihnen stolzieren konnte.

Am Gründonnerstag trat Anna ihren neuen Dienst an. Sie hörte es noch, wie ihre Vorgängerin mit Schimpfworten entlassen wurde; es ward ihr auch etwas bange dabei, sie dachte aber: Du willst es klüger anfangen! Am Karfreitag wurde Kuchen gebacken; daß dies ein heiliger Festtag sei, merkte Anna hier im Haus nicht, — wenigstens nicht im Hauptgebäude, wohl aber im kleinen Seitensflügel, den eine andere Familie bewohnte.

Anna hatte eben im Gastzimmer sehr unwürdige Scherze mit angehört und trat nun auf den Hof, um den Bactrog noch einmal auszustäuben, als ein wunderlicher Gesang an ihre Ohren klang. Sie schaute hinauf zum Seitengebäude, die Fenster des Stübchens waren offen, eine ziemlich junge Frau saß nicht weit davon, mehrere Kinder standen neben ihr, alle sangen mit rührender Stimme ein Karfreitaglied. — Das klang doch gar zu schön. — Anna stellte unwillkürlich den Bactrog hin, und als nun das Geläut aller Glocken so feierlich einfiel, da faltete sie die Hände und dachte: Heute ist es ein Jahr, seit du zum erstenmal zum heiligen Abendmahl gegangen bist, das war doch so feierlich; willst auch deinen Gott, dem du da gelobt hast, nicht ganz vergessen.

Während dem kamen die frommen Säger die Treppe herunter, sie wollten zur Kirche. Das Dienstmädchen war auch dabei. — Unwillkürlich folgte Anna den Kirchengängern durch den Hausflur und sah ihnen über die Straße hin nach. Zugleich aber hörte sie aus der offenen Wirtsstube folgendes Gespräch:

„Ich weiß nicht, warum meine Frau die Betschwester in unser Haus genommen hat, ich kann nun einmal die Art Menschen nicht leiden und das Gesinge ist unausstehlich. Vergangene Woche übte sie eines Abends mit den Kindern: ‚Jesus, meine Zuversicht;‘ mit dem Lied ist mein Vater begraben, ich fing ordentlich an mich zu graulen, es war mir immer, als hörte ich die Erde auf den Sarg poltern.“

„Aber es ist eine gute Frau,“ sagte Frau Stohmann, als ich im vorigen Jahr die Cholera hatte, da hat sie sich nicht gescheut und mich gepflegt aus reiner Christenpflicht, wie sie sagte. Ich habe es drum geschworen, ich behalte sie im Haus, wenn wir auch keinen Pfennig Miete kriegen.“

Es war ein sonniger Tag vor Michaelis, Anna ging über den Hof und durch die Brennerei nach dem kleinen Garten, um einige Kinderwäsche zu holen. Frau Stohmann kam ihr nach und beide standen plaudernd unter den Bäumen.

„Der alte Narr da neben an hat so viele Pflaumen und wir haben keine einzige,“ sagte Frau Stohmann spaßend, „mir läuft das Wasser im Munde zusammen, wenn ich sie sehe. Mache, Anna, steige über das Staket und schüttele, es sieht uns kein Mensch.“ Sie zeigte dabei auf den Nachbargarten, der das Eigentum eines alten Gerbermeisters war.

Anna fürchtete sich. Bis jetzt hatte sie nur genascht, aber noch nicht gestohlen. Frau Stohmann aber wußte solchen Einwendungen zu begegnen.

„Das nenne ich nicht stehlen,“ sagte sie. „Ob der alte

Junggefelle ein paar Hände voll Pflaumen mehr hat oder nicht. Es ist nur ein Spaß.“

Anna stieg wirklich mit Frau Stohmanns Hilfe über das Staket, beide kicherten leise, Anna faßte schon an den Baum. Da rief plötzlich eine Stimme: „A na, thue es nicht!“

Anna, vom höchsten Schrecken ergriffen, sprang zurück, zitternd stand sie neben ihrer Verführerin, aber beide waren froh, daß die Warnung nicht von Feindes Seite, sondern aus dem eigenen Garten kam. Die Frau Pastorin hatte mit einer Dame in der kleinen Laube gefessen, beide hatten das Gespräch mit angehört, und als die Frau Pastorin sah, daß das Böse siegte, konnte sie nicht schweigen.

Sie sagte sehr ernsthaft: „Frau Stohmann, Sie können es vor Gott nicht verantworten, daß Sie Anna zu solcher Sünde verleiten.“

„Es ist ja nur ein Spaß gewesen,“ meinte diese.

Die Frau Pastorin stellte ihr vor, daß nur ein abgestumpftes Gewissen so etwas für Spaß halten könne, daß es vor Gott und vor den Augen aller rechtschaffenen Menschen Sünde sei und als solche auch vor den weltlichen Gerichten bestraft werde. Wenn der Alte Anna getroffen hätte und wir es hätten bezeugen müssen, so würde Anna verurteilt worden sein, sie hätte sitzen müssen und ihre Eltern zum Tode betrübt.

Anna weinte, Frau Stohmann hat mit der beredtesten Zunge, die Sache für diesmal ruhen zu lassen, es solle nicht wieder geschehen.

Als sie mit Anna aber wieder in der Brennerei war, ergoß sich ein Strom von Schimpfworten auf die Frau Pastorin.

So war Fastnacht gekommen. Es war ein milder Februartag, Stohmanns standen beide drüben vor der Thür eines Nachbars, die Kinder spielten Ball auf dem Hof, niemand war im Haus.

Der Brennknecht machte Anna den Vorschlag, zur Feier der Fastnacht sich heute bei seiner Schwester bei Punsch und Pfannkuchen ein Vergnügen zu machen; er fragte dabei nach ihren Geldvorräten, sie wollten zusammenlegen. — Geld hatte Anna nicht, sie wollte ihr Teil an Mehl, Butter und Eiern geben. Ein bißchen naschen war ja keine Sünde. — „Du, nimm Dich in acht,“ sagte der Brennknecht, „die Frau, glaube ich, hat dich auf dem Korne, ich habe so ein Wörtchen fallen hören.“ — Wichtig, dachte Anna, ist es nicht, neulich stöberte sie in meiner Kammer. Sie versicherte aber, sie würde sich nicht ertappen lassen.

Als die Frau weder in der Küche noch in der Speisekammer war, that sie Mehl, Butter und Eier in ein Körbchen und setzte es unter ihr Bett, dann ging sie zu sehen, ob die Frau auch nicht vor der Thür stände, denn die gestohlenen Sachen sollten sogleich aus dem Hause. Sie war nicht dort, Anna schlüpfte schnell durch den Hausflur.

„Anna!“ tönte da der Frau Stimme aus der Schenkstube, zugleich trat sie selbst in den Flur und sah lauernd nach dem Korb unter dem Mantel.

„Ich will gleich die Stiefel nach dem Schuster tragen,“ sagte Anna hastig.

„Beige doch mal!“

Die Stohmann machte den Korb auf. „Schöne Stiefel ei du Spitzbube!“

Bei diesen Worten trat ihr Mann herzu und einige Gäste aus der Stube folgten. Stohmann lachte und schimpfte, beides durch einander: „Da haben wir's! da ist ja der Galgenstrich endlich entdeckt!“ u. s. w.

Anna gab sich noch nicht verloren. Sie behauptete, alles ehrlich gekauft zu haben als ihren Anteil zum Fastnachtsvergnügen, und nur aus Furcht vor den Scheltworten der Frau hätte sie gesagt, sie hätte Stiefel im Korb.

Nun entstand ein Schimpfen und Hin- und Herreden, Stohmann schlug endlich so gewaltig auf Anna ein, daß diese ihre Schuld eingestand.

„Was wir hier gefunden haben, ist schon genug,“ rief Frau Stohmann zornig, „sie müßte ins Gefängnis; ich weiß recht gut, daß sie mich die ganze Zeit her bestohlen hat; jetzt ist sie ertappt.“

Niemand hatte bemerkt, daß die Frau Pastorin den Lärm mit angehört hatte. Jetzt trat sie hinzu, ihre hohe ruhige Gestalt imponierte allen.

„Frau Stohmann, haben Sie in so kurzer Zeit Ihre Ansichten geändert?“ fragte sie ernst. „Erinnern Sie sich unseres Begegnens im Garten; Anna hat jetzt nur gethan, was Sie damals guthießen. Wird das Mädchen angezeigt, so halte ich es für meine Pflicht, zu seiner Entschuldigung auch dies zu offenbaren.“

„Spaß ist Spaß und Ernst ist Ernst!“ rief Frau Stohmann zornig; aber sie fühlte, daß sie nicht auf festem Boden stand und lenkte ein: Diesmal mag es dem Mädchen noch so hingehen, nur um der rechtschaffenen Eltern willen wollen wir keinen Skandal machen.“

Aber Skandal machte sie genug, Schimpfworte und Anschuldigungen stürmten auf Anna los. Stohmann, der seine Frau wohl kannte, durchschaute die Sache und ging brummend weg. Anna mußte aber augenblicklich das Haus verlassen, und wenn die Frau Stohmann der schwarzen Frau Pastorin wegen die Sache auch nicht anhängig machen konnte, so brachte sie doch alles zur Kenntniß der Nachbarschaft.

Anna saß geknickt bei den Eltern auf einer Bodenkammer, der neue Pöffer stand neben ihr, schon zum zweiten mal hatte ihn der Lehrlinge nun wieder hergefarret. Der Vater hatte seinen Zorn durch Schläge an der Tochter ausgelassen, jetzt

schimpfte und fluchte er abwechselnd auf die schlechten Herrschaften. Die Mutter ging weinend im Haus umher.

Da klopfte es leise an der Thür und herein trat die Frau Pastorin.

„Da kommt ein Engel!“ sagte Frau Weber schluchzend; „o, Sie haben heute mein Kind gerettet, wie sollen wir es Ihnen danken!“

„Ich möchte das Mädchen zu mir nehmen,“ entgegnete die Angeredete; „wenn Sie keinen Dienst für Anna haben, kann sie Ostern zu mir ziehen. Meinem Mädchen habe ich einen bessern Dienst verschafft, wo es mehr Lohn verdient, da ich nur wenig geben kann.“

Der Vater war erstaunt, daß es eine Frau geben könnte, die eine entdeckte Diebin in den Dienst nehmen will.

„Denken Sie denn das Mädchen auf andere Wege zu bringen?“ fragte Meister Weber kleinlaut.

„Ich nicht, aber der Herr dort oben“, — war die Antwort.

Frau Weber konnte vor großer Bewegung nur wenige Worte stammeln und Anna nahm mit zerknirschem Herzen das Mietsgeld von der Frau Pastorin.

---

### Dritte Abteilung.

Es war wieder am grünen Donnerstag, aber früh in der Dämmerung, — denn Mutter und Tochter scheuten sich, von den Leuten gesehen zu werden, — als der Lehrjunge zum drittenmal den Koffer aus dem Hause karrte. Anna war es schwer ums Herz.

Der Vater hatte auch diesmal Furcht, ja womöglich noch mehr als bei den ersten Versuchen, denn es ging erst recht zu einer vornehmen Frau. Der Frau Pastorin Vater war Konsistorialrat gewesen, und aus Schippau, wo der

selige Herr Pastor war, kam jetzt noch öfter die Frau Gräfin zu der Wittve und ihren Kindern, oder ließ die ganze Familie hinüberholen. Wie kann es eine solche Frau gut meinen mit der Tochter eines armen Schneiders? Sie wird denken, Anna darf jetzt nicht viel Ansprüche machen und mag sich plagen mit den sechs Kindern. Meinetwegen mag sie sich plagen, wenn es nur nicht wieder bald aus ist, dachte der Vater.

Frau Weber hatte sich nicht hänge machen lassen, ihr Herz schlug sehr, als sie der Frau Pastorin gegenüberstand, und es nicht lassen konnte, ihr jetzt die Tochter an das Herz zu legen, wie damals der Frau Postmeisterin.

„Ich verstehe Sie wohl,“ entgegnete diese. „Ja, ich will versuchen, mit Mutteraugen über sie zu wachen, ich habe auch die frohe Zuversicht, es wird alles gut gehen. Nicht wahr, Anna?“ sie reichte dabei freundlich dem Mädchen die Hand.

Anna weinte und nickte mit dem Kopf. Welches Mädchen hätte auch dagegen etwas einzuwenden? sie möchten wohl alle gern fromm und gut werden. Anna fühlte sich jetzt schon viel getroster; so freundlich hatte lange niemand mit ihr geredet, selbst die Mutter nicht. Wenn die Frau Pastorin so frohe Zuversicht hat, wird sie auch wissen, wie ich's anfangen muß, dachte sie. Und Frau Webers Herz war von Dank erfüllt.

Die Frau Pastorin hatte sich nicht gescheut, sogleich zu sagen, daß ihr Haus auf den Herrn Jesum Christum gebaut sei und daß sie nur in seinem Beistande Ruhe und Frieden finde. Das ist ein gar schweres, aber ein seliges Wort. Den armen Hausfrauen liegen die täglichen kleinen Sorgen des Lebens ob, Steinchen und Steine rollen ihnen unaufhörlich in den Weg, und wenn auch ihre Füße da hinüber müssen, so müßte doch das Gemüt nicht nitzspringen und sich auf und ab bewegen vom Morgen bis Abend. Frühmorgens steht sie eine Reihe von Delflecken die Treppen hinauf, die Magd hat

gestern abend halb schlafend die Lampe schief gehalten, — dann klirrt es in der Küche, man weiß nicht, was zerbrochen ist, — die Klage ist an den Kalbsbraten gesprungen und hat die Nieren abgefressen, — in den Honigtopf sind die Ameisen gelaufen, aus der Wäsche ist ein einzelner Strumpf gekommen, wo steckt der andere? — die Jungens machen Schmutzspafen durch die Stube, die eben ausgefegt ist, — das Kleinste greift nach der Ofenröhre und stößt den Milchtopf um, — der Mann legt die Zigarrenasche auf die reine Kaffeeserviette, und die Frau selbst steppt den einen Hemdsärmel links, den andern rechts ein. So giebt es hundert und aber hundert kleine Begebenheiten, die das Leben einer Frau heumruhigen können.

Der Frau Pastorin erzählte einst ein guter Freund, wie er in seinen jungen Jahren wollte eine Fußreise machen. Sehnsucht trieb ihn fort aus dem alltäglichen Leben nach einem herrlichen Ziele. Einen großen Tornister schaffte er sich an, denn mitnehmen mußte er mancherlei Dinge, die, wie er meinte, ihm alle unentbehrlich waren. Mit den Wissenschaften darfst du nicht ganz und gar aus der Übung kommen, die nötigsten Bücher müssen mit, und hin und wieder wird studirt, es finden sich Ruhestunden, man kann nicht immer wandern. Dazu gehört dann der Schlafrock, Bequemlichkeit ist nach weiter mühevoller Wanderung eine angenehme Sache. Seine Mutter hörte lächelnd diesen Ueberlegungen zu. Du mußt das aber alles selbst tragen, liebes Kind, sagte sie. Ei das ist auch alles nicht schwer, und so notwendige Dinge muß man doch mit sich führen. Ich muß auch den Leibrock mitnehmen, ich habe Empfehlungsbriete an vornehme und berühmte Leute, ich werde vielleicht zu Tische geladen, und es wäre mir unlieb, meines Anzuges wegen das ausschlagen zu müssen. So fanden sich noch allerhand Dinge und er trat seine Reise an, mit einem Tornister, innen und außen bepackt und Rock- und Hosentaschen auch nicht leer. — Am ersten

Abend that ihm sein Rücken gewaltig weh. Er überlegte die Sache: Willst du nicht alle Freude an der Reise aufgeben, so schicke Sachen fort. Er schickte alle unnützen Bücher an seine liebe Mutter. — Am zweiten Abend schmerzte ihn sein Rücken womöglich noch mehr. Das Ding geht nicht. Ei, laß den Leibrock zurück; wenn man eine so herrliche Reise macht, fragt man nicht nach vornehmen Gesellschaften, und Leute, die mich nicht in Reisekleidern sehen wollen, müssen rechte Philister sein. Er schickte den Leibrock zur lieben Mutter. Wie freute er sich, als er am nächsten Morgen mit leichterem Tornister wegging. — Noch viel zu schwer! rief er am dritten Abend. Unsinn über Unsinn, der Schlafrock muß noch fort; wenn man so viel Herrliches sieht und erlebt, fragt man nicht viel nach dem Schlafrock. Er wurde heimgeschickt. — Es blieb auch dabei nicht, je schöner die Reise ward, je mehr Dinge fanden sich unnütz in Taschen und Tornister, und da es garnicht der Mühe wert war, sie heimzuschicken, so ließ er sie am Wege liegen. Und je weniger er zu tragen hatte, je fröhlicher ward sein Sinn, und seine Reiselust und Kraft ward immer größer.

Dasſelbe hatte die Frau Pastorin erfahren. Mit vollem Tornister und Täschchen und Taschen hatte sie ihre Lebensreise angetreten. Aber dem eigenen Frieden und der eigenen Seligkeit zuliebe hatte sie nach und nach alles dahingegeben, kluges Wissen, Ansehen bei den Leuten, Bequemlichkeit und allerhand kleine Reigungen, die angenehm scheinen, aber doch nur Bürden sind und die rechte Reiselust und Freude stören. Weil sie gern leicht reiste, that es ihr gar von Herzen weh, wenn sie eine vielgeplagte Hausfrau schwer bepackt einherseufzen sah. Ach, liebe Schwester wirf es von dir, befreie dich von der Last, die eigene Wünsche und Eitelkeit dir auferlegen.

Die Frau Pastorin bewohnte ein kleines Häuschen hinten an der Stadtmauer. Es war Anna ganz recht, daß es so

einsam lag; hier war sie sicher, ihren früheren Bekannten nicht zu begegnen. Es war auch sehr lieblich hier. Aus der freundlichen Küche sah sie auf den reinlichen Hof und auf den hübschen Garten und grünen Wall unter der Stadtmauer. Die Frau Pastorin saß mit den Kindern am Wall und pflückte Weilchen und Schlüsselblumen. Anna sollte die Milchsuppe kochen. So viel Milch, so viel Wasser nimmst du, so viel Gries und Salz, sagte die Frau Pastorin, ich komme nicht in die Küche, du mußt allein kochen; wird die Suppe etwas zu dick, so essen wir sie, wird sie zu dünn, essen wir sie auch, und das nächste Mal machst du es besser. Anna befolgte die Angaben ihrer Herrschaft, und war froh, nach eigener Einsicht und nach Gefallen sich ihre Arbeit einteilen zu dürfen.

Viele geringfügige Dinge durfte Anna auf ihre Weise machen, ja die Frau Pastorin konnte scherzend sagen: Wir wollen sehen, ob wir nichts von dir lernen können. Dazwischen belehrte sie Anna über diesen und jenen Punkt auf eine so milde Weise, daß diese Vertrauen und Freude zum eigenen Thun gewann. Alle diese äußerlichen Dinge kommen nach und nach von selbst in die gewünschte Ordnung, wenn der innerliche Zusammenhang der rechte ist. Vertrauen, Liebe, die daraus wachsende Treue, der Gehorsam, der Fleiß, — das hat alles seinen Grund im geistigen Verkehr und Verhältnis zu einander.

Am zweiten Osternachmittage wurde das kleinste Kindchen in einen Wagen gepackt und von der ganzen Familie wurde so ein Spaziergang unternommen. Die Saaten leuchteten im ersten Grün, die Berchen sangen, der Weißdorn blühte, es war ein herrlicher, süßer Weg auf dem Grasrain an der Höhe. Sie setzten sich hier, spielten, sangen, die Frau Pastorin war fröhlich wie ein Kind. Währenddessen zogen unten auf der Chauffee Schwärme von Vergnügungssüchtigen nach den Kaffeegärten und Tanzböden. Anna dachte daran, wie sie im ver-

gangenen Jahr mit ihnen zog, und wie Mißmut und Reue diesen wüsten Vergnügungen folgten. Laß sie ziehen, dachte sie, mich sollt Ihr nicht wieder mit euch ziehen sehen.

So vergingen viele Wochen und Anna hatte in dieser Zeit große Fortschritte gemacht. Die Frau Pastorin benutzte jede Gelegenheit, den Samen des Guten zu säen. Besondere Stimmungen des Mädchens suchte sie zu benutzen; wenn es nur ein treuer Rat, eine treue Bitte war, der Segen konnte nicht ausbleiben. Anna schien auch eine ganz andere geworden zu sein, und wenn die Frau Pastorin das menschliche Herz nicht genau gekannt hätte, würde sie geglaubt haben, bald am Ende aller Sorgen zu sein.

Die Frau Pastorin hatte öfter erwähnt, daß Leute, die einmal erkannt haben, daß der breite Weg der Sünde derjenige ist, der in das Verderben führt, nie fröhlich darauf wandern könnten. Ob das wohl wahr ist? dachte Anna; ob du in deinen alten Gesellschaften nicht mehr könntest lustig sein? es war doch eine schöne Zeit, es ist doch schade, daß es nicht so fortgehen konnte. Deine Herrschaft ist herzensgut, aber oft ist es zu einsam hier, man kann doch mit Menschen verkehren, ohne gleich gottlos zu werden.

Es war Ende Juli, da ging Anna, nachdem sie den Tag viel unruhige Gedanken gehabt, noch spät Abends in den Garten und schaute vom Wall über die Stadtmauer in das Feld. Da war es auch still, nur ein einsamer Wanderer ging zwischen dem hohen Korn. Der Wanderer kam näher, Anna erkannte den Brenn knecht.

Er beredete sie, nächsten Sonntag mit ihm zum Tanze zu gehen. Anna sagte zu. Nur einmal zum Spaß meinte sie. Da die Frau Pastorin es nicht erlauben würde, sollte es heimlich geschehen. Um diese Zeit, wo alles im Haus schlief,

wollte sie über die Mauer klettern, aber nur eine Stunde ausbleiben.

Sie ging den Sonntag zweimal in die Kirche, um nur beschäftigt zu sein, und den Nachmittag kam glücklicherweise die Frau Gräfin aus Schippau, da war so viel äußerliche Bewegung, daß Anna ihre innerliche Bewegung wohl verbergen konnte. Als endlich alle im Hause schliefen, stieg sie mit Hilfe der Hühnerleiter an der Stadtmauer herunter.

Von ihren Freunden wurde sie mit Jubel empfangen, sie spotteten über die Muckerfrau und bemühten sich, Annas Gewissen zu betäuben. Das gelang aber nicht, Anna fühlte keine Freude, nur Angst, und die Größe ihrer Sünde stand ihr gar deutlich vor Augen. Der Frau Pastorin Schilderungen vom wüsten Treiben der Sünde waren getreu, und auch darin hatte sie recht: wer einmal den breiten Weg der Sünde und den schmalen Weg der Tugend erkannt hat, der sieht mit anderen Augen, hört mit anderen Ohren. Anna verglich mit den sanften Liebesworten der Frau Pastorin dies leichtsinnige Wesen ihrer alten Freunde, sie konnte es richtig beurteilen. Die meinen es schlecht mit dir, hörte sie deutlich eine Stimme; ja als des Brennknichts Schwester ihr allerlei schlechte Pläne mittheilte, wie sie möchten die Frau Pastorin betrügen, da entfuhr ihr einige Worte des Unwillens und sie eilte fort, von Angst und Schrecken getrieben.

Sie schlich leise in ihr Stübchen; sie hoffte, niemand sollte von ihrem Gange etwas erfahren. In dieser Ansicht zeigte sie sich am anderen Morgen ganz besonders harmlos, ja freudiger und rüstiger als je, die Erinnerung an die vergangene Nacht war ihr wie ein wüster Traum, die Sehnsucht nach solchen Vergnügungen war für jetzt geheilt, sie hätte nur gewünscht, es gar nicht versucht zu haben.

Gleich nach dem Nachmittagsgottesdienst hatte die Frau Muhme am Fenster vorgesprochen. Sie hatte allerhand Uebles

von Anna zu berichten, konnte sich aber nicht so, wie sie es wünschte, darüber auslassen. Erstens liebte die Frau Pastorin solche Berichte nicht, und dann machte damals auch die Frau Gräfin von Schippau dem Gespräch ein Ende. Als die Frau Pastorin nun aber im Bette noch keinen Schlaf finden konnte, fielen ihr die Berichte der Ruhme wieder ein, noch mehr aber beunruhigte sie das wunderliche Wesen, das sie in den letzten Tagen an Anna bemerkt hatte. Wie von einer Ahnung getrieben, stand sie auf und sah in Annas Kammer. Die war leer, die Hausthür war verschlossen, Anna war nirgends und konnte nur über die Gartenmauer gegangen sein. Sie forschte dann genauer nach, sie fand die Leiter an der Mauer und erkannte die ganze Wahrheit. So Schlimmes hatte sie nicht mehr von dem Mädchen erwartet. Sie legte sich zu Bett, aber schlafen konnte sie nicht, doch hörte sie zu ihrem Troste sehr bald Annas Kammerthür auf- und zugehen. Was wirst du morgen mit ihr thun? Sie strafend zur Rede stellen? Oder noch einmal es mit liebevollem Zuspruch versuchen? So gingen die Gedanken in ihr auf und ab. Sie betete innig zu Gott für sich und für das Mädchen, schlief dann ruhig ein und fing am Morgen mit liebewarmem Herzen getrost ihr Tagewerk an. Annas geschicktes Benehmen, ihren Fehltritt zu verbergen, hätte sie noch mehr entnütigen können. Als Anna nach der Andacht das Zimmer verließ, folgte sie ihr in die Küche.

„Anna,“ sagte sie, „mir kannst du vielleicht entgehen, aber dem lieben Gott nicht. Wolltest du thun, als ob ich es nicht weiß, wolltest du thun, als ob du mich nicht betrübt hättest, so sage mir, ganz wie du es deinem eigenen Herzen sagen würdest, was du vor deinem Gewissen jetzt beginnen willst.“

Anna weinte heftig, bat um Verzeihung und gelobte wahrhaftige Besserung. Die Pastorin zeigte so viel Theilnahme, daß es Anna gar nicht schwer wurde, ihr Herz aufzudecken und genau zu zeigen, wie sie sich hatte verführen lassen. Sie

fügte hinzu, daß sie gestern einen solchen Ekel empfunden und nun gewiß wäre, nie wieder mit diesen schlechten Freunden anknüpfen zu können, und bat nur noch die Frau Pastorin, ihren Eltern nichts davon zu sagen.

„Sie würden es von anderen Leuten erfahren,“ entgegnete diese; „und willst du zeigen, daß es dir ernst mit der Besserung ist, so wirst du jetzt selbst gehen und es ihnen gestehen und um Verzeihung bitten.“

Anna hatte manche Einwendungen, sie fürchtete sich vor den Schlägen des Vaters; aber die Frau Pastorin blieb streng bei dem Gesagten.

„Ja ich will,“ sagte Anna entschlossen, „ich will auch alles bekennen. Was die Menschen sagen, soll mir gleich sein, und will mein Vater mich schlagen, so mag er es thun. Von heute an werde ich anders, der Herr wird mich stärken, ich habe ein großes Vertrauen, daß er mir alle meine Sünde vergiebt und mir ein neues Herz geben wird.“

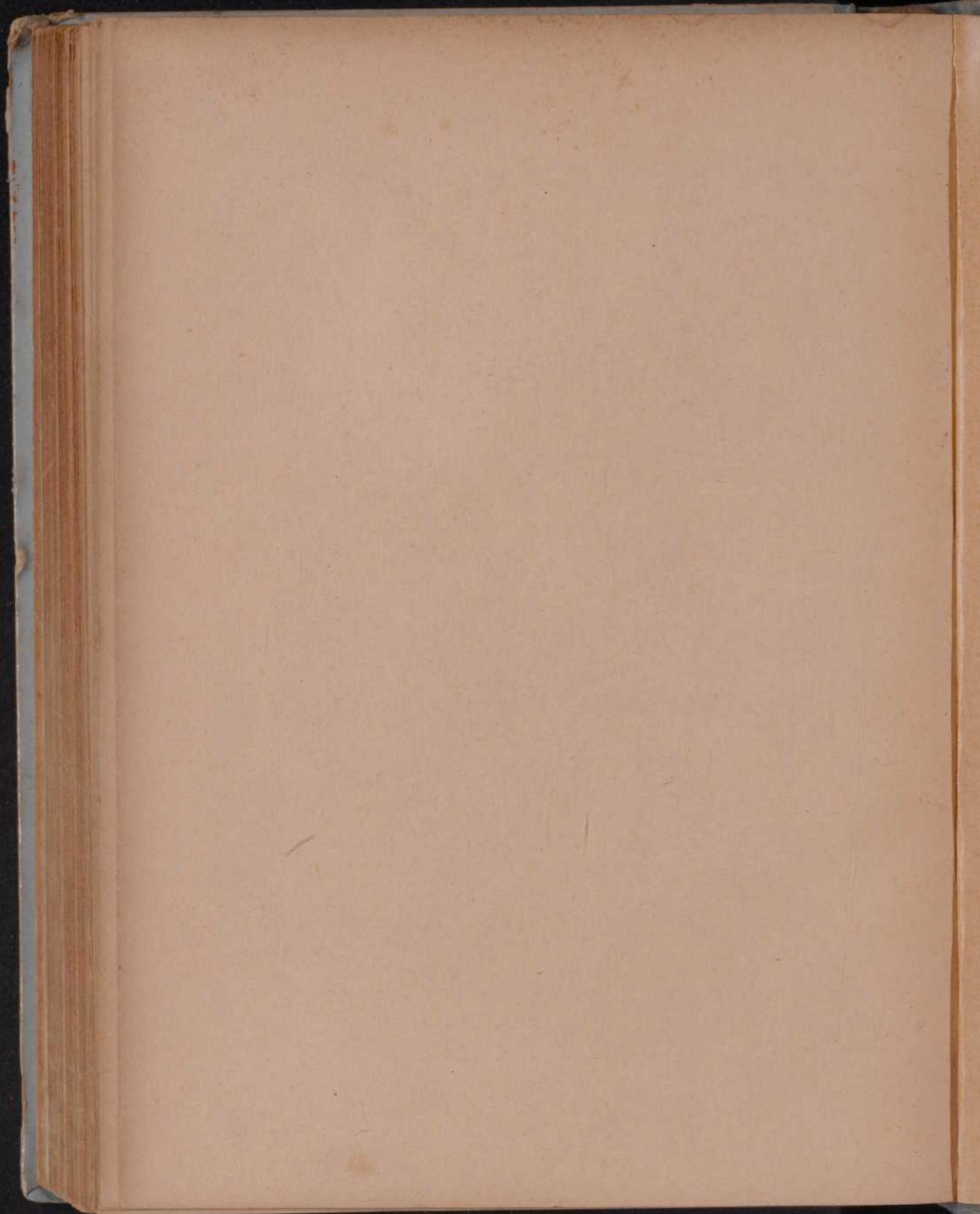
Anna fand ihre Mutter allein. Sie gestand ihr alles. Diese rang wieder die Hände, wollte nicht glauben, daß die Frau Pastorin wirklich verziehen, und lief sogleich selbst zu ihr. Gott sei Dank, Anna hatte nicht wieder gelogen. Aber sehr traurig machte die Sache sie doch. Nur die Frau Pastorin war ruhig und getrost und konnte die ängstliche Mutter trösten. Frau Weber übernahm es endlich, auch dem Manne alles mitzuteilen, und verließ wie gewöhnlich mit herzlichen Ermahnungen ihr Schmerzenskind.

„Die arme Frau,“ sagte die Pastorin, als Frau Weber das Haus verlassen. Die Worte gingen Anna wie ein Schwert durch die Seele, sie sah zum erstenmal die arme betrübtete Mutter in ihrem Herzeleid vor sich. Sie lief plötzlich der Mutter nach, umschlang sie weinend und sagte: „Mutter, ich kann es in meinem Leben nicht wieder gut machen, ich bin ein gar zu gottloses Kind gewesen.“

Sie weinten beide. Der Mutter waren die Thränen Balsam auf die harten Wunden, der Tochter stärkten sie das Herz für ihr neues Leben.

Anna ging nun auf gutem Wege weiter. Sie war zwar nicht plötzlich geheilt; Lügen entführen ihr noch manchmal unwillkürlich, gleich aber sagte sie: „Ach nein, so war es nicht;“ sie blieb oft länger aus, als sie sollte, aber sie verleugnete nie ihr Unrecht. Von Michaelis ab hätte die Pastorin eigentlich keiner Hilfe mehr bedurft, die älteste Tochter konnte schon in der Hauswirtschaft helfen; aber Webers hielten so dringend, sie möchten die Tochter noch behalten, sie verlangten auch keinen Lohn, und Anna blieb. Die Frau Pastorin gab sich die Mühe, ihr das feine Nähen, Stopfen, Waschen und Plätten beizubringen, ja, als solche Arbeit sich außer dem Hause für sie fand, blieb sie auch noch den nächsten Sommer, nähte unter ihrer Herrschaft Aufsicht für fremde Leute und zog dann im Herbst als Jungfer zur Frau Gräfin nach Schippau. Liebedoll war jetzt ihr ganzes Wesen, am innigsten aber liebte sie die Frau, die ihr rettender Engel geworden war.

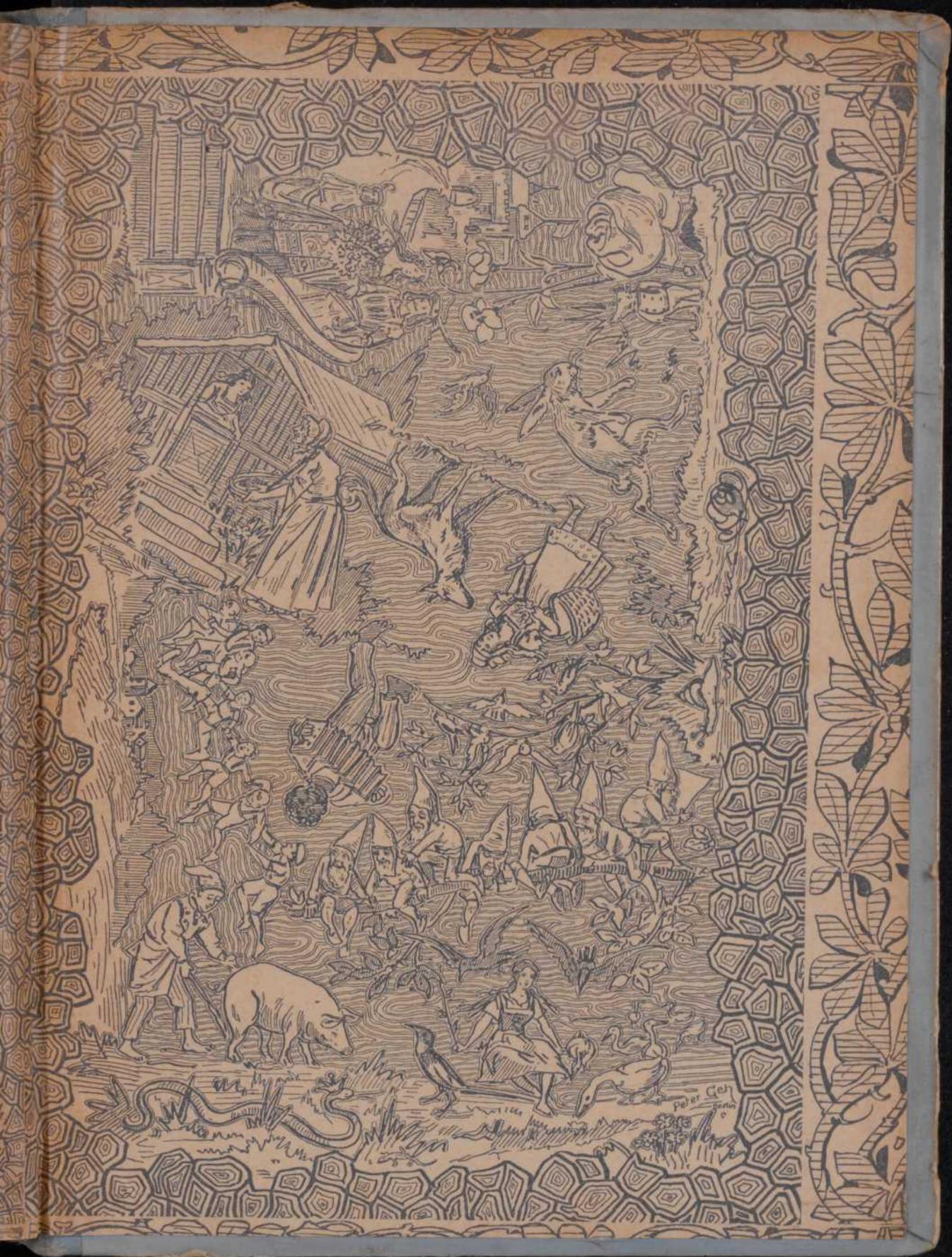


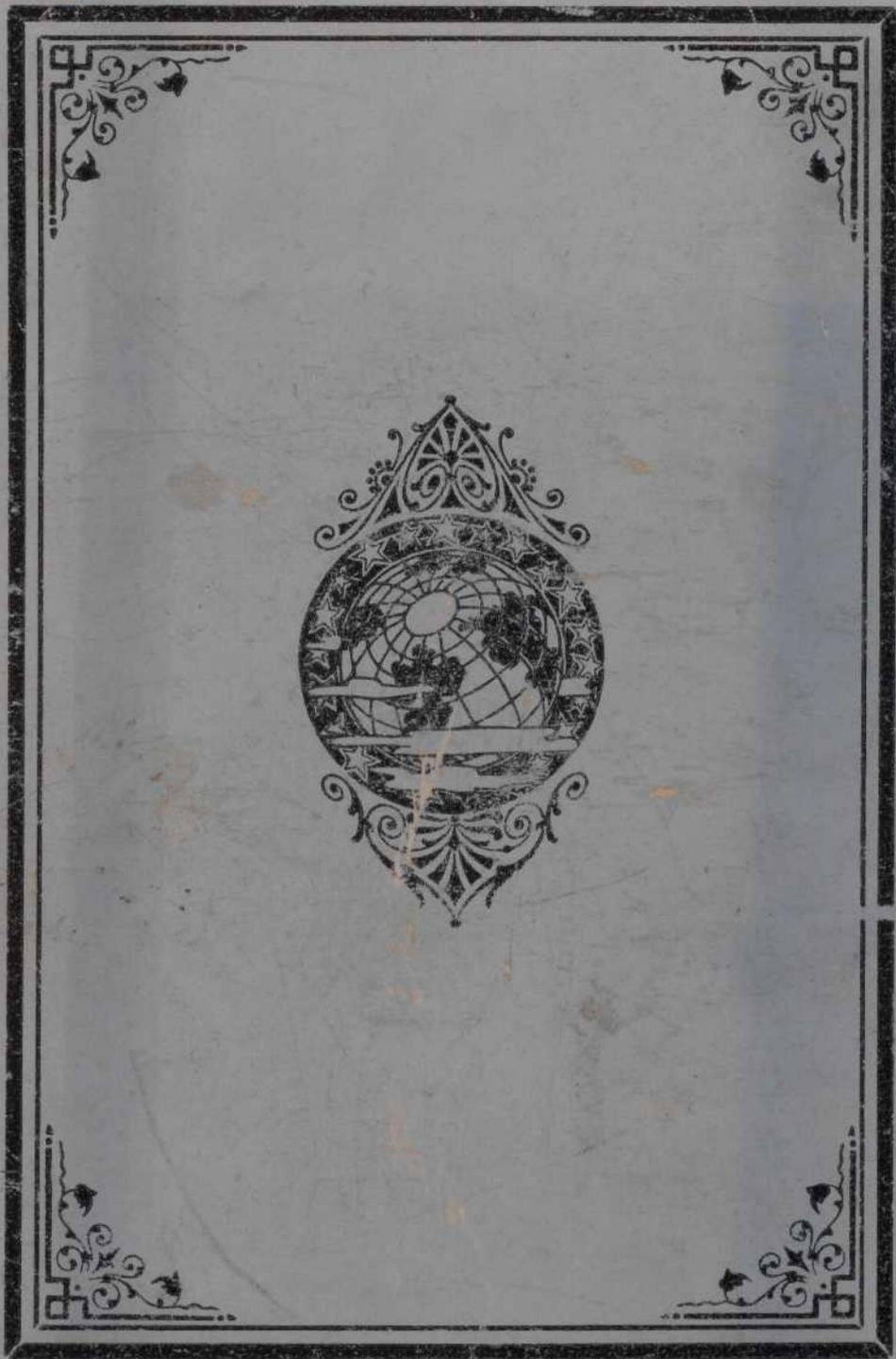


35-









4229

# Sechs Erzählungen

für die Mädchenwelt

von

Marie Nathusius.

Illustriert von Peter Geh.

Unter Berücksichtigung der neuesten Rechtschreibung.



Verlag von Richard Gahl

Berlin N. 4.



ZS182

H4

UB BIELEFELD

990/4491900+01



3.19

K

KLZ

99

ZS182

H4

[1902]